COLUMBIA LIBRARIES OFFSITE
CU50528181
591.963 B74 Ergebnisse einer rei

591.963 B74

Columbia University
in the City of New York

Library

Ergebnisse

einer

Reise nach Habesch

im Gefolge

Seiner Hoheit des regierenden Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha

Ernst II.

von

Dr. A. E. Brehm

Direktor des zoologischen Gartens zu Hamburg, Mitglied der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen deutschen Akademie der Naturforscher, der „Isis" zu Dresden, der naturforschenden Gesellschaften des Osterlandes, der Wetterau und zu Leipzig, des naturwissenschaftlichen Vereins zu Hamburg, der Gesellschaft deutscher Ornithologen und der Zoological Society zu London.

Hamburg

Otto Meißner.

1863.

Seinem Lehrer und Freunde

Herrn Dr. G. Hartlaub,

dem gründlichsten Kenner und eifrigsten Beförderer der Vogelkunde Afrikas,

widmet diese Blätter

als ein geringes Zeichen seiner Hochachtung

der Verfasser.

350368

O.9-08 mis. G 55

Vorwort.

In den nachfolgenden Blättern übergebe ich der Oeffentlichkeit einige Beobachtungen, welche ich während der Reise Seiner Hoheit des regierenden Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha in den Bogosländern zu sammeln Gelegenheit hatte und im ausdrücklichen Auftrage Seiner Hoheit ausgearbeitet habe. Sie waren bestimmt, einen wissenschaftlichen Anhang zu dem Reisewerke des Herzogs zu bilden; Verschiedenheit der Ansichten aber, wie solche zwischen Verlegern und Schriftstellern stattzufinden pflegen, und die Denen, welche zwischen den Zeilen lesen können, nicht erst erörtert zu werden brauchen, haben es räthlich erscheinen lassen, Nachstehendes mit Genehmigung des Herzogs gesondert herauszugeben.

Es gereicht mir zur Beruhigung, daß ich hinsichtlich der Geringfügigkeit, Dürftigkeit und Unvollständigkeit meiner „Ergebnisse" im Voraus der Nachsicht meiner Leser, einschließlich der Fachgenossen, sicher sein darf. Zwei böse Feinde haben mich während der Reise gehindert und gequält: der Mangel an Zeit und das Fieber! Ich bin nicht lässig gewesen. Vom Bord des Schiffes und vom Rücken des Maulthiers aus habe ich rastlos nach Rechts und Links gespäht und mit dem Merkbuche in der Hand die reichhaltigen Gegenden durcheilt, welche zu durchforschen mir nicht vergönnt war. Hätten mich meine Reise-

gefährten und zwar Seine Hoheit ſelbſt und mein eifriger und liebenswürdiger Freund Leibarzt Dr. Haſſenſtein nicht weſentlich unterſtützt: es würde mir nicht möglich geweſen ſein, auch dies Wenige zu bieten.

Meine Beobachtungen beanſpruchen übrigens, all' ihrer Mängel ungeachtet, den Werth der Urſprünglichkeit. Ich berichte nur über Thiere, welche wir wirklich geſehen haben. Aeltere Erinnerungen laufen freilich zuweilen mit unter; es ſind ſogar Anderer Angaben der Vergleichung, Erweiterung oder Berichtigung halber mit eingeflochten worden: Dies aber wird, meine ich, das Ganze eher gefördert, als beeinträchtigt haben. Soviel kann ich verſichern: Das Wenige, welches ich biete, iſt mit der größten Gewiſſenhaftigkeit gegeben.

Vor allem Andern habe ich die Lebensverhältniſſe der Thiere ins Auge gefaßt. Auch Dies dürfte gerechtfertigt ſein. In einem Gebiet, welches ſo große Meiſter wie Ehrenberg und Rüppell durchforſcht haben, hält der Schüler nur Nachleſe: aber gerade in den Arbeiten der Meiſter ſoll er das Ziel ſeiner Beſtrebungen erkennen. Beobachtung der Lebensverhältniſſe abiſſiniſcher Thiere war mir geboten: die Thiere ſelbſt ſind von Meiſterhand gezeichnet worden.

Egipten habe ich hier ausgeſchloſſen — nicht aber ganz vergeſſen. Noch habe ich die Feder nicht aus der Hand gelegt!

Mit aller Abſicht ſind meine Mittheilungen im volksthümlichen Tone niedergeſchrieben worden. Ich habe eben nicht ausſchließlich für den engen Kreis meiner Fachgenoſſen ſchreiben wollen. Dieſen ſind hauptſächlich die Mathematik und das eingeflickte Latein — die Maße und die Verzeichniſſe — beſtimmt, welche die übrigen Leſer großmüthig überſchlagen und überleſen wollen. Ob ich meine anerkennenswerthe Abſicht, den Einen, wie den Andern gerecht zu werden, erreicht habe — darüber werden die im Dunklen hauſenden Richter entſcheiden, welche berufen ſind, den Werth oder Unwerth meines Buches abzuwägen.

Ihnen lege ich auch ein Geſtändniß ab: Jagd auf Druckfehler iſt nicht diejenige, welche ich mit Luſt und Geſchick betreibe. Ein lieber

Freund aus der alten Heimat hilft mir zwar regelmäßig mit arbeiten: aber der sechste Sinn, welcher zu solcher Jagd unerläßlich ist, mangelt uns Beiden. Es sind also viele Druckfehler stehen geblieben. Die sinnentstellenden habe ich berichtigt, die übrigen berichtigt der geneigte Leser selbst.

Somit wissen die Herren Beurtheiler, wo sie Milde walten lassen können oder Strenge üben müssen. Gleichwohl empfehle ich auch ihnen diese Bruchstücke mit dem Wunsche, daß ihnen die eigenen Werke weniger Mühe und Ungelegenheiten verursachen mögen, als vorliegendes mir bereitet hat.

Hamburg, im Juli 1863.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Reisebericht	1
Die Beobachtungsgebiete	23
Verzeichniß der gesehenen Säugethiere	55
Zur Lebenskunde einiger Säugethiere	69
Verzeichniß der gesehenen Vögel	203
Beobachtungen über einige Vögel und deren Leben	231

Reiſebericht.

Seine Hoheit der Herzog beauftragte mich, der übrigen Gesellschaft voraus zu reisen, um in Massaua soviel als möglich alles Nothwendige vorzubereiten. Ich verließ am achten Februar Leipzig und reiste mit der Ueberlandpost in einem Zuge bis nach Aden. Von dort aus nahm ich ein kleines arabisches Fischerboot, mit welchem ich nach Massaua fuhr. Bei der großen Eile der Reise hatte ich erklärlich sehr wenig Zeit, unterwegs Beobachtungen zu machen; dennoch drängten sich mancherlei Thiere meinen Blicken förmlich auf, und als ich nun später von Massaua aus unser eigentliches Jagdgebiet untersuchte, konnte ich doch wenigstens Einiges beobachten.

Das mittelländische Meer war merkwürdiger Weise gerade jetzt, während der Winterzeit, sehr arm an Vögeln. Ich hatte gehofft, große Massen von jenen Wasservögeln zu finden, welche hier den harten Winter verbringen, fand mich aber sehr getäuscht. Außer wenigen gemeinen Möven arten, einer und der andern Scharbe, konnte ich Nichts beobachten. Während der ganzen Reise bekam ich weder die im Mittelmeere so häufigen Sturmschwalben (Thalassidroma), noch Sturmtaucher (Puffinus), welche sonst jeden Forscher auf dieser Reise zu unterhalten wissen, zu Gesicht. Erst in der Nähe der afrikanischen Küste wurde es besser. Ich war nunmehr in die Winterherberge unserer nordischen Vögel eingetreten. Im Hafen von Alexandrien schwärmten unter dem gewöhnlichen Getümmel auch seltene Fischer- und die noch in jeder Sammlung gern gesehenen Zwergmöven (Chroicocephalus Ichthyaetos und Chr. minutus) lustig umher. Drei Arten von Scharben (Phalacrocorax Carbo, Ph. africanus und Ph. pygmaeus) tauchten auf und nieder, und ein vereinsamter Haubensteißfuß (Podiceps cristatus) schwamm stolz umher.

Auf der vermittelst der Eisenbahn zurückgelegten Reisestrecke von Alexandrien bis Kairo überkamen mich liebe, alte Erinnerungen. Ich fand eine große Anzahl meiner früheren Bekannten wieder und hatte die Genugthuung, zu bemerken, daß die Eisenbahn, welche sonst doch überall die Vögel zu vertreiben pflegt, hier noch keinen großen Einfluß geübt hat. Die überall gemeinen Sporenkibitze (Hoplopterus spinosus) liefen ebenso ruhig in dem mit Wasser gefüllten Graben neben dem Eisenbahndamme umher, wie sie früher geblieben waren, wenn ein Reiter an ihnen vorüberzog; die Strandreiter (Himantopus rufipes) kümmerten sich nicht im Geringsten um den Lärm des dahinbrausenden Bahnzuges; der gescheckte Eisvogel (Ceryle rudis) fing nach wie vor seine Fische, jetzt unmittelbar an dem Eisenbahnwege; die eben recht häufige Rosenmöve (Gavia gelastes) flog unbesorgt über dem Bahnzuge hin und her und spähte nach den Kerbthieren unten in den Feldern, welche gegenwärtig ihre hauptsächlichste Nahrung ausmachten. Verschiedene Enten, welche zu beiden Seiten der durch den Mareotissee geführten Bahn die Wasserflächen bedeckten, flogen gar nicht auf, als wir vorüberrasselten. Nur die großen Reiher (Ardea cinerea, A. purpurea, Egretta alba und E. garzetta) und Löffler (Platalea leucorodia) erhoben sich trägen Fluges, und die rosenroth schimmernden Reihen der Flamings (Phoenicopterus antiquorum) standen jetzt tiefer im See, als früher. Der Nachtreiher (Nycticorax griseus) dagegen ließ sich durch den Lärm des Zuges kaum stören in seinem Tagesschlummer, welchen er auf Bäumen dicht an der Bahn gelegener Gärten abhielt, und mein ganz besonderer Liebling, der Kuhreiher (Ardeola Bubulcus), flog nicht auf vom Rücken der dumm glotzenden Büffel (Bubalus vulgaris), sondern that ihnen nach wie vor jene beiden Theilen zusagenden Liebesdienste an, als habe es für ihn niemals eine Eisenbahn in Egipten gegeben. Krähen (Corvus cornix) und Sperlinge (Passer domesticus) hatten sich natürlich, wie bei uns, mit der neuen dampfenden Bewegungsmaschine ganz vertraut gemacht und ließen sich nicht beunruhigen, und der Schmarotzermilan (Milvus parasiticus) war auf den Bahnhöfen ebenso heimisch geworden, als in den Gehöften der Stadt und des Fellahdorfes oder auf den Mastbäumen der Nilschiffe. In der Nähe von Kairo sah ich, zu meiner großen Freude, auch ein paar Bekannte aus der Klasse der Säugethiere, zwei Ichneumons (Herpestes Ichneumon)

und einen Sumpfluchs (Lynx Chaus) nämlich, welche in dem schon ziemlich hohen Getreide einen Raubzug ausführten, durch den plötzlich heranrauschenden Bahnzug erschreckt worden waren und nun in großen Sprüngen eilig das Weite suchten. Thiere, welche besonderer Theilnahme würdig gewesen wären, beobachtete ich übrigens nicht; denn die Bahn führt nicht durch die eigentlichen Schatzkammern des Naturforschers.

Der Wüstenstreifen zwischen Kairo und Sues, welcher namentlich den Vogelkundigen viele Beschäftigung zu geben weiß, zeigte mir diesmal nur einige wenige Gazellen (Gazella dorcas). Sonst beobachtete ich auf der ganzen Strecke kein anderes Thier; die kleinen Vögel (Saxicola, Galerita, Melanocorypha, Certhylauda, Cursorius, Pterocles) mochten sich vor dem Lärm zurückgezogen haben, und die Wüstenmäuse (Dipus aegyptiacus) schliefen in ihren Löchern.

Der Meerbusen von Sues war verhältnißmäßig reich belebt. Eine ziemliche Anzahl von Möven (Chroicocephalus ridibundus und capistratus, Gavia gelastes, Larus fuscus etc.) begleitete unser Schiff mehrere Tage lang, auch dann noch, als schon längst alles Land aus den Augen gekommen war. Unweit des Ras Mahammed bemerkte ich die ersten braunen Tölpel (Dysporus fuscus oder D. brasiliensis), in der Nähe von Jedda Seeschwalben (wahrscheinlich Thalassipora infuscata); aber erst bei Mocha zeigten sich auch Pelekane (Pelecanus rufescens), an denen das rothe Meer so reich ist. Delphine folgten uns während der ganzen Reise; es verging kaum eine Stunde des Tages, wo wir ihrer nicht ansichtig wurden. Schon kurz hinter Jedda nahmen die Seevögel in überraschender Weise zu. Die braunen Tölpel flogen jetzt scharenweise an unserem Schiff vorüber und über dasselbe weg, selbst durch die Rauchsäule; unter ihnen zeigten sich auch bereits die ersten weißen Tölpel des rothen Meeres (Sula melanops), die südlichen Möven (Larus crassirostris), die schnelle Raubseeschwalbe (Sylochelidon velox), und hoch in den Lüften schwebten und spielten die früher von mir noch nie gesehenen Tropikvögel (Phaëton aethereus), während über das Meer kleine, schwarz und weißgescheckte Wasservögel dahinflogen, oft auf den Wellen ausruhend, in die Tiefe derselben hinabtauchend, wieder erscheinend, immer aber scheu vor dem Schiffe entfliehend. Sie hielten sich stets so weit von uns, daß mir nicht einmal das Fernrohr Aufklärung über sie verschaffen konnte. Einige Male sahen wir auch Edelfalken (Dendro-

falco concolor) und einen Wanderfalken (Falco spec?) von Klippe zu Klippe oder von Inſel zu Inſel ſtreifend. Der Fiſchadler (Pandion haliaëtos) war überall eine ganz gewöhnliche Erſcheinung; er ſtieß mehr als ein Mal dicht neben dem Dampfſchiff in das Waſſer hinab und arbeitete ſich dann, zum großen Ergötzen der aufmerkſamen Reiſenden, mühſelig durch Flügelſchläge wieder aus den Wellen empor, mit ſeiner glücklich erwiſchten Beute hierauf der nächſten Inſel zufliegend. Auch auf dem rothen Meere ſahen wir keinen Sturmvogel und ebenſowenig irgend einen Taucher.

Die wenigen Stunden, welche ich in Aden verbrachte, erlaubten mir wenigſtens einen Blick auf die dortige Thierwelt. Die weidenden Schafe, welche ich ſah, gehörten ſämmtlich der Raſſe an, welche wir das perſiſche Fettſchwanzſchaf (Ovis platyura persica) zu nennen pflegen, derſelben Raſſe, welche auch längs der afrikaniſchen Südküſte des rothen Meeres faſt ausſchließlich gezüchtet wird. Die Ziegen, welche auf den ſchwarzen, vulkaniſchen Bergen umherkletterten, waren klein und den Zwergziegen ähnlich, welche vom weißen Nil bis nach Guinea das bevorzugte Hausthier der Neger ſind. Eigentliche Zwergziegen (Hircus reversus) waren es aber nicht: es ſchienen mir vielmehr Baſtarde zwiſchen dieſen und einer der größeren Raſſen zu ſein, welche Arabien bewohnen. Die Hunde glichen ganz dem rothen, abſcheulichen Köter Egiptens und liefen auch herrenlos in großer Menge, wie dieſe, auf den Bergen umher, ſtanden bettelnd vor den Buden des Marktes, wie ihre egiptiſchen Brüder, oder waren eifrig beſchäftigt, die Auswurfſtoffe des menſchlichen Leibes zu vertilgen, welche die biederen Bewohner Adens, wie in den innerafrikaniſchen Städten und trotz der engliſchen Polizei, in den Straßen abgelegt hatten. Unter allen Hausthieren fiel mir beſonders die Katze auf, welche in Aden eben keine Seltenheit zu ſein ſchien. Sie zeigt ſich ſo recht eigentlich als Nachkömmling der kleinpfötigen Wildkatze (Catus maniculatus); — doch ich werde auf ſie zurückkommen. Die Eſel Adens ſind kleine, ſchmächtige, ziemlich vernachläſſigte Thiere, die Pferde dagegen durchgehends wohlgebaut: ſie künden, daß ſie eben auf der arabiſchen Halbinſel geboren und groß geworden ſind. Alle hier lebenden Kamele gehören zu der einbuckligen Art (Camelus Dromedarius); ſie ſind aber bei weitem nicht ſo ſchön, als die innerafrikaniſchen, ſondern ziemlich ſchwer gebaute Thiere, der in Unteregipten gezüchteten Raſſe entfernt ähnelnd. Die wenigen Rinder,

welche ich ſah, gehörten ſämmtlich zu der äthiopiſchen Raſſe des afrikaniſchen Zebu (Bos africanus aethiopicus).

Von wildlebenden Säugethieren ſah ich blos einige Hamadryaden (Cynocephalus Hamadryas), junge Weibchen, welche, wie die Araber mir ſagten, in der Nähe der Stadt gefangen worden waren. Vor einigen Häuſern waren auch Gazellen angebunden und zwar perſiſche (Gazella subgutturosa), Thiere, mit welchen Pallas und Güldenſtädt uns ſchon zu Ende des vorigen Jahrhunders bekannt machten, ſelten noch in unſeren Muſeen und Thiergärten, durch Größe und die graue Färbung von der afrikaniſchen Art leicht zu unterſcheiden.

Reicher zeigte ſich die Klaſſe der Vögel. Auf allen Bergen ſaß der ſchmuzige Aasgeier (Neophron percnopterus); denn für die Lieblingsnahrung dieſes Reinigers der Straße ſorgte, wie bemerkt, die Bevölkerung in großartiger Weiſe. Er war faſt häufiger, als der Schmarotzermilan, welcher ſich hier ebenfalls mit der ihm eigenthümlichen Dreiſtigkeit maſſenhaft umhertrieb. Sonſt ſah ich noch einige Felſentauben (wahrſcheinlich Columba glauconotos) und tiefer unten an den Bergwänden den kleinen, ſchwarzſchwänzigen Steinſchmätzer (Saxicola melanura) in ziemlicher Anzahl. Am Meeresſtrand ſaßen in langen Reihen die Möven, welche ich ſchon im rothen Meer ſo häufig geſehen hatte, und einige Seeſchwalben, während der ſchwarzköpfige Reiher (Ardea schistacea) langſamen Schrittes unter dem recht zahlreich vorhandenen Strandgewimmel umher ſchritt.

Das kleine Boot, mit welchem ich noch am Tage meiner Ankunft in Aden meine Reiſe fortſetzte, bot mir kaum mehr Gelegenheit, Beobachtungen zu machen, als das Dampfſchiff ſie mir gegeben hatte. Die Eile unſrer Reiſe und die Nothwendigkeit, günſtigen Wind immer beſtmöglichſt zu benutzen, verhinderte mich, da auszuſteigen und zu jagen, wo ich ſicher gute Erfolge erzielt haben würde. Alles, was ich wahrnahm, ſah ich gleichſam nur im Fluge, und nur zweimal erlaubte es mir Wind und Wetter, das Land auf einige Stunden zu betreten.

Ich verließ Aden mit leichtem Wind in der zehnten Abendſtunde. Das Boot war gut gebaut, und die Fahrt förderte, ſo daß wir mit Tagesanbruch ſchon ein Dritttheil der Strecke zwiſchen Aden und Bab el Mandeb zurückgelegt hatten. Wir ſteuerten an der Südküſte Arabiens hin; allein die Furcht unſeres Schiffsführers vor den räuberiſchen Arabern, welche

dieſe Küſte bewohnen, ließ meine Bitte, ſo nahe als möglich längs des Küſtenſaumes hinzuſteuern, ſpurlos verhallen. Der gute Seemann fürchtete, auch wenn er tauſend Schritte von der Küſte entfernt dahinfuhr, irgend eine vom Lande abgeſandte Kugel könne ſich nach ſeinem edlen Herzen verirren, und hielt es deshalb für unumgänglich nothwendig, dem ſo gefährlich dünkenden Lande möglichſt aus dem Wege zu gehen. So kam es, daß ich außer der überaus häufigen weißäugigen Möve nur noch die bereits oben erwähnten ſchwarz und weißgefleckten Taucher und die herrlichen Tropikvögel beobachten konnte. Sie waren es, welche die ſonſt ſo langweilige Fahrt erträglich machten. Ich ſah mit immer erneuter Luſt ihren herrlichen Flugkünſten zu.

Vor Sonnenuntergang liefen wir in den Hafen der jetzt von den Engländern beſetzten und mit einem Leuchtthurm gezierten Inſel Perim ein, und ich begab mich, von einigen hier wie in der Verbannung lebenden Engländern aufgefordert, alsbald ans Land. Die Inſel iſt ein ausgebrannter Feuerſpeier und mit Lavablöcken ſo bedeckt, daß man nur mit ſchwerer Mühe einen gangbaren Weg von einem Ende zum andern hat herſtellen können. Blos in einigen wenig vertieften Rinnſalen wachſen dürftige Gräſer; ſonſt iſt die ganze Inſel todt und öde. Kaum eine Möve wagt es, ſich in ihrer Nähe umherzutreiben; kein eigentlicher Seevogel weiter nähert ſich ihrem Strand. Der kleine ſchwarzſchwänzige Steinſchmätzer allein iſt es, der hier feſten Fuß gefaßt hat und Jagd auf die wenigen Kerbthiere betreibt, welche hier leben. Zu meiner nicht geringen Verwunderung ſah ich in der Wohnung meines Gaſtfreundes, mit welchem ich die ganze Inſel durchſtreift hatte, mehrere Jagdgewehre und glaubte ſchon annehmen zu dürfen, daß die Offiziere von Perim aus zuweilen Jagdzüge nach der benachbarten aſiatiſchen oder afrikaniſchen Küſte unternähmen. Die Sache verhielt ſich aber anders: alle Jagdgewehre waren einzig und allein zur Vertilgung der Wanderratte (Rattus decumanus) beſtimmt. Dieſer häßliche Nager hatte gleichzeitig mit den Engländern feſten Fuß auf der Inſel gefaßt und hier ſich, aller Verfolgung ungeachtet, ſo vermehrt, daß er jetzt von der Beſatzung die größte aller Plagen genannt wurde. In den drei Monaten ſeines Aufenthaltes hatte der engliſche Offizier wohl unzählige Ratten erlegt, ſonſt aber weiter keinen Schuß gethan.

Von Perim fuhren wir am andern Tage binnen wenigen Stunden

nach Mocha, weil die arabiſchen Schiffe von hier aus über den ſchmalen Meerbuſen ſetzen, wenn ſie irgend eine Stadt der afrikaniſchen Küſte beſuchen wollen. Bei einem kurzen Jagdausfluge längs der ſandigen und ſchlammigen Küſte wurde mir zum erſten Male der Reichthum des rothen Meeres offenbar. Die weißäugige Möve ſaß hier nicht zu Hunderten, ſondern zu Tauſenden vereint auf den Sandbänken. In allen Buchten wimmelte es von Strand- und Ufergeflügel: in den Tiefen ſtanden die kleinen, ſo häufigen ſchwarzköpfigen Reiher paarweiſe; aber hin und wieder ſah man auch zahlreiche Geſellſchaften von Löfflern (Platalea tenuirostris?) und Silberreihern (Egretta orientalis?); die einen durchſuchten, ihren Löffelſchnabel ſeitlich hin und her ſchwingend, den Schlamm nach Kerb- und kleinen Muſchelthieren, Würmern und dergleichen, die andern ſtolzirten ernſtwürdig in den Buchten auf und nieder, um nach Fiſchen zu jagen. Sie ſchnellten den langen Hals oft genug mit blitzſchneller Bewegung vorwärts, und faſt immer war ihre Jagd von Erfolg gekrönt. Mehrere Arten von Seeſchwalben trieben ſich ferner von der Küſte unter Tölpel- und Tropikvögeln herum.

Im inneren Lande zeigten ſich die in dieſen Landſtrichen gewöhnlichen Vögel. Schmuzige Aasgeier waren zahlreich, ungleich häufiger aber die Schmarotzermilane, welche hier ganz wie in den egiptiſchen und innerafrikaniſchen Städten zu Hauſe waren. Sonſt gab es in dem Palmenhain, welcher ſich längs der Küſte dahinzieht, einige Thurmfalken (Cerchneis spec?), Turteltauben (Turtur semitorquatus) und Lachtauben (T. risorius), weiter aber Nichts. In der Stadt ſelbſt waren Sperlinge (und zwar Passer rufidorsalis) recht häufig, was ich beſonders deshalb erwähnen will, weil ich dieſe Hausfreunde des Menſchen in dem ſchief gegenüberliegenden Maſſaua nicht mehr fand. Den ſehr ſalzhaltigen Küſtenſaum zwiſchen Meer und Palmen belebten einige wenige Haubenlerchen (Galerita lutea) und Steinſchmätzer (wohl Saxicola saltatrix); im Ganzen aber war dieſer Theil ſehr arm an Thieren.

Von den Bewohnern erfuhr ich, daß tiefer im Innern und zwar auf den ſo berühmten Kaffeebergen Paviane häufig wären; auch erzählte man mir von einigen Antilopen und wilden Ziegen (?). Von anderen Thieren, etwa mit Ausnahme des Haſen, wußte man Nichts zu berichten.

Die Hausthiere glichen ganz denen, welche ich in Aden geſehen hatte, nur die Eſel waren ungleich ſchönere, ſtolzere Thiere: ſie erinnerten an

die edelsten persischen Rassen, welche man durch Kreuzungen mit dem Onager (Asinus Onager) so veredelt hat.

Wir verließen Mocha in der Mitternachtsstunde, weil der Schiffsführer an den von allen Seefahrern des rothen Meeres so gefürchteten Hänischinseln bei Tage vorüberkommen wollte. Mit Sonnenaufgang lagen diese vulkanischen Eilande auch wirklich vor uns. Sie steigen kohlschwarz aus dem Meer auf, sind aber, Dank der Feuchtigkeit, welche das Meer ihnen spendet, bis zum Gipfel hinauf begrünt. Wie mich der Schiffer versicherte, giebt es keine Quellen auf ihnen; wohl aber sammelt sich an einigen Stellen Regenwasser an, und dieses genügt, die auf diesen Eilanden gar nicht seltenen Gazellen zu erhalten. Wir fuhren im Süden der Hänischinseln vorüber, zwischen mehreren kleinen Klippen hindurch, welche mit Tölpeln, Seeschwalben und Pelekanen bedeckt waren, wie die Vogelberge des hohen Nordens. Mehrere Mal durchschnitt unser vor dem besten Winde dahineilendes Boot förmliche Vögelwolken. Dennoch konnte ich aus ihnen keine Beute gewinnen. Wohl feuerte ich mehrere Schüsse mit dem besten Erfolge ab, und rechts und links stürzten die Getroffenen in die Fluth: allein die schwerfällige Takelage der dortigen Schiffe machte es mir unmöglich, auch nur einen der von mir erlegten Vögel aufzunehmen. Um das Segel einzureffen, hätte man die Raae niederlegen und das im Innern des Schiffes liegende, kleine Boot herauf winden müssen. Diese Arbeit, das Hin- und Herrudern mit dem Boote und das Wiederaufziehen des Segels würde aber mindestens eine Stunde in Anspruch genommen haben — und soviel Zeit besaß ich eben nicht. So mußte ich die werthvollen Vögel, welche ich erlegt hatte, auf den Wellen treiben lassen! Dies verstimmte mich aber derartig, daß ich schließlich meinen Jagdeifer nur noch auf einen und den andern der außerordentlich häufigen Haie richtete.

Gegen Mittag kamen wir in die Nähe des im vorigen Jahr aufs neue ausgebrochenen Feuerspeiers von Ed. Derselbe hatte sich seit etwa zwei Monaten wieder beruhigt; wir konnten nicht einmal die schwache Rauchsäule bemerken, welche jetzt, nach der Versicherung der Eingebornen, noch aufsteigen soll. Gegen Abend landeten wir bei dem in der gleichnamigen Bucht gelegenen Dorfe Ed selbst. Der Schiffsführer behauptete, in der Nacht, der Klippen wegen, nicht weiterfahren zu können, und ich benutzte gern die mir hierdurch gebotene Gelegenheit, das Dorf und seine Umgegend zu durchstreifen. Dr. A. Petermann giebt auf einer Karte seiner

Geographiſchen Mittheilungen noch im neunten Hefte des Jahrgangs 1860 dieſes Dorf als franzöſiſches Beſitzthum an. Die ganze vermeintliche Beſitznahme aber beruht auf einem großartigen Schwindel. Das Dorf mit ſeiner ganzen Umgebung iſt auch wahrhaftig nicht geeignet, jemals für Europäer erſprießlich zu werden. Es liegt auf einer ziemlich weiten Ebene, welche beinah vollkommen Wüſte genannt werden darf. Gelber Wüſtenſand und Lavablöcke bedecken die Ebene, welche nur dürftig von krüppelhaften Mimoſen beſtanden iſt. So weit das Auge reicht, findet ſich keine Stelle, wo jemals ein Feld angelegt werden könnte. Es mangelt ſogar an Waſſer; denn die Löcher, welche man im Bette eines Regenſtromes eingräbt, um Trinkwaſſer zu erlangen, dienen nur von einem Tage zum andern. Heute werden ſie gegraben, morgen iſt das Waſſer ſchon ſo ſalzig, daß es höchſtens zum Tränken der Herden benutzt werden kann. Niemals iſt das Dorf und die Umgegend an die Franzoſen abgetreten worden; niemals iſt es das geweſen, und niemals wird es das ſein, für was es von den großſprecheriſchen Welſchen ausgegeben ward! Die ganze Küſte hier iſt traurig, entſetzlich öde und arm; ſie bietet kaum dem Eingebornen genügenden Lebensunterhalt: ein Europäer müßte in Ed geradezu verhungern!

Ich durchſtreifte die Wüſte, weil mir geſagt worden war, daß Gazellen und Strauße in ihr nicht zu den Seltenheiten gehören. Allein nicht einmal die Spur der genannten Thiere fand ich auf. In der Nähe des Dorfes konnte ich einige Paare des weißbrüſtigen Raben (Corvus scapulatus), einen Aasgeier (Neophron percnopterus) und drei oder vier Schmarotzermilane bemerken. In der Wüſte ſah ich Haubenlerchen (Galerita lutea), Steinſchmätzer (Saxicola saltatrix), Honigſauger (Nectarinia metallica), und einen Laubſänger (Phyllopneuste spec?), weiter Nichts: ſo arm iſt die von betrügeriſchen Franzoſen „paradieſiſch“ genannte Gegend von Ed!

Auf unſerer ferneren Reiſe hatten wir durchgehends nur ſehr ſchwachen Wind und kamen deshalb äußerſt langſam vorwärts. Wir ſegelten mehrmals an Klippen vorüber, welche von Guano bedeckt waren und ſtark nach dieſem werthvollen Dung rochen. Immer ſahen wir ſie von dichten Vogelwolken umgeben. Jemehr wir uns den Dahlakinſeln näherten, um ſo häufiger und reichhaltiger wurde die Vogelwelt. Pelekane zeigten ſich jetzt zu Hunderten und zu Tauſenden; Reiher, Möven, See-

ſchwalben waren überraſchend häufig. Auf der kleinen, unbewohnten Djeſihret el Ramuhs — Mückeninſel — konnte ich, weil Holzmangel den Schiffer zum Anlegen zwang, ein Mal den hier zur Nachtruhe vereinigten Pelekanen einen Beſuch abſtatten. Die Inſel war ſo dicht mit Gebüſch, hauptſächlich Schorageſträuch bewachſen, daß ich mich mit meinem Begleiter förmlich in dem Dickicht verirrte und erſt nach langem Mühen wieder an den Strand gelangte. Ich hatte viele Pelekane geſchoſſen, der Dunkelheit wegen aber nur zwei aufgefunden, bekam jedoch eine Kenntniß von dem Reichthum des Meeres, wie ſie mir nicht hätte beſſer werden können. Gelegentlich der Beſchreibung des Pelekans werde ich auf dieſes in vieler Hinſicht merkwürdige Eiland zurückzukommen haben.

Lange vor Sonnenaufgang ſetzten wir unſere Reiſe fort, fuhren den ganzen Tag hindurch und vernahmen mit Sonnenuntergang den Kanonenſchuß, welcher den gläubigen Maſſauern anzeigte, daß der Tag zu Ende gegangen. Am Morgen des 6. März lag die Stadt vor uns, und wenige Stunden ſpäter hatte die Meerfahrt ihr Ende erreicht.

Im Hafen von Maſſaua ſchwammen die Pelekane ſorglos zwiſchen den Schiffen umher; die weißäugigen Möven und die ſchnellen Seeſchwalben ſaßen auf den Dächern zwiſchen Mönchsgeiern und Schmarotzermilanen. Einige Tölpel flogen zuweilen hoch in der Luft über die Häuſer hinweg, hielten ſich aber immer vorſichtig außer Schußnähe. In den ſeichteren Buchten liefen der Reiherläufer (Dromas ardeola), der Löffler und der ſchwarzköpfige Reiher umher. Ueber dem Schoragebüſch der benachbarten Inſel wimmelte es von Aasgeiern und Milanen; denn dieſe Raubvögel hatten dort ihre Horſte angelegt. Silberreiher waren ſehr ſelten, obgleich noch immer häufiger als Enten: — von dieſer Familie habe ich auf dem ganzen rothen Meere nur eine einzige Art geſehen.

Die Anordnung der nothwendigen Vorbereitung für die Reiſe des Herzogs hielt mich hier und in dem nahen Umkullu bis zum 9. März feſt. Dann brach ich in Geſellſchaft eines Holländers, des Barons van Arkel d'Ablaing, von neuem auf, um das mir von den dortigen Europäern beſonders gerühmte Jagdgebiet der Samchara und des Gebirges der Bogos in Augenſchein zu nehmen, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen und zugleich, ſoviel die Zeit es erlaubte, Beobachtungen zu ſammeln.

Umkullu ist blos eine starke halbe Meile von Massaua entfernt und hat vor diesem einzig und allein das gute Wasser und das frische Grün der Parkingsonien voraus. Die Umgegend ist verhältnißmäßig reich. In unmittelbarer Nähe des Dorfes findet der Jäger schon vielfach Gelegenheit zu edlem Waidwerk.

Gazellen (Gazella Dorcas und G. Soemmeringii), Zwergböckchen oder Beni-Israel (Cephalophus Hemprichiana), Hasen (Lepus abyssinicus) und Wüstenhühner (Pterocles quadricinctus) sind die jagdbaren Thiere, welchen von den Europäern nachgestellt wird; die Bewohner selbst sind viel zu faul, als daß sie Gazellen, und viel zu abergläubisch, als daß sie den durch ihre Glaubenslehren verbotenen Hasen nachstreben sollten. Allnächtlich besucht die gefleckte Hiäne (Hyaena crocuta) das Dorf, um Das aufzusuchen, was ihr die Geier übrig gelassen haben. Letztere scheinen geradezu ständige Bewohner der Gehöfte zu sein; man sieht sie mit dem Milan täglich in großer Menge. Recht hübsch sind die Gärten. Manche Parkingsonien sind ganz bedeckt von den Nestern des Webervogels (Ploceus flavoviridis); auf andern hört oder sieht man die geperlten Bartvögel (Trachyphonus margaritatus), Droßlinge (Pycnonotus Arsinoe), die Baumnachtigallen (Aeodon minor), Honigsauger (Nect. metallica), Lach- und Kaptauben (Turtur risorius, Oena capensis), zuweilen auch einen Madenhacker (Buphaga erythrorhyncha), welcher von seinen Geschäften ausruht. Zwischen den Häusern läuft die anmuthige, kleine Ammerlerche (Pyrrhullauda crucigera) traulich umher; auch die Haubenlerche ist häufig. Doch ist die Umgegend des Dorfes verhältnißmäßig noch immer sehr thierarm; denn erst im Innern der Samchara bekommt man einen Begriff von dem Reichthum, welchen diese armerscheinende Steppenwüste enthält.

Am Nachmittag des 9. März verließ ich mit dem neugewonnenen Freunde das Dörfchen Umkullu und ritt der ersten Haltestelle unseres Weges zu, einem baumreichen Regenbette, in welchem während der trockenen Jahreszeit hier und da Brunnen eingetieft werden. Der Ort heißt Desset und liegt in nordwestlicher Richtung etwa anderthalb Meilen von Umkullu entfernt. Der Regenstrom selbst hat seinen Ursprung viel weiter nördlich und etwas westlich in dem Gebirge und nimmt während der Regenzeit alle Gewässer auf, welche ihm von einem Theile des Gebirges und den niedrigen

Bergen der Samchara geſpendet werden. Nur da, wo er ſich zwiſchen nahe aneinanderſtehenden Bergen durchgebrochen hat, iſt er arm an Pflanzen: während des größten Theils ſeines Laufes zieht er ſich in einem ziemlich breiten Thale hin und gewährt dieſem die Möglichkeit, ſich mit einem ſtellenweiſe recht üppigen Steppenwalde zu bekleiden. Er iſt der erſte Ort, in welchem man den Reichthum der Samchara kennen lernt. Alle bei Umkullu genannten Thiere bewohnen auch ſeine Ufer; dazu treten jedoch noch mehrere neue hinzu. Wir ſpürten den Jagdleoparden (Cynailurus guttatus) und ſahen Manguſten (Herpestes gracilis und H. fasciatus), viele Gazellen, Zwergböckchen, eine Menge Haſen und große Herden von Kamelen, Rindern, Ziegen und Schafen. Aus der Klaſſe der Vögel beobachteten wir Steppenweihe (Circus pallidus), Sperber (Nisus sphaenurus), Raubadler (Aquila rapax), den Gaukler (Helotarsus ecaudatus), den Amſeling (Cercotrichas erythroptera), Erdtauben (Chalcopelia afra oder Peristera chalcopsilos), Frankoline (Francolinus rubicollis), Wüſtenhühner, Trappen (Otis arabs).

Die folgende Tagereiſe führte uns bis zu dem nächſten Regenſtrom, Amba genannt, welcher ungefähr in gleicher Richtung wie der Chor Deſſet dem Meere zuläuft. Er enthält noch ſüßes Waſſer, und deshalb raſteten wir hier, weil der zweitfolgende, Gonzal geheißen, nur Salzwaſſer bieten kann. Auf dem Wege ſahen wir einige zwanzig Antilopen, drei verſchiedenen Arten angehörend, aber außer den ſchon geſtern geſehenen Trappen wenig bemerkenswerthe Vögel. Die Richtung des Weges blieb ziemlich gleichmäßig dieſelbe: wir gingen immer nach Nordweſten hin weiter.

Schon von Amba aus zogen wir durch Straßen, welche hin und wieder ganz der reinen Wüſte glichen. Nur die flacheren Thäler ſind begrünt und belebt, die Hochebenen und Hügel dagegen ganz kahl; hier konnte ſich kaum ein Gräschen zwiſchen der Kiesdecke hervordrängen. Von Gonzal aus wurde die Gegend lebendiger, die Pflanzenwelt in den Thälern üppiger und die Berge grüner. Wir durchzogen eine etwa anderthalb bis zwei Meilen breite Ebene, welche zwiſchen den höheren Gebirgszügen der Samchara und dem eigentlichen Gebirge liegt. Hier ſahen wir zum erſten Male förmliche Wälder. Sie ziehen ſich zu beiden Seiten eines langen Regenſtroms dahin und ſind ſo dicht, daß man ſie nur hier und da durchdringen kann. Wir ſpürten Hiänen in ihnen, ſtörten Füchſe (Vulpes

famelica) und Schakale (Canis mesomelas) auf und fanden vielfach Gelegenheit zur Jagd des Hochwildes, obgleich die Gazellen um so seltner wurden, je reichhaltiger die Pflanzenwelt sich zeigte. Auf einem ziemlich begrünten Hügel bemerkte ich die ersten Paviane (Cynocephalus Hamadryas); in der weiten Ebene trieben sich die Sömmeringsantilopen (Gazella Soemmeringii) umher. Zwergböckchen waren gemein: eine Jagdgesellschaft hätte in einer Stunde Dutzende von ihnen erlegen können; Hasen wurden gar nicht beachtet. In den Lüften kreiste neben dem Raubadler und Gaukler der erste Sekretär (Gypogeranus serpentarius), auf den hohen Mimosen saßen Singsperber (Melierax polyzonus), Thurmfalken (Cerchneis guttatus?) und Würger; aus einer dichtverschlungenen Laube klang uns zum ersten Male der Flötenruf des Orgelwürgers (Telephorus aethiopicus) entgegen. Prachtvolle Glanzdrosseln (Pholidauges leucogaster und Lamprocolius rufiventris) trieben sich auf den Ebenen umher, wie unsere Staren; einige Mimosen trugen die wirr zusammengeschichteten Nester des kohlschwarzen Büffelwebervogels (Textor alecto); an der pflanzenreichsten Stelle des Regenstroms fanden wir zuerst die prächtige abissinische Papageitaube (Treron abyssinica) auf; Spornkukuke (Centropus monachus) durchkrochen die Wipfel der höheren Bäume, Erdwürger (Telephonus erythropterus) die Hecken, an den Stämmen kletterte ein kleiner niedlicher Specht (Dendrobates Hemprichii) auf und nieder, und von den Wipfeln der höheren Bäume herab riefen die gemeinen Nashornvögel (Tockus nasutus und T. erythrorhynchus) uns ernsthaft ihren sonderbaren Willkommensgruß entgegen. Wir waren in eine der Schatzkammern der Samchara eingetreten.

Leider erlaubte die Kürze der Zeit mir nicht, dieses reiche Jagdgebiet zu durchstreifen. Acht Tage Aufenthalt hier würden gewiß eine reiche Ausbeute geliefert haben; denn vom Strauße bis zu den kleinsten Wüstenlerchen und Ammern herab sollen hier alle Vögel der östlichen Steppe zu finden sein.

Gegen Abend kamen wir an dem ersten Lager der Mensa vorüber, einer ziemlich großen Umhürdung, Serieba, welche etwa zwanzig Familien und vielleicht sechs bis achthundert Rinder beherbergen mochte. Von hier aus wandte sich unser Weg dem nahen Gebirge zu. Wir ritten

durch die immer dichter werdenden Mimoſen nach dem Brunnen des Schech Mahammed, einer ſchwefel- und eiſenhaltigen Mineralquelle, welche dicht am Fuße des erſten Gebirgswalles liegt.

Ihn ſelbſt überſchritten wir am nächſten Morgen. Auf der Höhe des Kammes oder des Paſſes hatte ſich eine andere Abtheilung der Menſa niedergelaſſen. Ihre Herden weideten ringsum auf den prächtig begrünten Bergen. Die Leute warteten gleichzeitig ihrer Felder, d. h. waren eifrig beſchäftigt, die maſſenweis einfallenden Webervögel von der reifenden Durrah abzutreiben. Nach anderthalbſtündigem Reiten kamen wir in das ziemlich lange, vielfach verſchlungene Thal von Menſa und damit in das eigentliche Gebirge. Gleich beim Eintritt begrüßte uns eine ganze Schar Hamadryaden, auf welche ſofort Jagd gemacht wurde; bald darauf ſahen wir die erſten Klippſpringer (Oreotragus saltatrix) hoch oben auf den Felsblöcken ſtehen. In der Niederung des Thales bemerkte ich zu meiner großen Freude ein fließendes Wäſſerchen, den erſten Bach, welchen ich jemals in Afrika geſehen habe. An ihm trieb ſich ein kleiner prächtiger Eisvogel (Alcedo — Ispidina — cyanotis?) umher, welcher leider meiner Nachſtellungen ſpottete, dagegen erlegte ich zu meiner Befriedigung mehrere Schattenvögel (Scopus umbretta), welche hier gar nicht ſelten zu ſein ſcheinen. Das Thal wurde um ſo ſchöner, je weiter wir vorwärts ritten, und bot nicht blos dem Thierkundigen, ſondern auch dem Reiſenden beſondere Genüſſe. Mich entzückte vor Allem der lebendige Geſang, welcher von allen Wänden herabklang: ich durfte ſchwelgen im Belauſchen und Beobachten der ſo zahlreich ſich findenden geflügelten Bewohner dieſes reizenden Stückchens Erde. Auf ſie werde ich zurückkommen; hier habe ich nur zu berichten, daß unſer Weg beſtändig im Thale ſich fortzog und immer ziemlich bedeutend anſtieg. Wir übernachteten mitten im Thale unter einer prächtigen Laube, welche hauptſächlich durch eine Winde gebildet worden war, die eine Mimoſe gänzlich überſponnen hatte.

Der nächſte Tag führte uns bis zum Fuß des eigentlichen Menſaberges ſelbſt. Wir waren bereits in den Gürtel der Kolquall- oder Kronleuchtereuphorbien eingetreten. Auf dem Wege hatten wir viele, wenigſtens jetzt für mich neue Thiere beobachten können: Meerkatzen (Cercopithecus griseo-viridis), einen Leopard (Leopardus antiquorum) — welcher auch glücklich erlegt wurde —, einen Honig-

dachs (Ratelus capensis), das von Rüppell entdeckte kleine Baumeichhorn (Sciurus multicolor) und Klippſchliefer (Hyrax abyssinicus), mehrere Adler (Aquila rapax, Spizaëtos spec?), einen Edelfalk, die afrikaniſche Ohreule (Otus africanus), einen Segler (Cypselus abyssinicus), zwei Schwalben (Cercropis abyssinica und Atticora pristoptera), viele Webervögel (Ploceus larvatus, Pl. galbula und Pl. griseoviridis), Witwen (Vidua paradisea), Paradiesfliegenfänger (Tchitrea melanogastra), Buſchſchlüpfer (Drymoica rufifrons und Dr. lugubris?) Nashornvögel (Bucorax abyssinicus), Raben (Corvus affinis), Helmvögel (Corythaix leucotis), Turteltauben (Turtur semitorquatus), Störche (Ciconia Abdimii) ꝛc.

Am 13. März zogen wir auf einem zuerſt ſehr ſteilen, ſpäter aber nur ſanft anſteigenden, durch reichbelebte Thäler und Waldſtrecken führenden Wege vollends zu dem Dorfe Menſa empor und ſuchten in einer der niederen Hütten Herberge. Zu meiner großen Freude fand ich hier einen ſehr kundigen Jäger in der Perſon eines zu der italieniſchen Miſſion gehörenden Laienbruders, des Paters Fillipini, welcher ſeit mehr als zwanzig Jahren in Abiſſinien lebt und Land, Menſchen und die hervorragendſten Thiere genau kennt. Ihm danke ich viele für mich ſehr wichtige Erfahrungen.

Ich benutzte die drei Tage unſres Aufenthaltes zu fleißigen Ausflügen in die Umgegend des Dorfes und lernte ſchon jetzt bedauern, daß mir es nicht vergönnt war, das reiche Land nach Wunſch zu durchforſchen. Vor allen andern Thieren feſſelten mich diesmal beſonders die Klippſchliefer, welche in unmittelbarer Nähe des Dorfes einen Felſen bewohnten und ſich mir bei jedem Ausgange zur Schau ſtellten. Ich konnte mit aller Muße das noch ſo wenig bekannte Leben und Treiben dieſer Zwergdickhäuter ſtudiren. Nächſt ihnen nahm die Jagd des Klippſpringers meine Zeit am meiſten in Anſpruch; denn auch er gehört ja zu den Thieren, von denen wir im Ganzen noch gar wenig wiſſen, und fordert deshalb jeden Forſcher zu genauen Beobachtungen auf.

Zu unſrer Rückreiſe nach Umkullu wählten wir denſelben Weg, welchen wir gekommen waren; dennoch bot er mir noch viele Gelegenheit, meine Beobachtungen zu vervollſtändigen und zu bereichern. Zu meiner größten Freude begegneten wir zwei Mal der herrlichen Beiſa (Oryx

Beisa), und nur ein ganz besonderes Jagdunglück brachte mich um den sehnlich gewünschten Besitz eines dieser stolzen Wiederkäuer. An einem Tage sahen wir, ohne vom Wege abzugehen, acht und dreißig Antilopen!

Am 21. März unternahm ich von Umkullu aus einen zweiten Jagdausflug in die Gegend von Assus und Eilet. Beide Dörfer liegen bereits zwischen den Vorbergen des eigentlichen Hochgebirges, und die Gegend vereinigt somit Thiere des Gebirgs und der Samchara. Unsere Jagd und meine Beobachtungen galten hauptsächlich den Antilopen; doch wurde zu allgemeiner Freude auch ein Jagdleopard (Cyanilurus guttatus) erlegt, und ich erfuhr, daß dieser eifrige Wildjäger in der Gegend gar nicht selten wäre. Das Gebirge selbst zeigt in den tieferen Thälern genau dasselbe Gepräge wie der Chor von Mensa nahe seinem unteren Ausgange. Man schilderte es uns sehr reich an Thieren und hob namentlich hervor, daß gerade in Eilet der Löwe eine häufige Erscheinung wäre. Zum Beweis der Wahrheit des Gesagten berief man sich auf eine Jagd, welche der englische Konsul Plowden vor etwa fünf oder sechs Jahren gemacht hatte! Er war so glücklich gewesen, zwei Löwen zu erlegen, und die Erinnerung an diese ruhmvolle That lebte noch heute so frisch in Aller Gedächtniß, daß man von ihr sprach, als wäre sie erst gestern geschehen.

Ich erwähne dieses Vorfalls ausdrücklich deshalb, weil mir bei meinen früheren Reisen in Afrika und Arabien ähnliche Erfahrungen geworden sind. In der Nähe des Sinai machte mich ein Beduine auf zwei weiße Steine aufmerksam: sie bezeichneten die in den Augen des guten Mannes ungeheure Entfernung eines glücklichen Schusses auf einen Steinbock und sollten beweisen, daß hier dieses Wild in Menge vorhanden wäre. In den Urwäldern am blauen Fluß versicherte man mir wiederholt, daß ich Elefanten finden würde, weil ja diese Halbinsel geradezu die „Elefanteninsel“ genannt werde und jener Waldestheil der „Elefantenwald“ heiße. Beide Male sah ich mich getäuscht. In Eilet würde es wohl nicht anders gewesen sein. Der Ort, welcher einmal ein merkwürdiges Thier beherbergte oder gar Gelegenheit zu glücklicher Jagd gab, wird von den Eingebornen hartnäckig als ein an diesen Thieren sehr reicher bezeichnet, und der Forscher oder Jäger kann sich sehr betrügen, wenn er solchen Angaben Glauben schenkt.

Unsere ebenso unterhaltende, als ergiebige Jagd in der Nähe der genannten Dörfer währte nur kurze Zeit, weil ich die Ankunft seiner Hoheit

des Herzogs mit Gefolge jeden Tag erwarten mußte. Ich kehrte also schon am 26. März nach Umkullu zurück und war auch wirklich gerade rechtzeitig angekommen; denn am folgenden Mittag lief das von mir so ersehnte Dampfschiff im Hafen von Massaua ein.

Das Ordnen des Gepäcks und andere Vorbereitungen hielten uns bis zum 1. April gegen Abend in Umkullu fest. Kurz vor Sonnenuntergang wurde aufgebrochen und für heute noch bis Desset gezogen. Am folgenden Tage früh begann die eigentliche Jagd. Wir sahen einige dreißig Antilopen; doch wurden bis Mittag nur ein Paar Zwergböckchen und einige Frankoline erlegt. Nachmittags zog die Gesellschaft bis Scharafa, einem Wasser, welches in demselben Chor liegt, wie Amba. Der 3. April brachte uns die ersten Affen, und zwar eine Gesellschaft von etwa fünfzehn bis zwanzig Hamadryaden, welche längs eines Berges dahinzogen und die ankommende starke Karavane mit ihrem gewöhnlichen Gebell begrüßten. Nachmittags wurde eine ziemlich erfolglose Jagd auf Antilopen gemacht, die Spuren eines Löwen aufgefunden, aber wegen der großen Hitze und des Mangels an Treibern das Dickicht, welches das Raubthier möglicherweise bergen konnte, nicht abgetrieben. Am 4. April war die Jagd glücklicher. Die Gesellschaft erlegte mehrere Antilopen und eine ziemliche Anzahl von Frankolinen. Nachmittags wurde in dem Thale von Mensa gerastet. Der 5. April führte uns bis Laba, einer Ausbuchtung des Thales, in welcher einige Durrahfelder der Mensa, sowie Gräber liegen, deren kegelartige Steinhaufen schon von fern her dem Wanderer entgegenschimmern. Hier erlegte der Herzog den ersten Klippspringer. Am 6. April zogen wir, des schweren Gepäcks halber nur langsam, auf den für Kamele sehr schwierigen Pfaden dahin, und somit erreichten wir nicht einmal den Fuß des Berges von Mensa. Das Wässerchen war in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit bedeutend zusammengeschrumpft und auf große Strecken hin gänzlich verschwunden, wenigstens von der Oberfläche. Man hatte deshalb bereits Brunnen in der Thalsohle eintiefen müssen, um Tränke für die Herden zu gewinnen. Diese trotz den letzten Gewittern der kleinen Regenzeit rasch überhand nehmende Dürre mochte wohl auch die Elefanten bewogen haben, in der vorigen Nacht das Wasser des Thales aufzusuchen. Ich fand die Spur einer ziemlich starken Herde auf, welche von Norden her gekommen, im Thale etwa eine Stunde weit aufwärts gegangen war und hierauf die nach Süden hin

gelegenen Berge beſtiegen hatte. Als ich die freudige Nachricht der Reiſegeſellſchaft mittheilte, erntete ich Unglauben und Widerſpruch, weil es Allen unmöglich ſchien, daß in dieſer Alpengegend die gewöhnlich ſchwerfällig geſcholtenen Rieſen ſich bewegen könnten. Ich habe Dies meinen Reiſegenoſſen nicht verdacht. Die Gebirge von ganz Habeſch ſind in der That ſo ſteil, daß ſchon ein ſehr inniges Vertrautſein mit der Lebensweiſe der Elefanten dazu gehört, um ihnen das Betreten ſolcher Wege zuzutrauen. Vor den Bergwänden, an welchen die maſſigen Geſchöpfe emporgeklommen waren, würde ſelbſt ein Maulthier zurückgeſchreckt ſein!

Am 7. April wanderten wir endlich vollends nach Menſa hinauf und bezogen die nach meiner Anordnung von dem liebenswürdigen Pater Filliſpini errichteten, leichten Strohhütten. Nun begannen unſre Jagden und Arbeiten. Die fürſtlichen Herren waren ſehr glücklich; aber auch ich fand Gelegenheit zu anziehenden Beobachtungen. Während des ganzen Aufenthaltes wurden von der Jagdgeſellſchaft ungefähr folgende Thiere erlegt: einige Schakale und eine gefleckte Hiäne, ein Honigdachs oder Ratel, drei Algaſeen (Strepsiceros Kudu), ſechs bis acht Klippſpringer, viele Zwergböckchen, eine Menge Haſen, ein Erd- und ein Baumeichhörnchen; Klippſchliefer und zwei Elefanten (Elephas africanus); — Perlhühner (Numida ptilorhyncha) und Frankolinhühner (Francolinus Erkellii) brachte jede Jagd mit ein. Ich betrieb meine wiſſenſchaftlichen Jagden, deren Ergebniſſe aus dem weiter unten folgenden Verzeichniſſe hervorgehen, ſo eifrig als möglich; leider aber ſetzte ſchon am 9. April das Fieber meinen Arbeiten ein Ziel, und ſo kam es, daß die Beobachtungen noch dürftiger ausfielen, als ich ſchon von allem Anfang an gefürchtet hatte.

Vom 12. bis zum 16. April unternahm der Herzog mit dem Fürſten von Hohenlohe und dem Prinzen von Leiningen einen Jagdausflug nach Keren. Die Schilderung deſſelben war für mich beſonders aus dem Grunde anziehend, weil ich erfuhr, daß der Ain-Saba, welchen der Herzog zwei Mal überſchritten hatte, gewiſſermaßen die Grenze zwiſchen der Fauna der öſtlichen Länder Afrikas und des Innern bildet. In den Wäldern dort hatte man viele Thiere angetroffen, welche ich bis jetzt zu meiner großen Verwunderung noch vermißt hatte. So war ich nicht wenig überraſcht, im Menſathale nur die graugrüne Meerkatze, nicht aber ihren ſonſt ſtändigen Begleiter, den Halsbandſittig (Pa-

laeornis torquatus), auch zu beobachten: am Ain-Saba wurde er aber richtig bemerkt. Gleichzeitig mit ihm war auch die abiſſiniſche Mandelkrähe (Coracias abyssinicus) aufgetreten, und neben den bis jetzt uns bekannt gewordenen Frankolinen hatte ſich die im Innern Afrikas häufige Art (Francolinus Clappertonii) eingefunden. Leider hatten die hohen Herren nicht Zeit genug, die ſo thierreichen Ufer des Ain-Saba zu durchjagen; Das, was beobachtet worden war, hatten ſie blos vom Wege aus geſehen.

Am 18. April verließen dieſelben Jäger Menſa neuerdings, um den Elefanten, von deren Vorhandenſein ſie ſich ſchließlich doch hatten überzeugen müſſen, nachzujagen. Zwei Eingeborne begleiteten ſie, und ihre Beſtrebungen wurden auch über alle Erwartung gekrönt. Es glückte der Jagdgeſellſchaft, gleich am erſten Tage eine ſtarke Elefantenherde aufzufinden und Mutter und Kind zu erlegen: — doch die ganze Jagd iſt von beſſerer Feder bereits beſchrieben und hierdurch wohl allen meinen Leſern bekannt geworden.

Wir traten ſchon am 20. April unſeren Rückzug an. Ich ſchleppte mich, fieberkrank, hinter der übrigen Geſellſchaft her und hatte deshalb weder Gelegenheit noch Kraft, meine wiſſenſchaftlichen Arbeiten fortzuſetzen. Dennoch habe ich jeden Augenblick ſoviel als möglich wahrgenommen; denn die Zeit, welche ich in dem ſchönen und reichen Lande verweilen konnte, erſchien mir allzu koſtbar. Noch heute kann ich nur mit Bedauern an die Bogosländer denken; — ich habe aus ihnen weiter Nichts mitgebracht, als die Ueberzeugung, daß ſie ein weites, reiches Feld zur Beobachtung und Belehrung geboten haben würden! Gerade auf dieſer Reiſe iſt mir wieder einmal der Beweis geworden, daß der ſchlimmſte Feind des reiſenden Naturforſchers der Mangel an Zeit iſt. Mehr, als jeder andere Reiſende, muß er die Stunde, den Augenblick wahrnehmen können, in ſeiner Weiſe, ohne ſonſtwie behindert zu ſein. Die einmal gebotene Gelegenheit kehrt oft nie wieder! „Freie Zeit“ giebt es für den ſammelnden oder beobachtenden Forſcher nicht; denn die Zeit iſt es, welche für ihn das alleinige, allzeit nothwendige Mittel zu Verſtändigung mit der Natur iſt und bleibt!

Solche Gedanken waren es, welche mich auf unſerer Rückkehr faſt noch mehr quälten, als das Fieber. Ich weiß kaum noch, was wir unterwegs geſehen und erbeutet haben. Viel war es nicht; denn wir zogen

mit Hast der Küste zu. Am ersten Tage gelangten wir bis in die Mitte des Thales von Mensa, am folgenden bis an dessen Ende. Die dritte, sehr starke und mir, meiner Krankheit wegen, höchst beschwerliche Tagereise führte uns bis Scharafa, dem schon genannten Ruheplatze in dem zweiten Chor. Am 23. April erreichten wir Umkullu; am 25. schifften wir uns ein, und am 26. verließen wir das Land, welches ich mit so großen Hoffnungen betreten hatte. —

Ueber die Rückreise selbst habe ich Nichts zu berichten. Ich habe mich in Abissinien krank eingeschifft und in Triest die heimische Erde als Kranker betreten.

Die Beobachtungsgebiete.

Von der Ansicht ausgehend, daß zur vollkommenen Kenntniß eines Thieres auch die Kunde seiner Heimat nothwendig ist, und sei diese Kunde auch noch so oberflächlich, versuche ich, hier die Gebiete zu beschreiben, auf welchen ich Beobachtungen sammeln konnte. Es genügt *nicht*, zu wissen, daß dieses Geschöpf im Walde, das andere in der Steppe, das dritte im Meere sich findet: es ist nöthig, zu erfahren, *wie* der Wald, *wie* die Steppe, *wie* das Meer beschaffen ist, in welchen das Geschöpf lebt. Jedes einzelne Thier ist, wenn man will, ein *Charakterthier* seiner Heimat. Es zeigt immer eine große Uebereinstimmung mit Klima, Bodenfläche und der von beiden abhängigen Pflanzenwelt: es trägt somit das Gepräge seiner Heimat im Allgemeinen an sich; und erst, wenn wir seine Heimat, Gestalt und Lebensweise zusammenstellen, umfassen wir seinen Lebenskreis.

Mögen uns auch die Ursachen der verschiedenen Gestaltung und Färbung vieler Geschöpfe noch dunkel sein: soviel ist sicher, daß eine möglichst genaue Kenntniß des Heimatskreises dem Forscher wie dem Laien neue, anziehende Gesichtspunkte eröffnet. Das Thier tritt in seinem Heimatsgebiete nicht einzeln vor uns hin, sondern in Gesellschaft, im Zusammenleben mit anderen; und deshalb gewinnen wir bei Betrachtung der Heimat eines Thieres zugleich auch einen Ueberblick über die hauptsächlichsten Thierformen, welche die bezügliche Gegend aufzuweisen hat.

Diese Worte versuchen, es zu rechtfertigen, wenn ich mich unterfange, gewissermaßen auch in das Gebiet der Erdkunde hinüberzugreifen, um meiner Wissenschaft förderlich zu sein.

Auf unserer Jagdreise nach Ostafrika habe ich hauptsächlich drei Beobachtungsgebiete zu unterscheiden gelernt: das *rothe Meer*, die *Samchara*, d. i. jener schmale Wüstenstreifen zwischen dem Meere und dem Hochgebirge, und endlich *dieses Hochgebirge* selbst.

Der langgeſtreckte, ſchmale arabiſche Meerbuſen zeigt im Süden ein ganz anderes Gepräge, als im Norden. Hier waltet noch die reine Wüſte vor; ſie überträgt ſich gleichſam auch bis auf das Meer ſelbſt. Hohe, kühn geſtaltete, prachtvoll gezeichnete und glühend gefärbte Gebirgszüge begrenzen zu beiden Seiten den tiefblauen Waſſerſpiegel. Die Gebirge ſind öde und arm, ſo entzückend ſie auch für das Auge ſein mögen. Die eigentliche Wüſte beherrſcht ſie und erlaubt ihnen nur an den günſtigſten Stellen, ſich neben den dunkelen Farben des Geſteins und den lichten, blendenden der Sandfläche auch mit dem freundlicheren Grün zu ſchmücken, welches die Pflanzenwelt hervorruft. Blos in bedeutender Höhe, da wo ſich die aus dem Meer aufgeſtiegenen Dünſte noch am häufigſten niederſchlagen, findet ſich eine dürftige, aber duftige Alpenflora; und in den tiefſten Thälern, in welchen ſich hier und da ein Fädlein des lebensſpendenden Waſſers verfolgen läßt, iſt die Möglichkeit gegeben, daß eines der bevorzugten Kinder der Pflanzenwelt, die Palme, leben und gedeihen kann. An andern Orten findet ſich wohl auch noch die Tamariske; aber mit dieſen beiden höheren Pflanzen gipfelt ſich auch die Erzeugungsfähigkeit dieſes Theiles der Wüſte. So arm ſind die Küſten des nördlichen rothen Meeres.

Kaum reicher ſind die wenigen kleinen, ſteinichten, meiſt wild zerriſſenen Eilande, auf welchen die glühende Sonne jedes Zerbröckeln, jedes Umwandeln der Felsmaſſen durch die allgewaltige Macht des Waſſers vereitelt; und da, wo ſich neben den durch Pluto emporgehobenen Inſeln ſolche finden, welche ihren Urſprung der unermüdlichen Thätigkeit der Korallenthiere verdanken, iſt es nicht anders.

Die Inſeln im nördlichen rothen Meer laſſen ſich mit denen des ſüdlichen Theiles oder mit jenen, welche im großen ſtillen Meer liegen, gar nicht vergleichen. Ihnen fehlt die freundliche Kokospalme, welche im ſtillen Meere jedes über das Waſſer hervorragende Riff bekleidet und begrünt, welche es möglich macht, daß Hunderte von Geſchöpfen dort ihr tägliches Brod ſich erwerben können; ihnen fehlen die wenigen Büſche, die Euphorbien, die Mimoſen, Dompalmen, die Nabakhbäume, die dichtwipflichen Schoraſträuche, welche auf den Madreporeninſeln des ſüdlichen rothen Meeres ſo oft zu undurchdringlichen Dickichten ſich vereinen und die Eilande lieblich ſchmücken. Sie ſind ſo arm, daß ſie wohl Ruhepunkte der Thiere bilden, dieſe ſelbſt aber nicht

auf die Dauer ernähren können. Gleichwohl ſind ſie nicht ſo thierarm, als man wohl meinen möchte. Eine große Menge von Seevögeln findet in ihnen den heimiſchen, wirthlichen Strand, welcher das Neſt mit Eiern und Jungen aufnimmt, findet in ihnen im übrigen Jahre die ſo erwünſchten Plätze zur Ruhe während der Verdauung und während der Nacht; eine nicht unbeträchtliche Zahl der Wandervögel erſieht ſich in ihnen günſtige Halteſtellen auf der Reiſe, und die leichtbeſchwingte, bewegliche Geſellſchaft der Raubvögel nutzt ſie als paſſende Orte zur Ausübung ihres Gewerbes.

Solcher Reichthum wird aber erſt dem Reiſenden offenbar, welcher im kleinen arabiſchen Boote von Inſel zu Inſel, von Klippe zu Klippe ſteuert und oft genug durch ungünſtiges Wetter ſeine Reiſe fortzuſetzen verhindert wird, alſo Zeit genug erhält, dieſe Eilande genauer zu prüfen. Die große Menge der Wandernden, welche die Weltſtraße durchzieht, deren einen Theil die Rothſee bildet, eilt auf dem geflügelten Dampfſchiff an den Eilanden vorüber, ohne ihren Reichthum nur zu ahnen. Es kommt vor, daß ſelbſt die Möven, welche doch jedem Fahrzeuge ſoviel als möglich das Geleite geben, tagelang vom Bord des Schiffes aus gar nicht geſehen werden, daß man nur ab und zu einen der pfeilſchnell dahinjagenden Tölpel oder die leichte Seeſchwalbe wahrnimmt, welche, mit dem Fiſchfang beſchäftigt, gerade vor dem Bug des Fahrzeuges vorbeizieht; ja es geſchieht ſogar, daß auch die im rothen Meere ſo häufigen Delphine ſich gerade außerhalb der Fahrlinie des Schiffes umhertummeln. Dann freilich erſcheint das nördliche rothe Meer unglaublich arm. Man ſieht außer den bunten Fiſchen, welche überall ſich finden, Stunden, halbe Tage lang kein einziges lebendes Weſen und fühlt ſich ſo recht eigentlich inmitten einer großen, traurigen, öden Waſſerwüſte.

Jemehr man ſüdlicher kommt, um ſo reicher wird die Thierwelt. Etwa mit dem 18. Grade nördlicher Breite tritt man in das Gebiet der tropiſchen Regen ein. Die unendliche Gewalt des Waſſers offenbart ſich jetzt. Grün überhaucht zeigen ſich die Inſeln; der Regen hat auf ihnen eine, wenn auch noch dürftige Pflanzenwelt ins Leben gerufen. Noch ſind es blos Gräſer und heideartige Geſträuche, welche man wahrnimmt: aber ſie begrünen doch wenigſtens das Eiland; ſie gewähren doch mancherlei Kerbthieren Wohnung und Nahrung. Und ſo finden ſich denn auch gleich kleine Nagethiere, vor Allem die weltverbreitete Wander-

ratte; es finden ſich freundliche Vögel, welche man am Lande ſo ungern vermißt, Steinſchmätzer, Sänger und Stelzen, welche eifrig Buſch und Gras durchſuchen; man gewahrt ſofort das kleine Strandgewimmel, die Strand- und Uferläufer, Regenpfeifer; man ſieht ſchon den ſchwarzköpfigen Reiher (Ardea schistacea, *Lichtenstein*), eine und die andere Limoſe, einen Brachvogel unter den langen Reihen am Strande ſitzender Möven, Seeſchwalben und Tölpel; kurz, das friſchfröhliche Leben der Vogelwelt zeigt ſich bereits in manchfaltiger Geſtalt.

Von nun an nimmt die Pflanzenwelt und gleichzeitig mit ihr die Thierwelt in überraſchender Weiſe zu. Das rothe Meer zeigt ſich jetzt für alle Annehmlichkeiten des Thierlebens ſo günſtig, als es nur ſein kann. Vulkanismus und Madreporen im Verein haben hier ungleich mehr geſchaffen, als im nördlichen Theile der Rothſee. Inſel drängt ſich an Inſel, und die Ausläufer der Eilande ſetzen ſich noch meilenweit unter dem Meere fort, nur ſchmalen, jedem größeren Schiffe unzugänglichen Sunden und Buchten Raum gebend. Die glühende Sonne durchſtrahlt das hier ſehr ſeichte Waſſer bis zum Grund herab und weckt den vollen Reichthum der unterſeeiſchen Pflanzenwelt. Hier ſammeln ſich nun die Fiſche zu Tauſenden, zu Millionen; hier findet ſelbſt die ungeſchlachte Sirene, die Dauile oder Näkhe el Bahar (Kamelſtute des Meeres), wie die Araber ſie nennen (Halicore cetacea), Nahrung in Fülle. Hier ſammeln ſich alle die Räuber, welche dem Fiſchfang obliegen. Am flachen Strande dieſer Inſeln ſitzen in langen Reihen die blendenden Pelekane (Pelecanus rufescens), ausruhend von ihrer Fiſcherei, verdauend und ihr Gefieder putzend. Sie ſind in ſolcher Menge vorhanden, daß man ſie zu den gemeinſten Vögeln des rothen Meeres zählen darf; ſie erſcheinen von weitem wie eine zahlreiche Schafherde, und dem Reiſenden wird es hier klar, wie der Schiffer die im Süden Afrikas oft in gleicher Menge auftretenden Albatroſſe „Kapſchafe“ nennen konnte. Nachts ziehen die Pelekane ſich nach den mit dichteren Bäumen und Geſträuchen, zumal mit Schoragebüſchen beſtandenen, meiſt unbewohnten Eilanden zurück, um dort zu ſchlafen. Recht günſtig gelegene Inſeln werden Sammelpunkte für viele Hunderte, ja ſelbſt Tauſende. Auf dem felſigen Eilande wohnen die Tölpel und zwar zwei Arten, obgleich der braune (Sula fusca) bei weitem häufiger iſt, als der ſchwarzgeſichtige (S. me-

lanops), welchen Heuglin erſt vor wenig Jahren auffand und beſchrieb. Die, wie die Pelekane, einzig und allein auf den Fiſchfang angewieſenen Tölpel ſind ſo häufig, daß die Inſeln, welche ſie bevorzugen, förmliche Vögelberge ſind. Auf mehreren derſelben haben ſie bereits ſo viel Guano niedergelegt, daß die Ausbeutung dieſes werthvollen Stoffs ſich bezahlt machen würde. Wenn man auf dem kleinen arabiſchen Boote über das rothe Meer ſetzt, kommt man oft in Schwärme dieſer Vögel hinein, welche Wolken gleichen, und ein ohrenzerreißendes Geſchrei füllt dann die Luft. Neben den Tölpeln ſind es hauptſächlich die Möven (Chroicocephalus leucophthalmus und Larus crassirostris), welche helfen, Guano zu bereiten. Sie ſieht man in langen Reihen am niederen, tieferen Strande ſitzen, um auszuruhen. In gewiſſen Buchten, welche niedere Sandbänke haben, ſind ſie ſo häufig, daß man ſchon von weitem ein weißſchimmerndes Land und darüber ein grauliches Gewimmel bemerkt. Aufgeſchreckt erheben ſie ſich wolkenartig in die Luft und ſuchen ſich einen anderen Ruheplatz. Auch Seeſchwalben (Hydrochelidon caspia, H. velox, Thalassipora infuscata, Thalasseus affinis und Sternula minuta) ſind hier gemein. Neben dieſen echten Waſſervögeln iſt der erwähnte Reiher einer der gewöhnlichſten Meerbewohner. Ihn ſieht man in allen ſeichten Buchten unter Möven, Seeſchwalben, Löfflern, Brachvögeln, Limoſen und dem kleinen Strandgewimmel herumlaufen; ihm begegnet man auf den Vogelbergen; ihn beobachtet man dicht vor den Thoren der Seeſtädte, ſorglos, den Menſchen vertrauend; ihn trifft man endlich auf denſelben Schlafplätzen, welche die jagdmüden Pelekane bezogen.

Stillere, von dem zerbröckelten Madreporenkalk und zerriebenen Muſchelſchalen ſehr licht erſcheinende Buchten hat ſich der prächtige Flaming (Phoenicopterus minor) auserkoren; und wenn er auch nicht ſo häufig auftritt, als zur Winterszeit in den Seen Unteregiptens ſein Verwandter (Ph. antiquorum), ſo darf er doch wenigſtens keine Seltenheit genannt werden. Aber das Meer zeigt ſein tropiſches Gepräge in einem anderen Vogel noch deutlicher an, als in dem Flaming: ich meine in dem Tropikvogel (Phaëton aethereus), welcher hoch in der Luft eilenden Fluges dahinjagt und plötzlich wie ein Pfeil herab aufs Waſſer ſtürzt, um einen erſpähten Fiſch zu erfaſſen. Das ſchöne Thier wird zur wahren Augenweide des ein-

ſamen Reiſenden: Geſtalt, Färbung und Weſen vereinigen ſich, ihn zu einem höchſt anziehenden Gegenſtand zu ſtempeln.

Außer den Genannten ſieht man die kleineren Fiſcher in großer Menge: der Reiherläufer (Dromas ardeola), welcher in ſeinem Weſen am meiſten an den Verkehrtſchnabel (Recurvirostra avocetta) erinnert, ſteht fiſchend in den ſeichten Buchten und auf den Korallenbänken, der Strandreiter (Himantopus rufipes) findet ſich zwar nicht in bedeutenden Geſellſchaften, iſt aber doch recht häufig.

Daß eine ſo zahlreiche Vogelmenge auch die Räuber herbeizieht, iſt erklärlich. Gerade auf den Inſeln des rothen Meeres findet ſich der ſonſt ſo ſeltene und deshalb ſehr geſuchte einfarbige Falk (Dendrofalco concolor) in ziemlicher Menge. Er iſt der Feind des kleineren Geflügels am Strande wie im Gebüſch und erwirbt ſein tägliches Brod mit ſpielender Leichtigkeit. Neben ihm hat ſich der überall häufige Thurmfalk (Cerchneis spec?) auch hier eingefunden, um ſeine Kerbthierjagd zu betreiben. In der Nähe der Vogelberge bemerkte ich einen mir leider vollkommen unbekannten Raubvogel, einen Edelfalken, beinahe von der Größe des nordiſchen Jagdfalken (Hierofalco islandicus), dieſem auch darin ähnlich, daß er ebenfalls gerade die Vogelberge zu ſeinen Wohnſitzen wählt, weil ſie ihm am leichteſten zur Beute verhelfen. Den mehr mit dem Fiſchfang, als mit der Vogeljagd beſchäftigten Seeadler (Haliaëtos funereus) und den ſeinen Klaſſenverwandten vollkommen unſchädlichen Fiſchadler (Pandion haliaëtos) erwähne ich nur der Vollſtändigkeit halber.

Mehr Namen aufzuführen, bin ich leider nicht im Stande, weil es mir nicht vergönnt war, den reichen Meerbuſen ſo kennen zu lernen, wie ich es wohl gewünſcht hatte.

Betritt man vom rothen Meere aus die afrikaniſche Küſte, ſo hat man im Norden die reine Wüſte, im Süden dagegen die Samchara vor ſich. Dieſer, der Theilnahme des Thierkundigen ſehr würdige Landſtreifen, iſt als ein Mittelding zwiſchen der Wüſte und der reicheren Steppe anzuſehen. Auf Stellen hin erinnert er durchaus an die Wüſte, an anderen Orten wieder an die Steppe und längs der Regenbetten ſogar an

die waldigen Stromufer des tieferen Innern. Das ganze Gebiet liegt im Regengürtel und zeigt gleichwohl nur an den günſtigſten Stellen den Reichthum und die Fülle der Wendekreisländer. Der alte Pluto hat hier ebenſo gehauſt und gewirthſchaftet, wie in dem angrenzenden rothen Meere oder im benachbarten Hochgebirge, und es der milden Hand Floras oft ganz unmöglich gemacht, ihren grünen Pflanzenſchmuck auf die Bodendecke zu legen. Die Samchara iſt trotz des belebenden Waſſers im Ganzen arm und dürftig-geblieben. Unter dem Gürtel gelegen, welcher im Innern Afrikas alle Ebenen zu Steppen umgewandelt hat, ähnelt ſie noch jenen Gegenden, über denen jahraus jahrein ein niemals bewölkter Himmel blaut, auf welche kein Tropfen des lebenerweckenden Waſſers niederfällt. Eigentliche Wüſte freilich kann ſie nirgends genannt werden.

Hart an der Küſte zieht ſich gewöhnlich ein dunkelgrünes, von der Schora gebildetes Land dahin. Dieſe dichtwipfliche, etwa zwanzig Fuß hohe Pflanze gedeiht nur innerhalb der Flutgrenze, dringt aber immer weiter und weiter nach dem Meere zu vor, weil zwiſchen ihrem Gewurzel und den von dieſem ausgehenden Schößlingen Alles, was die See ans Ufer wirft, zurückgehalten und ſomit neuer Boden gebildet wird. Kein Sonnenſtrahl durchdringt das Dickicht, welches die Schora bildet; eine beängſtigend feuchtheiße Luft herrſcht in ihm vor: es gleicht vollſtändig den üppigen und ſo verrufenen Pflanzengürteln, welche die Stromufer und Meeresküſten Indiens, Weſtafrikas und Südamerikas beſäumen. Nur wenige Schildkröten und Krabben bewohnen es, denn die Vögel, deren Neſter man ſo häufig hier findet, hauſen nicht in, ſondern auf dieſem Dickicht.

Erſt hinter dem grünen Uferbande beginnt die Samchara. Sie bildet einen für das Auge unendlich traurigen Gegenſatz mit ihm. Eine Wüſte mit dürftigen, ſonnenverſengten Pflanzen breitet ſich vor den Blicken aus. Oede, grau, farblos erſcheinen die Pflanzen, nur der Boden ſelbſt zeigt lebendige Farben; die hellſtrahlende Sonne beweiſt an ihnen die Meiſterſchaft: ſie zaubert farbenreiche Bilder vor das Auge, wie in der eigentlichen Wüſte.

In der Samchara wechſelt ein wahres Wirrſal von vulkaniſchen Hügelreihen und Bergen mit Niederungen und Thälern ab. Auf den tiefſchwarzen Erhebungen klettern die Mimoſen, wenn auch nur in verkrüppelten, einzelſtehenden Büſchen bis zu den Gipfeln empor; in den

Niederungen erheben sich über verschiedene Gräser und Kräuter Tamarisken und Christusdornen, Balsamsträuche (Balsamodendron africanum), Euphorbien, Asclepiasbüsche und Salsoleen. Blos da, wo das dem Gewirr der Gebirge entsprechende Netz der Regenbetten sich ausspannt, offenbart sich der Reichthum und die Pracht der Tropen. Hier sind die Mimosen wassergesättigt und zu gewaltigen Bäumen emporgewachsen; hier hat ein ganzes Heer von Schlingpflanzen aller Art ihre Wipfel umrankt und umzogen; hier haben sich die prachtvollsten Lauben und auf Strecken hin Dickichte gebildet, welche, so schmal sie auch sind, dem Auge doch nicht erlauben, sie zu durchdringen. Manche Thäler sind überaus malerisch, der Boden ist fruchtbarer, als anderswo, und die Regen haben hier eine ziemlich üppige Pflanzendecke hervorgerufen, welche einen erfrischend grünen Teppich bildet. Hier zeigt sich dem Kundigen eine verhältnißmäßig große Menge von Pflanzen. Den verschiedenen Akazien und Nabakh gebüschen hat der Cissus einen großen Schmuck verliehen; seine vierseitigen Ranken fallen wie reiche Gewinde hernieder. Mehrere Winden, zum Theil solche, welche prächtige Blüthen haben, klettern mit ihm um die Wette und vervollständigen die Lauben, welche er bildet. Zu den obengenannten Pflanzen treten nun in großer Anzahl: Stapelien, Staticeen, Ricinus, Capparis und andere. Kurz, die Samchara zeigt hier deutlich genug, daß sie nicht Wüste ist.

Solche Verschiedenheit der Oertlichkeit der Pflanzenwelt bedingt nothwendigerweise eine reichhaltige Thierwelt. Manche von den schwarzen Gebirgen haben genug Pflanzen und Bäume, um selbst dem vielbegehrenden Affen, und zwar dem grauen Mantelpavian (Cynocephalus Hamadryas), zu genügen. Andere bieten wenigstens der lieblichen Gazelle (Gazella Dorcas), deren Aeßung fast ausschließlich aus Mimosenblättern besteht, alle Erfordernisse zum erwünschten Aufenthalt, während die breiteren Thäler und die Ebenen, welche von den Hügelzügen eingefaßt werden, zwei andere Antilopen ernähren, die prachtvolle Beisa (Oryx Beisa) der Eingeborenen, den eigentlichen Oryxbock der Alten, und die stattliche Sömmerings-Gazelle, welche, zu kleinen Trupps vereint, schon von fern die Aufmerksamkeit des Forschers und Jägers auf sich zieht. Im Dickicht an den Uferſäumen der Regenbecken findet sich überall häufig der Zwerg dieser Familie, die kleine, allerliebste Antilope,

welche den Namen des Naturforſchers trägt, der auf einer Inſel in der Bucht von Maſſaua ſeine Ruheſtätte fand (Cephalophus Hemprichiana). Man findet ſie nur paarweiſe, weil ſie — eine ſeltene Ausnahme unter den Säugethieren! — in treuinniger Ehe lebt. Nächſt den Gazellen darf dieſes ſchmucke Geſchöpf wohl das häufigſte aller Säugethiere der Samchara genannt werden; der Jäger kann auf einem einzigen Ausfluge von wenigen Stunden längs eines einzigen Regenbettes leicht 40 bis 60 Paare antreffen. Große Herden von ſtattlichen Rindern, dem afrikaniſchen Zebu angehörend, weiden hier Monate lang unter jenem Gewilde; das muntere Volk der Ziegen und mehrere Raſſen der haarigen Schafe mit gewichtigem Fettſchwanze (Ovis platyura persica) beleben in anziehender Weiſe die dunkelen Berge. Dieſe Herden ziehen beſtändig die ihnen überall folgende, nächtige Schaar der kerbthierfreſſenden Fledermäuſe (Rhynolophus und Dysopes, Synotus und Vesperugo), aber auch die großen Räuber nach ſich. Denn daß bei ſolchem Reichthum an leicht zu überwältigender Beute das Heer der Raubthiere nicht fehlt, läßt ſich erwarten.

Der gewaltige Löwe (Leo senegalensis) ſtreift von ſeinen Gebirgen herunter, um hier Jagd zu machen. Er findet in dem von Schlingpflanzen umſponnenen Gebüſch überall eine ſichere Zufluchtsſtätte und wird, weil ihm hier kein Feind lebt, ſo dreiſt, daß er am hellen, lichten Tage zur Jagd oder wenigſtens zur Umſchau hinauszieht. Der Leopard (Leopardus antiquorum) iſt ſeltener; verhältnißmäßig um ſo häufiger aber iſt der afrikaniſche Gepard oder Jagdleopard (Cynailurus guttatus), für welchen die Samchara gerade das geeignete Gebiet zu ſein ſcheint. Der Schakal (Canis mesomelas) iſt gemein, der Fuchs (C. famelicus) weniger häufig; außerdem treiben ſich aus der Familie der Hunde noch mehre Arten hier herum: ſo z. B. der Wolfshund (Canis Anthus), welcher, wenn auch ſelten, aus den weſtlichen Steppen herüberſtreift, und der gemalte Hund (Lycaon pictus), welcher einzeln an allen günſtigen Orten zu treffen iſt, zu gewiſſen Zeiten aber ſcharenweiſe herbeikommt, den Herdenthieren eifrig nachſtellt und deren Beſitzern oft große Verluſte bereitet. Ueberaus häufig iſt allerorten die gefleckte Hiäne (Hyaena crocuta); ihr Gebiet beginnt an der Grenze der tropiſchen Regen; nördlich davon vertritt ſie ihre geſtreifte Verwandte (H. striata).

Neben dieſen großen Raubgeſellen finden ſich auch die beutegierigen

Schleichkatzen oder Manguſten in zwei Arten (Herpestes fasciatus und H. gracilis); denn für ſie gerade iſt die Gegend beſonders günſtig. In allen weiteren Thälern, zumal nahe am Meere, wächſt eine Euphorbie, welche dicht verſchlungene Gebüſche bildet, in großer Menge. Sie bildet das rechte Jagdgebiet für die Schleichkatze. Im Euphorbiengebüſch verbirgt ſie ſich, wenn ihr Gefahr droht; in ihm ſchleicht ſie leiſe und unhörbar umher, Jagd auf alle die kleinen Vögel machend, welche von der Armuth der Höhen in das reichere Thal herabgetrieben wurden. Nach übereinſtimmenden Angaben der Eingebornen ſoll auch die Zibetkatze (Viverra Civetta) und die von Rüppell in Abiſſinien aufgefundene Ginſterkatze (Viv. abyssinica) hier vorkommen.

Die Familie der Nager bietet wenige, aber doch einige anziehende Erſcheinungen, ſo zunächſt den langöhrigen Haſen (Lepus abyssinicus), welcher dem Fremden als der ſonderbarſte Burſch unter der Sonne erſcheinen muß, weil er eine Dummdreiſtigkeit beſitzt, wie keiner ſeiner Verwandten. Er iſt unglaublich häufig, in der Ebene ſowohl, wie auf den Bergen, auf den ſteinichten Hügeln, wie in den mehr ſandigen Ebenen. Ungleich ſeltener ſieht man eines jener behenden, biſſigen Erdeichhörnchen (Xerus rutilus), welche zwiſchen dem Wurzelwerk der Bäume oder in Geſteinen ihr Lager aufgeſchlagen haben und von hier aus bei Tage umherſtreifen, ziemlich ohne Scheu vor dem Menſchen, welchen ſie ja auch nicht zu fürchten brauchen. Da, wo die Ebenen auf weite Strecken hin Sand ſind, haben ſich Mäuſe (wohl Mus variegatus) angeſiedelt, während andere Mitglieder dieſer Familie mehr das Gebüſch bevorzugen. An einigen Orten der Samchara ſieht man auch den „Vater der Dornen“, wie die Araber ſagen, das Stachelſchwein (Hystrix cristata), oder wenigſtens deſſen Höhlen, da das ſcheue Thier viel zu furchtſam iſt, als daß es bei Tage aus ſeinen Löchern hervorkommen ſollte.

Auch die Ordnung der Einhufer hat hier, aber wahrſcheinlich mehr gegen die Steppen der Habahbländer hin, einen Vertreter, den wilden afrikaniſchen Eſel (Asinus africanus). Ich ſelbſt habe ihn leider nicht zu Geſicht bekommen, bin aber über das Vorhandenſein deſſelben in der Samchara durch glaubhafte Ausſagen belehrt worden. Im nahen Barka kommt das noch ſehr wenig bekannte Thier in Menge vor.

Zur Regenzeit, aber ſelten, kommt von den Gebirgen hernieder und aus den weſtlichen Steppen herein eine Herde Elefanten gezogen, verweilt einige Tage oder auch nur Stunden in unſerem Gebiete und zieht ſich dann wieder in ihre noch einſameren und noch weniger von dem ſtörenden Menſchen beſuchten Gebirge und Steppen zurück. Häufiger iſt ein zweiter Dickhäuter, das gewaltige Warzenſchwein (Phacochoerus), welches Rüppell zu Ehren des alten Aelian benannte. Dieſes findet man einzeln oder in Trupps von 10 bis 15 Stück in den buſchreichen Thälern in der Nähe des Gebirges; denn bis an das Meer ſelbſt kommt es nicht herab.

Dies ſind die bemerkenswertheſten Erſcheinungen aus der Klaſſe der Säugethiere.

Ungleich häufiger tritt das leichtbewegliche Volk der Vögel in der Samchara auf. Für ſie, die Leichtbeſchwingten, iſt es ja ein Kleines, von Ort zu Ort zu gelangen; ſie verweilen in der Samchara, ſo lange es ihnen behagt, und ſuchen ſich, wenn die Nahrung knapp wird, andere günſtig gelegene Orte auf. Hier will ich nur die größten und bekannteſten Vögel hervorheben; wir werden ja doch alle, welche ich beobachten konnte, weiter unten kennen lernen.

Die Ordnung der Raubvögel iſt, wie leicht erklärlich, in einem ſo reich bewohnten Gebiet ſtark vertreten. Als den gemeinſten Raubvogel haben wir den Mönchsgeier (Cathartes monachus) anzuſehen. Ihm begegnet man überall, im Gehöft des Küſtenbewohners, wie in den Straßen der Städte, mitten in der Steppe, wie vor dem Zelt des nur zeitweilig hier ſich aufhaltenden Hirten. Außerdem kommen noch der von mir Rüppell zu Ehren benannte langhalſige Geier (Gyps Rueppellii) und der Ohrengeier (Otagyps nubicus) vor. Selten ſind dagegen die ſonſt ſo gemeinen ſchmuzigen Aasgeier und ein andrer dieſer Familie angehöriger Vogel (Gyps bengalensis), welcher im Sudahn häufig iſt. Die eigentlichen Räuber habe ich nicht oft gefunden, wahrſcheinlich aber nur, weil unſere Reiſe eben nicht in die günſtigſte Jahreszeit fiel. Wir beobachteten blos den Raubadler (Aquila rapax), welcher hauptſächlich den Haſen nachgeht, den Singſperber (Melierax polyzonus), den Steppenweih (Circus pallidus), den überall gemeinen Milan, ein oder zwei Sperberarten (Nisus sphaenurus) und den Thurmfalken. Mehrere Male ſah ich die ſo ausgezeichneten Schlan-

genjäger, den Sekretär (Gypogeranus serpentarius), den Gaukler (Helotarsus ecaudatus) und auch den von mir ſchon im Weſten entdeckten Schlangenadler ohne Bruſtſchild (Circaëtos orientalis).

In den Schrei- und Singvögeln prägt ſich die Samchara ſo recht deutlich aus. Weit häufiger als die Haubenlerche (Galerita lutea) iſt die kleine Wüſtenlerche, von der ich mindeſtens zwei Arten (Melanocorypha isabellina und M. deserti) beobachtete. Gar nicht ſelten finden ſich mehrere Ammern, welche ich früher auch immer in der Wüſte fand (Emberiza caesia, E. striolata); und auch der ſchöne Honigſauger (Nectarinia metallica), welcher alle Mimoſen umſchwirrt und aller Mimoſen Blüthen durchſucht, iſt mehr Wüſten- als Steppenthier. Er findet ſich ausſchließlich in der Samchara, während das benachbarte Gebirge mehrere andere Arten aufzuweiſen hat, welche wiederum nicht bis hierherunter ſich verirren.

Unter ihren Verwandten ſind die Lachtauben (Turtur risorius), die eigentlichen Stammeltern unſeres Hausgeflügels, die häufigſten; ihnen begegnet man, ſo zu ſagen, bei jedem Schritt, in den Thälern ebenſowohl, wie auf den Bergen: ſie ſind überaus gemein. In den reicheren Thälern tritt zu ihnen die langgeſchwänzte, prächtige, zimmtflügelige oder Kaptaube (Oena capensis), welche mehr die zuſammenhängenderen Gebüſche bevorzugt, aber noch eigentlicher Baumvogel iſt, während eine kleinere, ſeltnere Art, die purpurflügelige Erdtaube (Chalcopelia afra), mehr der Tiefe angehört und in den dichteſten Gebüſchen auf dem Boden herumläuft. Jene Säume an den Ufern der Regenbetten ſind überhaupt eigentliche Verſammlungsorte der Vögel. Hier ſtreifen die Schiller- oder Glanzdroſſeln (Lamprotornis) umher; hier finden ſich die rothkehligen Frankolinhühner (Francolinus rubricollis) und die Perlhühner (Numida ptilorhyncha) oft in ſehr großer Anzahl. Von den Wüſtenhühnern beherbergt ſonderbarer Weiſe die Samchara nur eine einzige Art (Pterocles quadricinctus), und auch die in den Steppen ſo häufigen Trappen ſind ſelten und ebenfalls nur in einer Art (Otis arabs) vertreten. Straußen kommen vor, an manchen Orten auch in größeren Trupps; wir aber haben keine geſehen.

Merkwürdiger Weiſe hat die Samchara auch ihre Sumpf- und Waſſervögel. Da, wo ſich ein dürftiger Faden Waſſers mühſelig durch ein Regenbett ſchlängelt, hier und da Lachen bildend, finden ſich augen-

blicklich Vögel der genannten Ordnungen ein, um die Plätze beſtens auszunutzen. So gewahrten wir einen Flug der ſchönen egiptiſchen Gans (Chenalopex aegyptiacus) und waren auch ſo glücklich, ein Stück zu erbeuten. Sumpf- und Strandvögel (Charadrius, Totanus, Tringa, Hoplopterus) ſahen wir häufig; der getüpfelte Waſſerläufer oder Grünfuß (Totanus achropus) fehlte an keinem Gewäſſer. Wenn man bedenkt, daß die genannte Gans ein erwählter Flußbewohner iſt, muß man ſich billig wundern über das Geſchick, mit welchem die Klaſſe der Vögel jedes nur einigermaßen Nahrung verſprechende Plätzchen aufzufinden und auszunutzen verſteht.

Aber ich habe in der Samchara noch Merkwürdigeres geſehen, als egiptiſche Gänſe. In einem Flußbett, wo ein ſchwaches, ſtark ſalzhaltiges Wäſſerchen dahinfließt, ſah ich in einem Tümpel zu meinem nicht geringen Erſtaunen ein etwa vier Fuß langes Krokodil (Crocodilus niloticus)! Ein Blick auf die Karte belehrt, daß in dem von uns bereiſten Gebiet kein einziger Fluß vom Gebirge aus zum Meere läuft; denn ſelbſt die dunkelen Linien, welche eine Karte vielleicht zeigt, ſind nichts weniger als Flüſſe, ſondern nur jene Strombetten, in welchen blos während der Regenzeit Waſſer dahinbrauſt. Eine Verbindung mit größeren Strömen, etwa dem Nil oder einem ſeiner Zuflüſſe, mit dem noch nicht erforſchten, vielleicht mündungsloſen Ain-Saba giebt es nicht: wie kam alſo das Krokodil an den Ort, wo ich es auffand, in den Tümpel, in welchem es kaum mehr Platz zu freier Bewegung hatte, als in einem Becken, wie ſie ihm und ſeinen Sippſchaftsverwandten in unſeren Thiergärten geboten werden können? Ueber Nahrungsmangel brauchte es freilich nicht zu klagen; denn Tauſende von kleinen Fiſchen erfüllten den Tümpel. Sie waren vom Meere aus zum Fluſſe heraufgezogen: ſollte auch das Krokodil mit ihnen aufgeſtiegen ſein? Ich habe mir über dieſes Räthſel vergeblich den Kopf zerbrochen.

Außer dieſem harm- und machtloſen Sproß gefürchteter Ahnen zeigte die Klaſſe der Lurche hauptſächlich in den Eidechſen zahlreiche Vertreter. In der Samchara findet ſich von faſt allen Sippen dieſer ſchmucken, beweglichen Geſellſchaft wenigſtens ein Mitglied vor. Jeder Steinhaufen iſt ein Tummelplatz der gewandten, farbenprächtigen Geſchöpfe, welche unter den glühenden Strahlen der tropiſchen Sonne eine ganz andere Regſamkeit in geiſtiger, wie in leiblicher Hinſicht offenbaren, als

bei uns zu Lande. Schlangen ſind viel ſeltener. Sie drängen ſich nicht dem Auge auf; man muß lange nach ihnen ſuchen, wenn man ſie finden will. Dagegen kommen Fröſche und Kröten in der Nähe der Waſſerbecken vor, und ebenſo kann man mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, in den größeren Tümpeln eine Waſſerſchildkröte zu finden.

Vier bis ſechs Meilen von der Küſte des rothen Meeres ſteigt das von uns beſuchte Gebirge ziemlich ſchroff aus der Samchara empor. Von weitem erſcheint es wie ein ungeheurer Wall, über welchen die zackigen Gipfel des eigentlichen Hochgebirges von Bogos emporragen. Von den wenigen nach der Samchara ausmündenden, meiſt von ſteilen Wänden eingeſchloſſenen Thälern gewahrt man jetzt nicht viel; ſie treten erſt beim Näherkommen ins Auge. Im Lichte der abiſſiniſchen Sonne erſcheint das Hochgebirge ungleich ſchöner, als eine ähnliche Landſchaft in unſeren Breiten. Jedes Gebirge, und liege es inmitten der Wüſte, zeigt hier einen Reichthum an Farben, welcher geradezu in Erſtaunen ſetzt. Es iſt ein ewiger Wechſel von Licht und Schatten, Helle und Dunkel bemerkbar. Und da nun die Berge ſelbſt durch ihre ſchwarzen Felsmaſſen hervorſtechen und die überall, wo ein Plätzchen ſich findet, in üppigſter Fülle an ſteilen Wänden wuchernde Pflanzenwelt eigene, feſtſtehende Farben beſitzt, giebt das Ganze ein Schaubild zum Entzücken. Es wird Einem wohl in der Seele, wenn man dem Gebirge näher und näher kommt; man treibt das Maulthier zu friſcherem Lauf an, um bald die Luft genießen zu können, ſich mit ganzem Herzen in eines jener wunderbaren Thäler zu verſenken, jener Thäler, welche alle Schönheiten unſerer Alpenwelt mit dem Reichthum der Tropen vereinen.

Sobald man das Gebirge betritt, d. h. in eines jener Thäler gelangt, in denen, noch immer ſchwierig genug, dürftiger Verkehr der wenig begehrenden Kinder der Höhe mit den Küſtenbewohnern ſtattfindet, iſt man wie durch Zauberſchlag in eine neue Welt gekommen. So reich auch die Samchara als Wüſte genannt werden kann: ſie will als die ärmſte, ſchrecklichſte Einöde erſcheinen, wenn man ſich von einem Reichthum umgeben ſieht, den man erſchaut haben muß, um ihn zu verſtehen. Gern

möchte ich auch ſagen, den man beſeſſen haben muß: aber wer darf ſich hier wohl Herr und Beſitzer nennen? Hier verläßt den Forſcher ſeine Kenntniß; hier wird er ſelbſt arm, wie der kenntnißloſe Laie, weil er nicht im Stande iſt, die unendliche Fülle auch nur abzuſchätzen, geſchweige denn zu bewältigen und ſomit ſich anzueignen. Hunderterlei verſchiedene Eindrücke beſtürmen alle Sinne auf einmal. Die reiche Pflanzenwelt giebt Nahrung und Wohnung für ein zahlreiches Heer von Thieren, und Pflanze und Thier verbinden ſich, die Sinne des Menſchen anzuregen. Nur der Sinn des Geſchmacks bleibt verſchont; alle übrigen werden unausgeſetzt in Thätigkeit erhalten. Geſicht, Gehör und Geruch ſchwelgen in den Eindrücken, welche auf ſie einſtürmen, blos das Gefühl theilt den Genuß nicht mit jenen: es wird beläſtigt, während die anderen ſich weiden. Der an den ſteilen Felswänden emporkletternde Blick, welcher erſt entſcheiden möchte, was für ein Geſtein die Wände zuſammenſetzt, wird durch dieſe oder jene Pflanze, durch eine der blüthenreichen Kaktusarten, durch die wundervollen Kronleuchtereuphorbien, durch die vorher kaum noch geſehenen Mimoſen aufgehalten und verwirrt; das Ohr, welches eben dem anmuthigen Geſang eines kleinen Finken lauſchen wollte, ward durch die glockenreinen Flötenlaute eines Würgers abgeleitet: und ſo findet der Neuling in dieſem Reiche anfänglich kaum Zeit, ſich dem Beſchauen und Belauſchen eines Gegenſtandes mit ruhiger Geſchäftigkeit hinzugeben! —

Die Bogosländer erlangen unweit des auf einer Hochebene gelegenen Dorfes Menſa ihre größte Höhe. Zu beiden Seiten dieſer Hochebene erheben ſich ſchroff prachtvolle Berge. Die nach Süden hin gelegenen ſind die höchſten. Man ſieht die gewaltigen Felszinnen ſchon vom Meere aus über die Vorberge hinwegreichen; ja man ſoll ſie, wie ich erfuhr, bereits in nicht großer Ferne von der aſiatiſchen Küſte des Meerbuſens wahrnehmen können. Sie ſind etwa 8000 Fuß hoch. Von ihnen aus fällt das Gebirge nach Weſten, Norden und Oſten hin, während es nach Süden zu unmittelbar mit den Alpen des eigentlichen Abiſſiniens zuſammenhängt. Sehr tiefe, außerordentlich ſchmale Gebirgsthäler laufen ſtrahlenförmig nach den drei genannten Seiten hin von dieſen Vorbergen der Alpen aus. Nur wenige dieſer Thäler ſind ſo lang, daß die in ihrem Grunde während der Zeit der Regen ſtromartig dahin brauſenden Wäſſer auch in den trockenen Monaten des Jahres ſich erhalten und als

Bächlein dahinrieſeln können. In den vielen, durch ihre Kürze ſich auszeichnenden Querthälern findet man gewöhnlich blos die Spur des Waſſers, aber nur nach den ſtarken Regengüſſen ein fließendes Bächlein, welches freilich gar bald zum wüthenden Strome ſich verſtärken kann.

Das Gebirge ſelbſt beweiſt, wie die Samchara, daß es durch vulkaniſche Kräfte emporgehoben wurde. Auf den höchſten Spitzen tritt ein ſehr grobkörniger, bröcklicher Granit, an einzelnen, aber wenigen Stellen, auch ein feinerer Porfir zu Tage: beide bilden überall die zackige Krone der erhabenſten Gipfel. Um ſie herum, einem um die Schultern der Bergreihen geſchlagenen Mantel vergleichbar, ſteht überall die herrſchende Geſteinart, der Thonſchiefer, an: er, der Granit und der Porfir bedingen die eigentliche Schroffheit des Gebirges und die Kühnheit der Gipfel.

Leider war es mir nicht vergönnt, das Gebirge, dieſes Kleinod in den Augen jedes Forſchers, auch nur einigermaßen kennen zu lernen! Meine Erfahrungen beſchränken ſich auf ein tiefes Thal, den bereits oben erwähnten Chor von Menſa, auf die Hochebene, in welcher das gleichnamige Dorf liegt, und auf zwei oder drei der nächſten Spitzen. Von ihnen aus habe ich freilich eine prächtige Rundſchau halten und einen großen Theil des Bogoslandes überſehen können; aber dieſe Vogelſchau hat mich nur über das Eine belehrt: daß ich das Gebirge ſelbſt ſo gut wie gar nicht kennen gelernt habe!

Jener erwähnte Chor iſt ein tiefes Felſenthal, welches ſich in ziemlich gerader Richtung von Oſten nach Weſten hin etwa acht Meilen lang durch das Gebirge zieht und von Anfang bis zu Ende ununterbrochen und zwar ſehr merklich anſteigt. Ein Wäſſerchen, welches in ſeiner ganzen Stärke dicht unterhalb des Dorfes Menſa zu Tage tritt, durchläuft ihn, hier und da Tümpel bildend, manchmal auf große Strecken hin verſchwindend und dann wieder, aber jedes Mal ſchwächer und waſſerärmer, zum Vorſchein kommend. In die Samchara ſelbſt reicht es nicht hinaus: es verſiegt etwa anderthalb Meilen vor dem Ende des Thales im Sande. Mit Ausnahme des Ain-Saba iſt dieſes Wäſſerchen wahrſcheinlich eine der größeren, wo nicht die größte Lebensader der ganzen Gegend; wenigſtens waren alle übrigen Chuar, welche wir geſehen haben, bereits zur Zeit unſeres Aufenthaltes, während des letzten Theiles der kleinen Regenzeit vertrocknet, und man mußte in ihnen ſchon ziemlich tief graben, wenn man Waſſer finden wollte. Wie hoch dieſes Bächlein

während der Regenzeit ſelbſt anſchwellen kann, zeigt ſich überall an den Thalwänden. Bis zu einer gewiſſen Höhe hinauf hat die Pflanzenwelt es nicht vermocht, ſich auszubreiten. Der jährlich hier durch das Thal fluthende Wogenſchwall reißt alle Pflanzen mit ſich fort, nur diejenigen ausgenommen, welche an den breiteren Stellen des Thales Wurzel gefaßt haben, da, wo die Waſſermaſſen ihre verderbliche Kraft nicht äußern können. Von den hohen Bergſpitzen herab haben die Wäſſer große und ſchwere Blöcke in das Thal gerollt, bis weit nach unten hin, wo man ſie als die einzigen ihrer Art wirr durcheinandergeworfen liegen ſieht.

Der Chor von Menſa bildet eine der Heerſtraßen der Bogosländer. In ihm bewegt ſich faſt ausſchließlich der Verkehr des Menſchen. Der Chor ſelbſt iſt für Kamele, wenigſtens theilweiſe, ein noch immer begehbarer Weg; die Menſa gebrauchen dieſe Laſtthiere aber gar nicht, ſondern laden ihr geringes Hab und Gut dem im Hochgebirg gebornen und großgewordenen, wie Antilopen kletternden Ochſen auf den Rücken, und der von der Küſte herkommende Reiſende zieht, ſoviel als er kann, die gewandten Maulthiere den unbeholfenen Wüſtenſchiffen vor. Aber der Verkehr der Gebirgsbewohner mit dem Küſtenlande iſt ſo gering, daß die wenigen Reiſenden, welche dieſes Thal durchziehen, gar nicht in Betracht kommen. Der Chor von Menſa bildet hauptſächlich eine Heerſtraße für die Herden der viehzüchtenden Gebirgsbewohner. Dieſe wandern in ihm von dem hochgelegenen Dorfe aus nach der Samchara herab, um das durch die Regen in ihr hervorgerufene Grün abweiden zu laſſen; ſie kehren in ihm von dort, wenn die glühende Sonne das Grün verſengt hat, wieder nach den kühlen Höhen zurück, auf welchen ſich die vom rothen Meere aufſteigenden, durch die Glut der Samchara emporgetriebenen Dünſte niederſchlagen und noch eine für Afrika ganz ungewöhnliche Friſche erhalten, wenn unten ſchon Alles verſengt und verbrannt iſt.

Gerade in dieſem Theile Afrikas ſind die klimatiſchen Verhältniſſe ganz eigenthümlich. Das Gebirge hat zweimal im Jahre eine regelmäßig wiederkehrende Regenzeit, die eine, große, zwiſchen den Monaten Auguſt bis November, die andere, kleinere, zwiſchen Februar und April. Während der erſten Zeit unſres Aufenthalts regnete es täglich im Gebirge, wogegen unten in der Samchara der Himmel nur noch die Wolken zeigte, welche dem Gebirge das ihm eigene, reiche Leben ſpendeten. Einzelne ſtarke Regengüſſe erſtrecken ſich freilich auch über die Ebene und bis an die nahe Küſte

des Meeres; man kann jedoch annehmen, daß erſt von ſechs Regengüſſen ein einziger auch die Ebene tränkt.

Der Chor von Menſa nun erhält gerade durch dieſe klimatiſchen Verhältniſſe ſeine Bedeutung. Wäre die Ebene unten reine Wüſte, ſo würden die Menſa niemals ihre prächtigen Höhen verlaſſen, ſondern, wie die Schweizer, ihre Herden von einem Bergabhang zum andern treiben: ſo aber nutzen ſie, berechnend, die bald verdorrende Weide der Tiefe aus und ziehen ſich dann erſt auf das Gebirge zurück; ſo finden ſie ſich veranlaßt, vier Mal im Jahr auf und nieder zu ſteigen. Eben hierdurch iſt dieſes Thal auch für den Menſchen und die Hausthiere zur Heerſtraße geworden. Den Thieren der Wildniß war es ſchon längſt der bequemſte Weg für ihre Streifzüge und Wanderungen.

In dieſem Theile der afrikaniſchen Schweiz mag es wohl kaum ein ſchöneres Thal im Gebirge geben, als der Chor von Menſa es iſt. Ueberall, wo die Felſenwände nicht ſenkrecht oder überhängend abfallen; deckt eine reiche Pflanzenwelt die Gehänge, ſo mühſam ſie ſich auch ihr Daſein friſten mag. Nirgends weiter habe ich eine ſo ausgebildete Wurzelung geſehen, wie hier. Viele Bäume keimten oben auf einer mehr als haushoch über dem Grunde gelegenen Felsplatte; ſie fanden bald nicht mehr Nahrung genug und mußten dieſelbe nun in der Tiefe ſuchen. Von der Höhe herab ſandten ſie Wurzeln nach dem feuchten Grunde des Thales nieder. Die Wurzeln klammerten ſich bei dem Niederſteigen an den Felſen an, verſchlangen ſich, bildeten Netze und Geflechte, trieben einzelne Schößlinge und gingen weiter und weiter, bis ſie endlich den feuchten Grund erreichten. Manchmal ſieht man eine Wurzel, einem ungeheuren Taue vergleichbar, in anmuthigen Windungen gegen 70 bis 80 Fuß emporklettern, um einem Bäumchen Nahrung zu geben, welches in gar keinem Verhältniſſe mit ihr zu ſtehen ſcheint. Oft iſt es nur ein unbedeutender Strauch, welcher eine mehr als vier Zoll im Durchmeſſer haltende Wurzel oder ein ganzes Wurzelgeflecht niederſchickt, und nicht ſelten kommt es vor, daß die Länge der Wurzel um das Drei- und Vierfache die Höhe des Baumes oder Strauches übertrifft. An manchen Stellen im Thale bedecken dieſe Wurzelungen ziemlich bedeutende Flächen der ſteil abfallenden Wände und haben an dieſen Sprößlinge emporgetrieben, welche nun auch ihrerſeits wieder zu kleinen Bäumen oder wenigſtens zu Sträuchern geworden ſind. An andern Orten fallen ſie ſchlaff herunter, ohne ſich zu verzweigen, ohne irgend Nebenwurzeln aus-

zuſenden, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der zarten Faſern, welche ſich auf der an dem Felſen anliegenden Seite in das Gefuge des Steins eingedrängt haben; an dem der Sonne oder wenigſtens der Luft zugekehrten Theile ſind ſie immer mit zarter und glatter, gewöhnlich ſilberweiß glänzender Rinde umhüllt. An andern Stellen der Wände hingegen, wo zwiſchen den Blöcken ſich bereits Dammerde ſammelte, haben ſich auch andere, größere Pflanzen anſiedeln können, und hier deckt zuweilen ein überaus manchfaltiger, wenn auch nicht gerade beſonders dichter Wald die Gehänge. Es ſind nicht blos Mimoſen, welche hier wachſen und gedeihen, ſondern noch eine ganze Reihe von anderen, mir größtentheils unbekannten Bäumen; ja, hier und da, wenn auch noch ſehr vereinzelt, ſieht man ſelbſt den Baumrieſen Afrikas, die gewaltige, in jeder Hinſicht auffallende Adanſonie, den Affenbrodbaum, Boabab, Tabaldie, Dinna, oder wie dieſer Dickhäuter unter den Pflanzen ſonſt noch genannt werden mag. Bei weitem die größte Zahl dieſer Bäume iſt hier in dem engen Felsthal doch nicht zur rechten Entwickelung gelangt; ſie erſcheinen krüppelhaft, auch ſchon während ihrer Jugendzeit: denn das reiche Thal iſt für ſie, die Vielbegehrenden, doch noch nicht reich genug.

Die ganze Baumwelt zeichnet ſich durch ihre ſchönen und wohlriechenden Blüthen aus. Zu Ende der kleinen Regenzeit ſtrömen von allen Seiten Wohlgerüche auf den Wanderer ein, ſo daß er glauben mag, er befände ſich in einem der ſorgſamſt gepflegten Gärten. Andere Bäume erfreuen wiederum durch die Pracht ihrer Kronen, ſo die ſchattigen und zartblättrigen Tamarinden, welche an einzelnen Stellen im Thale ſtehen, da wo ſich der Chor erweitert. Neben dieſen Tamarinden erhebt ſich ein unſrer Ulme ſehr ähnlicher, mir unbekannter Baum, ein wahrer Rieſe; Mimoſen, dieſelben, welche man in der Samchara ſieht, nur daß ſie dort zwerghaft erſcheinen, während ſie hier zu ihrer vollſtändigen Entwickelung gelangt ſind; da ſtehen die ſchönen Bidingán el Fil oder Kigelien (Kigelia africana) mit ihrem dunkelgrünen, hängenden Gelaube und den gewaltigen, gurkenähnlichen, an langen, ſchnurartigen Stielen aufgehängten Früchten von 2 Fuß Länge und 5 bis 8 Pfund Gewicht; da finden ſich endlich auch Sikomoren, prachtvolle Bäume, wie man ſie ſchöner in ganz Afrika nicht finden kann.

Je höher man emporſteigt, umſomehr neue Pflanzen treten auf, und umſokräftiger erſcheint die Pflanzenwelt. Im obern Thale ſieht man

die oft hainartig gruppirten Sikomoren von vielleicht tausendjährigem Alter, Bäume von einer Größe, daß ein einziger genügen kann, eine ganze Reisegesellschaft mit Kamelen, Zelten, Strohhütten, Gepäck und Allem unter seinem Schatten aufzunehmen und ihr auch alle Bequemlichkeiten zu bieten. Hier sieht man andere, welche, eine ganze Welt für sich bildend, so von Schmarotzerpflanzen überdeckt sind, daß man wohl platte Wände von diesen, aber nur hier und da ein Stückchen Stamm oder einen, gewöhnlich echt malerisch das Ganze durchbrechenden Ast gewahren kann. Die Schlingpflanzen entfalten hier ihre ganze Pracht. Zu den in der Samchara wachsenden treten eine große Zahl neuer Arten hinzu, und jede derselben scheint mit der andern zu wetteifern, wie sie den Baum, welcher ihr Stütze und Halt gewährt, am meisten schmücken und verschönern könne. Auf große Strecken hin schließen sie ihren Wald vollständig dem zudringlichen Fuße ab und lassen hierdurch Dickichte entstehen, deren Inneres für immer Geheimniß bleibt. Außerordentlich anmuthig zeigen sich einige Schlingpflanzen auf der wasserarmen Hochebene selbst. Sie haben sich hier nur einen Baum erkoren, diesen aber so vollständig umrankt, umwoben, umhüllt, umkleidet, daß man von dem Baum selbst nicht das Geringste bemerkt, daß man durch das Netz, welches sie bilden, sich nur schwer mit dem Jagdmesser eine Oeffnung hauen kann, daß der Vogel, welcher auf ihnen sich niederläßt, vor jedem Feinde geschützt ist, selbst vor dem Geschoß des Jägers, weil dieser den Getödteten nicht aufnehmen könnte, auch wenn er sich alle nur denkbare Mühe gäbe. Sie wandeln die von ihnen in Besitz genommenen Bäume in Lauben um, welche der Kunst jedes Gärtners zu spotten scheinen.

Neben diesen genannten Bäumen treten auch noch fruchttragende auf und zwar vor Allem der wilde Oelbaum. Die ganze Höhe des Mensa- und Bogosgebirges ist mit einem, wenn auch dünn bestandenen Wald von Oelbäumen bedeckt, welche gleichsam nur der Hand des gebildeten und gesitteten Menschen zu warten scheinen, um auch andere, werthvollere Früchte zu tragen, als die kleinen, fast ungenießbaren Oliven, welche jetzt nur den Pisangfressern und mehreren Tauben zur Nahrung dienen. Im gleichen Gürtel gewahrt man auch die Kronleuchter- oder Kolqualleuphorbien: einen Kaktus, welcher zum Baume geworden ist, aber seine Regelmäßigkeit, sein eigenthümliches Wesen, die Fülle seiner Blätter, die gleichartige Verzweigung derselben beibehalten hat. Sie hebt

ſich licht ab von dem dunklen Gelände und verleiht der Landſchaft einen wunderbaren Schmuck. Zwiſchen den höheren Bäumen, welche von fern wie ein dünnbeſtandener Wald erſcheinen, wuchern nun äußerſt üppig Sträucher, Kräuter, Gräſer und Blumen aller Art, in einer Fülle, daß ſelbſt der Kundige froh iſt, wenn er zunächſt nur die Gattung beſtimmt, zu welcher dieſe Pflanzen gehören. Aloe und Stapelien, Heliothropen, Malven, Winden der verſchiedenſten Art, Solaneen, kletternder Jasmin, Caſſien, Salvadoren und andere im Verein bilden den Teppich, welcher die Gehänge bekleidet. In ihm erſcheinen nun die Kronleuchtereuphorbien, die mattgrau ſchimmernden Oelbäume, die hellgrünen Mimoſen wie eingeſtickte friſche Blätter, während manche, faſt nur mit Aloe beſtandene Flächen, auf große Strecken hin, in Folge der rothen Blüthen und der vergilbten unteren Blätter, die höheren, brennenden Farben zu dem Ganzen liefern. Erſt beim Anblick ſolcher Gegenden verſteht man, warum die ganze Thierwelt buntfarbig iſt; würde ſie anders ſein, ſo könnte ſie nicht mehr paſſen in ihre Heimat!

Die ärmſten, ödeſten Stellen des Gebirges ſind begrünt, belebt; man begreift oft nicht, daß in dem trockenen, dürren Kiesſande, welcher aus nichts Anderem, als aus dem zerbröckelten, der Auflöſung mehr und mehr entgegengehenden Granit beſteht, ſich große Bäume ernähren können; man wundert ſich, daß unter dieſer Sonnenglut, ungeachtet der Regen, eine ziemlich reichhaltige Flechtenwelt ſich auf den Geſteinen feſtſetzen kann; man erſtaunt, wenn man ſieht, daß kein Plätzchen unbenutzt geblieben, daß ſchon da, wo nur die erſte Schicht der Flechten vermoderte, das Gras ſich angeſiedelt hat. Nur durch Eines ſprechen die höchſten Höhen von einer gewiſſen Armuth: ſchon von 6000 Fuß an aufwärts bemerkt man an allen höheren Bäumen lange Flechtenzöpfe, wie ſie die Bäume unſerer Hochgebirge oder jene des hohen Nordens tragen. Die Bäume ſelbſt ſind noch nicht arm geworden, noch keine Krüppel, wie jene in unſeren Höhen, aber ſie büßen doch durch das ſie im eigentlichen Sinne des Wortes belagernde Bettlergeſindel gar viel von ihrer Schönheit und Anmuth ein.

Wie gern möchte ich noch weiter von dieſer Welt erzählen, wenn ich es vermöchte! Aber ſie iſt mir fremd geblieben und mußte mir es bleiben. Wie unendlich habe ich hier bedauert, nicht Pflanzenkundiger zu ſein, wie ſehr, daß nicht Einer der ganzen Reiſegeſellſchaft die auffallenden Formen, welche hier ſich dem Blicke aufdrängen, welche hier ſo recht zur Betrach-

tung, zur Lehre auffordern, zu benennen wußte! Doch auch für mich gab es von Dem, was mir verſtändlicher war, unendlich Vieles zu ſchauen! Das Bogosgebirge iſt nach allen Berichten, welche uns wurden, noch arm an Pflanzen, noch arm an Thieren, wenn man es vergleicht mit anderen Gegenden des Wunderlandes, zu dem es gehört: aber es iſt doch an beiden ſchon reich genug! Nicht für die Menſchen und ihre Herden allein bildet der Chor von Menſa eine Heerſtraße und einen Weideplatz, ſondern auch für die freilebenden Thiere der Wildniß.

Die Paviane haben ſich hier bleibend angeſiedelt und ſtreifen nur längs der Höhe des Thales hin und her; denn dieſe Höhen bieten ihnen ja Alles, was ſie brauchen, und der Menſch, welcher unten im Grunde des Thales ſeine Felder anlegt, ſorgt noch mehr für das Wohlbefinden dieſer ſoviel begehrenden Geſchöpfe. Die Meerkatzen beſchränken ſich auf kleinere Gebiete, auf jene Stellen, wo die Ausbuchtung des Thales größeren Bäumen geſtattet hat, ſich auszubreiten. Den auf- und niederziehenden Viehherden, welche Fliegen und Mücken anlocken, folgen die Fledermäuſe, reichlichen Fanges gewiß; aber auch der Löwe, obgleich er gerade hier nicht als ſehr gefährlicher Feind der Rinder betrachtet wird, zieht ihnen nach. Der ungleich häufigere Leopard hat ſich die Wände zum bleibenden Aufenthaltsort auserſehen. Auch der Wolfshund (Canis Anthus) iſt hier eine ſtändige, obgleich ſelten geſehene Erſcheinung; der Schakal (Canis mesomelas) treibt unbeſorgt bei Tag und Nacht ſeine Jagd, der Fuchs (Canis famelicus) iſt vorhanden, wenn auch ſeltener. Gegen Abend, an regneriſchen Tagen bereits in den Nachmittagsſtunden, verläßt die gefleckte Hiäne, welche hier unglaublich häufig iſt, ihr Lager und ſtreift auf und nieder, nach Jagd umherſpähend. Um dieſelbe Zeit kommt der unter gleichen Breiten gar ſeltene Ratel (Ratelus capensis) zum Vorſchein, jenes ſonderbare Raubthier, welches durch Gang und Weſen, durch Nahrung und Liebhabereien ſo vielfach an unſern Dachs erinnert. Die ſchleichende Sippſchaft der Manguſten iſt überall gemein; denn man ſieht ſie auf allen Gehängen, welche man betritt. Der großöhrige Igel (Erinaceus platyotis?) tappt ganz wie der unſrige zur Nachtzeit in dem niederen, dichteren Gebüſche umher, Früchten, Mäuſen und Kerbthieren nachſtrebend.

Haſen und Eichhörnchen ſind ziemlich häufig, obgleich beide

mehr die Hochebene des Gebirges bevorzugen. Nur im Hochthale aber findet ſich das immer auf den Bäumen lebende, und ich möchte ſagen, auf den Aeſten klebende bunte Eichhorn (Sciurus multicolor). Mehrere Arten von Mäuſen ſind vorhanden, aber, wie überall, ſchwer zu erlangen und alſo auch ſchwer zu beſtimmen. Das Vorhandenſein des Felſel (Bathyergus splendens) bemerkt man wenigſtens aus den maulwurfartigen Hügeln, welche man auf den meiſten Ebenen aufgeworfen ſieht.

Sehr reich iſt die Ordnung der Wiederkäuer vertreten. Die Gazelle und Sömmeringsantilope blieben unten in der Ebene; dafür aber finden ſich andere Mitglieder dieſer reichhaltigen Familie: ſo der in kleinen Trupps zuſammenhaltende, ſtolze Algaſeen (Strepsiceros Kudu), welcher ganz nach Art unſres Hochwildes lebt, der gewandte Klippſpringer, welcher gerade auf den höchſten Kämmen am liebſten ſich aufhält und dieſen Alpen Gemſe iſt, die Madoqua (Cephalophus Madoqua), von der man wenigſtens reden hört, und das Zwergböckchen, welches an allen geeigneten Orten ſich angeſiedelt hat. Gar nicht ſelten ſoll auch das wilde Rind dieſer Gegend, der gefürchtete kapſche Büffel (Bubalus Caffer), bis hierher ſeine Streifzüge ausdehnen, doch nur während der großen Regenzeit, über welche ich freilich nicht berichten kann.

Auch die Ordnung der Vielhufer ſtellt mehr als einen Vertreter. Gerade dieſe Alpen bewohnen zahlreiche Herden von Elefanten, welche zu regelmäßigen Zeiten des Jahres auf und nieder wandern und mit wahrhaft berechnender Kunſt ſich an den ſteilen Hängen die günſtigen Päſſe ausſuchen. Ein afrikaniſches Nashorn (Rhinoceros bicornis oder Rh. cucullatus) kommt wenigſtens im Thale des nahen Ain-Saba und in dem dem Chor von Menſa gleichlaufenden Labka vor; es ſoll aber auch zuweilen ziemlich hoch im Gebirge aufſteigen. Das Warzenſchwein (Phacochoerus africanus oder Ph. Aeliani) iſt überall häufig, wo es Waſſer in der Nähe giebt; doch trifft man es hier ungleich ſeltner in ſtarken Rudeln an, als in der Tiefe; gewöhnlich zeigt es ſich nur einzeln. Wirklich gemein ſind die zierlichſten aller Vielhufer, die Klippſchliefer (Hyrax abyssinicus), wahrhaft reizende Thiere, welche auch das ödeſte Felſengebirge zu beleben wiſſen. Sie fehlen nirgends, wo ihnen das Gebirge geeignete Wohnplätze bietet, d. h. ſie finden ſich an allen Wänden,

welche Höhlen und Klüfte haben, oder auch zwiſchen herabgerollten Blöcken am Fuße der Berge.

Die Klaſſe der Vögel hat auch hier von allen günſtigen Oertlichkeiten Beſitz genommen. Gerade das Gebirge der Bogos zeigt einen auffallenden Reichthum an dieſen leichten Geſchöpfen. Unten in der Ebene, ſei dieſe nun die beſchriebene Samchara oder die weiter nach Weſten hin ſich ausbreitende Steppe, ſind blos die ſchweren Laufvögel und einige Lerchen zurückgeblieben; die Hauptmaſſe derjenigen Arten, welche das Gebüſch bewohnen, finden ſich auch im Gebirge. Daß alle fünf Geier der Samchara (Neophron percnopterus, Cathartes monachus, Gyps Rueppellii, Vultur occipitalis und Otagyps nubicus) hier oben vorkommen, wird Niemand Wunder nehmen, welcher jemals dieſe herrlichen Flieger in Höhen dahinziehen ſah, in welchen ſie dem unbewaffneten Auge nur als ein kleines Pünktchen erſcheinen. Das Gleiche gilt von den Adlern, welche hier durch den Raubadler und den Schopfadler (Spizaëtos occipitalis) vertreten werden. Von Buſſarden haben wir nur eine Art, den Augur (Buteo Augur), bemerkt. Der Gaukler iſt eine gewöhnliche Erſcheinung. Einen anderen, großen, weißbäuchigen, in der Morgenſonne weit hinſchimmernden Adler vermochte ich nicht zu erkennen. Von den übrigen Falken wurde der Feldeggs-Falke (Falco Feldeggii) oder vielleicht auch der ihm ſo ähnliche, ſüdliche Wanderfalke (F. cervicalis) beobachtet. Ein Thurmfalke war häufig, aber ſo ſcheu, daß er niemals erlegt wurde. Der namentlich in den Steppengegenden ſo gemeine Singſperber fand ſich nur einzeln, der keilſchwänzige Sperber hingegen zahlreicher. Der Schmarotzermilan war auch in Menſa heimiſch oder im Lagerplatze zudringlicher Gaſt, gerade ſo, wie unten in der Ebene. Andere Raubvögel haben wir in den paar Tagen unſeres Aufenthaltes nicht geſehen oder wenigſtens nicht beſtimmt: Heuglin hat uns aber belehrt, daß wir kaum die Hälfte, vielleicht nur ein Drittel der hier vorkommenden Arten dieſer Ordnung geſehen haben. Sind uns ja doch Arten entgangen, welche auch dem Laien auffallen müſſen: ſo der Bartgeier (Gypaëtos meridionalis), welcher wenigſtens von 6000 Fuß über dem Meere an vorkommen ſoll, der Sekretär, der geierartige Adler (Aquila vulturina), der Gleitaar (Elanus melanopterus), der einfarbige Falke (Dendrofalco concolor), der kleine Singſperber (Micronisus Gabar) und der ſchwarze Sperber

(Micronisus niger), der Schlangenadler (Circaëtos orientalis) und andere. Von Nachtraubvögeln fanden wir nur zwei Arten auf: die afrikaniſche Ohreule und den großen Uhu (Bubo cinerascens). Aus der Familie der Schwalben beobachtete ich eine ziemliche Anzahl von Arten. Freilich waren gerade mehrere von ihnen auf dem Zuge: ſo unſere Rauch- und Mehlſchwalben (Cecropis rustica, Chelidon urbica), welche ich an den erſten Tagen meines Aufenthaltes in der Samchara ſowohl, als oben im Gebirge, flugweiſe vorüberziehen ſah. Die Stelle unſerer Rauchſchwalbe vertraten zwei Arten (Cecropis rufifrons und C. abyssinica); beide ſind jedoch nicht ſo häufig, als die erſtere im Oſt-Sudahn es iſt, wo ſie in derſelben Menge, wie bei uns die Rauchſchwalbe, auftritt. Zu ihnen kommen die ſchwarzſteißige und die fadenſchwänzige Edelſchwalbe (Cecropis melanocrissus und Ubromitus filifera) ſo wie die merkwürdige, blaue Seglerſchwalbe (Atticora pristoptera), welche ich freilich nur ein einziges Mal ſah und erlegte, ein kleiner Segler (Cypselus abyssinicus) und eine Felſenſchwalbe (Cotyle obsoleta). Unten am Fuße des Gebirges und an dem Ausgange der Thäler hörte ich allabendlich einen Ziegenmelker (Caprimulgus tristigma), während in dem oberen Theil des Gebirges von dieſem anmuthigen Nachtſänger nicht das Geringſte verlautete; um Menſa herum wenigſtens ſcheint kein einziger Nachtſchatten vorzukommen. Den prachtvollen Nageſchnabel (Trogon Narina) ſah ich ein einziges Mal in dem Chor von Menſa, etwa in einer Höhe von 3000 Fuß über dem Meere. Von den übrigen Spechtvögeln wurden der bereits genannte Eisvogel und einige Bienenfreſſer beobachtet. Die beiden nördlichen Arten (Merops apiaster und M. Savignyi) zogen in der erſten Hälfte des März in großen Flügen hoch über das Gebirge weg, ihrer Heimat zu; ſtändig fand ich blos eine einzige Art (Merops variegatus) auf. Viel Freude gewährten die Honigvögel; von ihnen ſchien jeder Theil des Gebirges ſeine beſondere Art zu beherbergen. Der in der Samchara häufige Honigſauger verſchwindet ſchon am Fuße des Gebirges: ſeine Stelle nimmt in der Tiefe Nectarinia abyssinica ein. Weiter oben in der Höhe zeigt ſich Nect. affinis an der Stelle der vorigen und einzeln Nect. cruentata, ſowie auch Nect. famosa. Von den Wiedehöpfen wurden erlegt: eine unſerer Upupa Epops ſehr ähnliche Art und der große Baumwiedehopf (Promerops erythrorhynchus); — die kleineren Arten

der letzteren Sippe (Pr. cyanomelas und Pr. minor), welche im Sudahn nicht selten sind, haben wir nicht zu sehen bekommen.

Im Verhältniß zu anderen Gegenden Afrikas ist das Gebirge ungemein reich an Singvögeln. Fast aus jedem Busche heraus klingt der helle Schlag eines oder des andern der überall gemeinen Buschschlüpfer (Drymoica) hervor. An niederen Büschen klettert der laubsängerartige Kurzschwanz (Camaroptera brevicaudata) herum, und auch wirkliche Sänger (Curruca, Sylvia, Aeodon) sind gar nicht selten. Im Anfange meines Aufenthaltes waren noch viele Fremdlinge aus dem Norden im Gebirge anwesend, unter ihnen liebe, alte, gesangeskundige Bekannte aus der Heimat, welche gerade jetzt vor dem Abzuge ihre Kehlen erprobten. Da klang es Einem allseitig entgegen! Die Steinschmätzer (Saxicola, Dromolea, Vitiflora) bewohnen in mehreren Arten die Halden des Gebirges und singen von der Höhe der Blöcke herab ihr mir wenigstens sehr angenehmes Liedchen; zu ihnen kommt während der Winterszeit die in Geist und Wesen so verwandte Steindrossel (Petrocincla saxatilis) und außerdem das sonderbare Mittelding zwischen Rothschwanz und Steindrossel Ruticilla rufocinerea, welche ein ganz flottes Liedchen singt. Der Preis unter allen aber gebührt auch hier dem Drosling. Sein Gesang ist klangvoll und er selbst unermüdlich. Auf den weiteren Ebenen hört man das Lied der Haubenlerche und einen zwar sehr einfachen, aber dennoch angenehmen Gesang des dunklen Pipers; an den Gebirgsbächen treibt sich die zierliche gelbe Stelze umher — ganz die unsrige, in keiner Feder verschieden, — und auch sie erfreut das Ohr des Kundigen mit dem bekannten, trauten Klange. Aber auch einige lärmende Gesellen mischen ihre Stimme unter diese Klänge: vor allen die Weißköpfe (Crateropus leucopygius), welche gesellschaftenweise das Gebüsch durchziehen und ein Mal um das andere, alle vereint, laut aufschreien, gackern und lärmen. Zuweilen vernimmt man auch die stillen Flötenlaute des prachtvollen Paradiesfliegenfängers (Tchitrea melanogastra). Der Vogel ist nicht gerade selten, versteckt sich aber gern im Gebüsch und verschwindet dann, wenn er die lichten Federn des Schwanzes verloren hat, gar leicht dem Auge in dem bunten Gelaube der tropischen Bäume. Ueberaus gemein sind mehrere Würger und unter ihnen wohl am häufigsten der Flöten- oder Orgelvogel jener Gegenden (Telephorus aethiopicus), ein Thier, welches den Neuling mit Verwun-

derung und Entzücken erfüllt, den Eingewöhnten aber schließlich wegen der ewigen Wiederholung seiner zwei oder drei Flötentöne wirklich ermüden kann. Die echten Neuntödter sind eine ungleich seltenere Erscheinung; doch trifft man auf der Hochebene immer noch einen von ihnen (Collurio Smithii) an allen günstigen Stellen einzeln an, eifersüchtig sein Gebiet bewachend und mit jedem Eindringlinge sofort muthig den heftigsten Kampf beginnend.

Die Kegelschnäbler scheinen nur in wenigen Arten vertreten zu sein. Sobald man das Gebirge betritt, verschwindet der weißbrüstige Rabe, welcher in der Samchara nicht gerade selten ist; er wird durch den ungleich häufigeren Corvus affinis vertreten, welcher in Gebirgsthälern, in der Nähe der Gebirgsdörfer und der zeitweiligen Lagerplätze in jeder Höhe und oft in ungeheuren Scharen sich zeigt. Die Glanzdrosseln finden sich in einigen Arten vor. In den Thälern wohnt die weißbäuchige (Pholidauges leucogaster), im Glanz der Sonne von weitem prachtvoll purpurschillernd; das niedere Gebüsch wird von Lamprotornis nitens (?) bewohnt; die Felsen umfliegt Spreo morio, schreiend und singend, unseren Dohlen vergleichbar. Ziemlich gemein ist der Madenhacker (Buphaga erythrorhyncha), ein gar kluger und netter Vogel, den man lieb gewinnt, sobald man mit ihm bekannt wird. Für die finkenartigen Vögel scheint das Gebirge ein wahres El-Dorado zu sein; man findet aus allen Sippen von ihnen eine große Anzahl. An den Zweigen schwanken die künstlichen Nester der Webervögel; von den Bäumen herab tönt ihr spinnender Gesang; das Gebüsch durchfliegen die kleinen Zwergfinken scharenweise. In der Hütte des Dorfes legt Swainson's Sperling (Passer Swainsonii) sein Nest an; in dem einfachen Gärtchen, welches die Hütte umgiebt und zum Bau des Tabaks bestimmt ist, singt der gestreifte Gimpel (Pyrrhula striolata) sein Liedchen. Mit besonderem Vergnügen gewahrt man, daß auch die allerdichtesten Gebüsche ihre eigenen Bewohner haben, die Mäusevögel nämlich, von denen hier vorzüglich der weißrückige (Coluis leucotis) vorkommt. Für diese sonderbaren Gesellen, von welchen ich weiter unten noch Einiges berichten werde, paßt kein Name besser, als der ihnen von Schlegel verliehene: denn wirklich scheinen sie zu Mäusen in Vogelgestalt geworden zu sein. Sie wissen noch da sich durchzudrängen, wo jeder Durchgang unmöglich scheint. — Mehrere Arten der Nashornvögel tragen wesentlich dazu

bei, das Gebirge zu beleben. Der größte von ihnen (Bucorax abyssinicus) bewohnt mehr die pflanzenarmen Stellen des Gebirges; die übrigen ſind ſämmtlich echte Baumvögel, achtſam auf Alles, was vorgeht, rege und immer geneigt, ſich bemerklich zu machen, ſei es durch den freigewählten Sitz, durch ſonderbares Geberdenſpiel oder durch den auffallenden Ruf, welchen ſie ausſtoßen. Ganz das Gegentheil ſind die Helmvögel (Corythaix), welche die größten Baumpartien bewohnen und nicht eben häufig laut werden; während wieder die ihnen nahe verwandten Piſangfreſſer (Chizaerhis) gar gern ihre laute Stimme ertönen und durch ſie eher an einen Trupp von Meerkatzen, als an Vögel denken laſſen.

Die Ordnung der Klettervögel iſt verhältnißmäßig arm, auch wenn man die Papageien nach althergebrachter Weiſe, aber fälſchlich, noch zu ihr rechnen will. In den von uns durchreiſten Gebieten iſt uns nur ein Papagei, der Halsbandſittig (Palaeornis torquatus), vorgekommen; ihn brachte, wie bemerkt, der Herzog von ſeinem Ausfluge nach Keren mit nach Menſa zurück. Für die Spechte gilt auch hier Glogers treffende Bemerkung, daß dieſe Vögel nur da ſich häufiger finden, wo es verhältnißmäßig weiche Hölzer giebt. Außer dem kleinen Zwergſpecht (Dendrobates Hemprichii) haben wir keine einzige der in Nord-Oſt-Afrika lebenden Arten zu Geſicht bekommen. Die Bartvögel treten etwas häufiger auf und zeigen ſich auch eher an, als die Spechte, namentlich der geperlte (Trachyphonus margaritatus) läßt ſich oft vernehmen. Kukuke ſind ſelten und die Honigangeber keineswegs gewöhnliche Erſcheinungen. Dagegen iſt das Gebirge reich an Tauben und Hühnern. Große Flüge von Turteltauben (Turtur semitorquatus, T. senegalensis) ſtreifen von einer Baumgruppe zur andern; die prachtvolle abiſſiniſche Papageitaube (Treron abyssinica) iſt an allen Stellen, wo es dicht bewipfelte Bäume giebt, gemein; die Felſentaube (Columba glauconota) belebt unerſteigliche Felſenwände; die Kaptaube (Oena capensis) iſt ebenſo gemein, als in der Samchara, und die niedliche Erdtaube (Chalcopelia afra) lockt aus allen dicht verzweigten Gebüſchen hervor. Unter den Hühnern fallen zunächſt die Frankoline auf. Das rothkehlige Frankolinhuhn der Ebene iſt verſchwunden, wird aber durch das Erkell'ſche, welches überaus häufig iſt, vollkommen vertreten und erſetzt, und zu dieſem kommt noch das

Clapperton'ſche oder Rüppell'ſche, welches mehr die breiteren und tieferen Thäler belebt. Eigentliche Rebhühner fanden wir nicht; unſere Wachtel dagegen war als Wintergaſt überall gemein. Nicht ohne Verwunderung beobachtete ich, daß auch die Waldvögel, welche doch eigentlich die Ebenen bevorzugen, dem Gebirge nicht fehlten. In der Nähe des Dorfes Menſa läßt der Dickfuß (Oedicnemus affinis) allnächtlich ſeinen nicht zu verkennenden Ruf ertönen; an dem Bach des Menſathales treiben ſich Regenpfeifer und Spornkibitze herum, und gerade hier iſt der Schattenvogel (Scopus umbretta) eine ganz gewöhnliche Erſcheinung; der kleine ſchwarze Storch (Ciconia Abdimii) hat auch oben im Gebirge ſich angeſiedelt, ſcheint aber nicht eben Hausvogel zu ſein, wie im Sudahn; der grünfüßige Waſſerläufer (Totanus ochropus) findet ſich hoch oben, unfern der Quelle des vorhin genannten Bächleins. Welche Sumpf- und Waſſervögel ſonſt hier noch leben mögen, kann ich nicht beſtimmen; ſoviel aber iſt mir klar geworden, daß zur Regenzeit, wo in allen den tieferen Thälern das Waſſer dahinbrauſt, ſicherlich noch viel reicheres Vogelleben gerade hier ſich zeigen mag.

Gern möchte ich auch die übrigen Klaſſen des Thierreichs in gleicher Ausführlichkeit behandeln, wie die beiden erſten; ich muß jedoch, zu meinem innigen Bedauern, von ſolchem Vorhaben abſtehen. War es mir ja doch unmöglich, den Reichthum der beiden erſten zu bewältigen! Das Hochgebirge iſt, was die Lurche und ſelbſt die Fiſche anlangt, nicht minder reich, als die Samchara. Jede Steinhalde iſt ein Tummelplatz der verſchiedenſten Eidechſen, nur die Schlangen treten weniger zahlreich auf, als unten in der Ebene. Unter den Echſen war mir der blaubäuchige Stellio (Stellio cyanogaster) beſonders merkwürdig, weil ich die Heuglin'ſche Beobachtung hinſichtlich ſeines geſelligen Lebens mit anderen Thieren vollkommen beſtätigt fand. Denn wirklich beſteht zwiſchen der Manguſte, dem Klippdachſe und dieſer ſchönen, gewandten Echſe ein Freundſchaftsverhältniß. Schlangen haben wir im Gebirge von Menſa und Bogos nur ſelten bemerkt; doch erlegte ich unweit des Dorfes eine $6^1/_2$ Fuß lange, mir unbekannte Giftnatter und erhielt hierdurch den Beweis, daß dieſes häßliche Gewürm noch in bedeutender Höhe ſich findet. Von Unglücksfällen in Folge des Schlangenbiſſes weiß man aber Nichts zu erzählen. Einige Arten von Süßwaſſer-Schildkröten bewohnen das Bächlein im Grunde des Thales; ſoviel ich beſtimmen konnte, war es haupt-

ſächlich die von Rüppell entdeckte „Gehafie“ der Eingebornen (Pentonyx Gehafie); die „Gaffot“ der Maſſauaner oder den „Uller“ der ancharisch redenden Abiſſinier (Testudo sulcata) fanden wir nicht. Mehrere Fröſche, ich wage nicht zu beſtimmen, welche Arten, waren häufig.

Fiſche finden ſich in dem fließenden Waſſer in großer Menge; ſie ſind jedenfalls während der Regenzeit vom Meere aufgeſtiegen.

Ueber die wirbelloſen Thiere kann ich Nichts berichten. Ich ziehe Schweigen dürftigen Angaben vor. Das Eine iſt ſicher: in dem kleinen Gebiet der Bogosländer müßte eine Geſellſchaft von Naturforſchern Jahre lang unabläſſig ſammeln und arbeiten, wollte ſie den Reichthum ſich zu eigen machen, welchen hier die Pflanzen- und Thierwelt offenbaren.

Verzeichniß

der

gesehenen Säugethiere.

I. Ordnung der Vierhänder (Quadrumana).

Aus der gerade in Habeſch reichvertretenen Familie der Schmalnaſen oder Altweltaffen (Catarrhinae) wurden von der Reiſegeſellſchaft nur zwei Arten aufgefunden, während ſchon Rüppell in ſeinen „Neuen Wirbelthieren, zu der Fauna Abiſſiniens gehörig“ (Frankfurt am Main 1835) deren fünf als ſicher beobachtete und noch eine als vorkommend angiebt. Heuglin erbeutete in Habeſch einen noch unbeſchriebenen Mantelaffen (Theropithecus), und Schimper erzählt uns von noch zwei anderen hierher gehörigen Thieren dieſer Familie. Das eigentliche Affenland von Habeſch liegt aber ſüdlich von den Bogos- und Menſagebieten, welche nur als Grenzländer des oſtafrikaniſchen Verbreitungskreiſes der Vierhänder anzuſehen ſind; und ſomit erklärt ſich die geringe Zahl der hier lebenden Affenarten von ſelbſt.

Wir beobachteten:

1) die graugrüne Meerkatze, Cercopithecus griseo-viridis, ***Desmarest*** (Mammal. 61).

C. griseus, (Le Grisvert) *Fr. Cuvier* (Mammifères, fasc. VII).
C. callitrichus, *Geoffroy* (Catal. méthod. Mammifères 23).
C. chrysurus, *Blyth* (Ann. mag. of nat. hist. 1845)?

Fälſchlich zuſammengeſtellt mit

Cercopithecus sabaeus, *Erxleben* (system. mammal. 33). Simia sabaea, *Linné.*

Arabiſch: Abalandj, mit Unrecht auch Nisnahs.

In Habeſch: Tota.

Auf hochſtämmigen Bäumen in kleinen Banden im Menſathale; einzeln.

2) der Silberpavian, Cynocephalus Hamadryas, *Desmarest,* (Mammal. 69).

Simia hamadryas, *Linné* (syst. nat. XII. 368).
Simia aegyptiaca, *Hasselquist* (Paleſtina 269).
Papio hamadryas, *Kuhl* (Beiträge 20).
Cynocephalus Wagleri, *Agassiz* (Isis 1828).
C. Toth, *Olgilby* (Ann. mag. nat. hist. XII).

Arabiſch: Khird.

Abiſſiniſch: Hoba oder Hewe; bei Maſſaua: Kombei, im Weſten von Habeſch: Gingero, in Kordofahn und in Dahr el Fuhr: Farkale.

Zu ſehr ſtarken Herden vereinigt im Gebirge der Bogos und Menſa; ſchwächere Trupps in der Samchara. Nirgends ſelten.

II. Ordnung der Raubſäugethiere (Rapacia).

Ungeachtet der kurzen Beobachtungszeit wurden viele Raubſäugethiere wenigſtens geſehen oder geſpürt, einige erlegt, und über andere die Erfahrungen kundiger Jäger und Beobachter geſammelt. Beſondere Jagden auf die hervorragendſten Mitglieder der Ordnung konnten aus Mangel an geeigneten Gehilfen nicht angeſtellt werden; dagegen erbeuteten wir einige der ſeltneren Arten zufällig.

Beobachtet wurden:

vier Katzen,
fünf Hunde,
drei Schleichkatzen,
ein Marder,
ein Igel.

A. Familie der Katzen (Feles).

1) Der brandmähnige oder Gambialöwe, Leo gambianus sive senegalensis.

Felis Leo, *Linné* (syst. nat. XII. 160).

Arabiſch: Sabaä (Würger der Herden), Aeſſeb (der Aufruhrerregende) und Abu-Fathme (Vater der Fathme).

Abiſſiniſch: Ambaſſa oder Ambahs.

In der Samchara, wie im Gebirg, überall einzeln und ziemlich ſelten.

Der in Abiſſinien hauſende Löwe iſt derſelbe, welcher in Sudahn und am Senegal vorkommt, alſo quer durch ganz Mittelafrika hindurchreicht. Er unterſcheidet ſich ebenſowohl von dem in der Berberei, wie von dem am Kap lebenden und ſteht dem mähnenloſen oder Guzeratiſchen (L. gozeratensis) am nächſten. Seine Mähne iſt kurz, nur etwa 5 Zoll lang, ſetzt ſich auch nicht bis an den Bauch fort und wird niemals ſchwarz, ſondern blos brandgelb. Dieſer Unterſchied hat einige Forſcher veranlaßt, den Senegallöwen von dem berberiſchen, kapſchen, perſiſchen und guzeratiſchen zu trennen, und alle dieſe Formen als Arten zu erklären, während Andere in ihnen nur Abarten ſehen.. Rüppell erklärt die kurze, unbedeutende Mähne des mittelafrikaniſchen Löwen ganz einfach als Folge der warmen Heimat. Ich vermag es nicht, dieſer Anſicht mich anzuſchließen, weil ich nicht begreifen kann, warum die glühende Sahara, in welcher der berberiſche Löwe hauptſächlich ſich herumtreibt, nicht auch dieſelbe Wirkung auf deſſen Mähne geäußert haben ſollte, und geſtehe deshalb dem mittelafrikaniſchen Löwen Artſelbſtändigkeit zu. Dies zur Erklärung für Diejenigen, denen es auffallen ſollte, wenn ich nur von Gambia- oder Senegallöwen ſpreche.

2) Der Leopard, Leopardus antiquorum, *Griffith* (Anim. kingsd. II. 466).

Felis pardus, *Linné* (Syst. nat. XII. 61).

Felis Leopardus, *Schreber* (Säugethiere III. 387).

Arabiſch: Nimner (der Gefleckte).

Abiſſiniſch: Nimbre und Newer.

Vorzugsweiſe im Gebirge, einzeln, aber überall häufig.

3) Der Gepard, Cynailurus guttatus, *Wagler*.

Felis guttata, *Herrmann* (Observ. Zool. I. 38).

Felis venatica, *Griffith*.

Arabiſch: Fahhad.

Abiſſiniſch: Newer-Golgol.

In der Samchara, einzeln, jedoch nicht gerade ſelten.

4) Die kleinpfötige Hauskatze, Felis maniculata domestica,

Arabiſch: Khut.

Abiſſiniſch: (Maſſaua) Miur.

Als ziemlich ſeltenes Hausthier in Mocha und Maſſaua.

B. Familie der Hunde (Canes).

1) Der afrikaniſche Wolfshund, Canis Anthus, *Cuvier* (Chacal du Sénégal, Hist. nat. de Mammifères, I, XVIII; *Rüppell* (Atlas zur Reiſe im nördlichen Afrika, S. 44. Taf. 17).

Canis Lupaster, *Ehrenberg* (Symb. phys., II).

Arabiſch: Kelb el Chala oder Dib.

Einmal in der Samchara geſehen.

2) Der ſchwarzrückige Schakal, Canis mesomelas, *Schreber* (Säugethiere III, 370, Taf. 95).

Canis variegatus, *Rüppell* (Atlas zur Reiſe im nördlichen Afrika, S. 31. Taf. 10). Jugendkleid vor der Härung.

Canis aureus, *Linné?* (Syst. nat. XII. I. 59).

Arabiſch: Dib, Kelb el Wadi, Abu el Hoſſeen, Baſchóm, Dahleb.

Außerordentlich häufig in der Samchara wie im Gebirge der Menſa und Bogos.

3) Der Schmalfuchs, Vulpes famelica, *Rüppell* (Atlas, S. 15. Taf. 5).

Von Giebel fälſchlich mit Canis corsac! *Linné* (Syst. nat. XII. I. 223) zuſammengeſtellt.

Arabiſch: Sabera (Höhlengräber).

Nur einmal in der Samchara geſehen, häufig in Nubien und Kordofahn.

4) Der afrikaniſche Windhund, Canis Grajus africanus, *Fitzinger*.

Canis familiaris, *Linné* (Syst. nat. XII. I. 56).

Arabiſch: Kelb.

Häufiges Hausthier in den Dörfern an der Küſte, ſelten in den Hütten der Gebirgsdörfer.

5) Die gefleckte Hiäne oder der Tigerwolf, Hyaena crocuta, *Zimmermann* (Geograph. Geſch. II. 256).

Canis crocutus, *Erxleben* (Syst. mam. 578).

Hyaena maculata, *Thunberg* (Mem. acad. Petrop. III. 303).

Hyaena capensis, *Desmarest* (Mammal. 216).

Arabiſch: Marafil.

Maſſauiſch: Kerai.

Tigriſch: Süwi.
Anchariſch: Djib.
Sehr gemein in den Ebenen wie im Gebirge.

C. Familie der Schleichkatzen (Viverrinae).

1) Die Zebramangusta, Herpestes fasciatus, *Desmarest* (Dict. sc. nat. XXIX. 58).

Ichneumon taeniotus, *A. Smith* (Afric. Zool. 114).
Herpestes Zebra, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere 30, Taf. 9).
Viverra Ichneumon, *Schreber* (Säugethiere III, 430, Taf. 11).

Arabiſch: Gotme oder Gotne.
Abiſſiniſch: Mudjidjella.
Einzeln und paarweiſe häufig im Gebirge, ſeltener in der Ebene.

2) Die ſchlanke Mangusta, Herpestes gracilis, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, 27, Taf. 8).

Bei Maſſaua: Sakie.
Abiſſiniſch: Mudjidjella.
Einzelne in dem Euphorbiengebüſch der Samchara.

D. Familie der Marder (Mustelae).

Der Honigdachs oder Ratel, Ratelus capensis, *Cuvier* (Règne anim. I, 142).

Viverra capensis, *Schreber* (Säugethiere III. 450. Taf. 125).
Meles mellivora, *Thunberg* (Denkſchrift der Petersburger Akademie III. 107).
Gulo capensis, *Desmarest* (Mammal. 176).

Arabiſch: Abu-Keem.
Einzeln im Hochgebirge.

E. Familie der Igel (Erinacei).

Der großöhrige Igel, Erinaceus platyotis, *Sunderhall* (Svenke velks acad. Handlinge 1841).

Anmerkung: Die Beſtimmmittel, welche ich mit mir nach Habeſch genommen hatte, reichten nicht aus, feſtzuſtellen, ob der Igel, welchen ich beobachtete, wirklich zu der angegebenen Art gehörte oder mit dem in den Wüſtenſteppen Dongolas lebenden zuſammengeſtellt werden muß. Die eingefangenen und für genaue Beſtimmung und Zeichnung beſtimmten Exemplare entflohen mir in den letzten Tagen unſeres Aufenthaltes

in Umkullu, während meiner Krankheit. Rüppell, welcher das fragliche Thier in Egipten, Nubien und Abiſſinien auffand, führt es unter dem Namen Erinaceus auritus auf (Neue Wirbelthiere zur Fauna Abiſſiniens gehörig, S. 40). Unter dieſem Namen bezeichnen wir aber den im ſüdlichen Rußland, in der Tartarei und Sibirien vorkommenden Igel, während der afrikaniſche Verwandte von Ehrenberg Erinaceus aethiopicus, von Geoffroy E. aegyptiacus und von Wagner E. brachydactylus genannt wurde. (*Ehrenberg*, Symbol. phys. II., *Geoffroy*, Descript. d'Egypt., Mammifères 737, Taf. V. Fig. 3. *Schreber* und *Wagner*, Säugethiere, II. 24.) Ich habe wegen der ſehr großen Ohren des von mir gefundenen Igels angenommen, daß er zu der von Sundevall aufgeſtellten Art gezählt werden müſſe.

Alle Igel heißen arabiſch: Abu-Schock (Stachelträger).

In Maſſaua nannte man unſer Thier: Ummat, in Menſa Konfus.

Der Igel findet ſich häufig in den Gärten Umkullu's und einzeln in den Ufergebüſchen der Regenbetten.

III. Ordnung der Nager (Rodentia).

Bei längerem Aufenthalte in unſeren Beobachtungsgebieten würde die Ordnung der Nager wahrſcheinlich hübſche Ausbeute gewährt haben; während wir bei unſrer ſo flüchtigen Durchſtreifung einer kleinen Landſtrecke nur mit höchſt wenigen Mitgliedern dieſer vielzähligen Geſellſchaft bekannt wurden. Ueber andere Ordnungen erfährt man wenigſtens Etwas durch die Eingebornen; über die Nager im Allgemeinen ſpricht Niemand. Man erzählt vielleicht vom Eichhorn, vom Haſen, von dem Stachelſchwein und von der Maus, bekümmert ſich aber nicht im Geringſten um das Leben und Treiben der übrigen Nager. Sie verlangen die eingehende Beobachtung des Forſchers ſelbſt; dieſe aber beanſprucht Wochen und Monate und nicht Stunden und Tage, wie ich ſie zur freien Verfügung hatte. Ich habe nur folgende Nagethiere zu Geſicht bekommen:

A. Familie der Eichhörnchen (Sciuri).

1) Das bunte Hörnchen, Sciurus multicolor, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 38. Taf. 13).

Arabiſch: Fahr el Sadjar (Baummaus).

Abiſſiniſch: Sakie.

Einzeln auf Bäumen des höheren Menſathales.

2) Das Erdeichhorn, Xerus, — Spermosciurus — rutilus, *Kretschmar* (*Rüppell*, Atlas zur Reiſe im nördlichen Afrika, S. 59. Taf. 24).

Ehrenberg, (Symb. phys. I. tb. 9).

Arabiſch: Sabera (Höhlengräber).

Abiſſiniſch: Schillu.

Einzeln und paarweiſe ziemlich häufig im Gebirge, ſeltener in der Samchara; nie auf Bäumen.

B. Familie der Erdgräber (Georhychi).

Der Felfel, Bathyergus, — Rhizomys, Thachyoryctes — splendens, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 36. Taf. 12).

Abiſſiniſch: Felfel.

Einzelne auf der Hochebene von Meuſa.

C. Familie der Mäuſe (Mures).

1) Die Wanderratte, Rattus decumanus, *Pallas* (Nov. spec. S. 91, n. 40).

Mus hibernicus, *Thompson* (Proceed. of the Zool. 1837. S. 52).

M. sylvestris, *Brisson* (Règne anim. p. 170. 3).

M. aquaticus, *Gessner* (Quadr. p. 732).

M. javanus, *Hermann* (Observ. 63).

M. maurus, *Waterhouse* (Beagle, mammal. 33).

Glis norwegicus, *Klein* (Quadr. p. 732).

Alle Mäuſe heißen im Arabiſchen: Fahr.

Gemein auf Inſeln des rothen Meeres und in Küſtenſtädten; geſehen in Aden, Mocha und auf Perim.

2) Die weißpfötige Hausratte, Rattus albipes, *Rüppell* (Mus albipes, Museum Senkenberg. III. 108. Taf. 7, Fig. 2).

Hausratte in Umkullu und Maſſaua.

3) Die morgenländiſche Hausmaus, Mus orientalis, *Kretschmar* (*Rüppell*, 76. Zool. Atlas Taf. 30. Fig. a).

In Maſſaua und Umkullu.

4) Die Feldmaus, Mus — Isomys — variegatus, *Lichtenstein* (*Rüppell*, Museum Senkenberg. III. 102).

Mus niloticus, *Geoffroy* (Mag. zool. 840. 5. 45. tb. 29).

M. discolor, *Wagner*.

Häufig auf allen ſandigen Ebenen und Feldern.

D. Familie der Haſen (Lepores).

Der Mindéle, Lepus habessinicus, *Ehrenberg* (Symb. phys. tab. 15. fig. 1).

Arabiſch: Erneb.

Bei Maſſaua: Mindéle.

Außerordentlich gemein, in der Samchara ſowohl, als auch auf der Hochebene des Gebirges.

IV. Ordnung der Einhufer (Solidungula).

Familie der Pferde (Equidae).

1) Das Pferd, Equus Caballus domesticus.

Selten in der Tiefe, häufiger im Gebirge.

2) Der afrikaniſche Eſel, Asinus africanus, *Fitzinger*.

Asinus taeniopus, *Heuglin*.

Arabiſch: Hamahr.

Zahm in der Samchara, wild in Menge in den Steppen der Habahb-, Maria- und Barkaländer.

V. Ordnung der Wiederkäuer (Ruminantia).

Zu meinem größten Bedauern dehnte der Herzog unſere Reiſe nicht bis in die Tiefesebenen der Barka- und Habahbländer, die eigentlichen Herbergen zahlreicher und ſicherlich zum Theil noch unbekannter Wiederkäuer, aus: und ſo mußten meine Beobachtungen auch über dieſe Ordnung dürftige, unvollſtändige und unvollendete bleiben. Doch hat uns immerhin gerade die Ordnung der Zweihufer Manches, — wenn man die geringe Ausdehnung des Beobachtungsgebietes bedenkt, ſogar Vieles geboten. Ich habe der Beobachtung der wildlebenden Wiederkäuer mit Eifer obgelegen und bin hierdurch in den Stand geſetzt worden, die bisherigen Berichte früherer Reiſenden hier und da etwas zu vervollſtändigen.

Wir kamen auf unſerer Reiſe mit folgenden hierher gehörigen Thieren zuſammen:

A. Familie der Schwielſohler (Tylopoda).

Das Kamel, Camelus Dromedarius, *Erxleben* (Mammal. 218).

Arabiſch: Djemel.

Hausthier in der Samchara.

B. Familie der Antilopen (Antilopae).

1) Die Sömmerings-Gazelle, Gazella Soemmeringii, *Kretschmar* (*Rüppell*, Atlas, S. 49. Taf. 19).

Arabiſch: Tedal.

Maſſauiſch: Arab.

Truppenweiſe in der Samchara, nicht ſelten.

2) Die Gazelle, Gazella Dorcas, *Pallas* (Spicil. zool. I. 11).

G. Isidis? *Sundeval* (Wiederkäuer 83).

G. Corinna, *Cuvier* (Ménagerie 1803).

G. isabellina? *Gray* (Ann. mag. nat. hist. XVII. 214).

Arabiſch: Rhaſahl.

Maſſauiſch: Schóken.

Gemein in der Samchara.

3) Das Zwergböckchen, Cephalophus — Nanotragus — Hemprichiana, *Ehrenberg* (Symb. phys. I. Taf. 7).

Antilope Saltiana, *Rüppell* (Atlas S. 55. Taf. 21).

Arabiſch: Beni-Israel (Judenkind).

Maſſauiſch: Atro.

Abiſſiniſch: Endju.

Paarweiſe gemein in Buſchdickichten der Samchara und des Gebirges.

4) Der Klippſpringer, Oreotragus saltatrix.

Tragulus Oreotragus, *A. Smith.*

Antilope Oreotragus, *Forster.*

Antilope saltatrix, *Bodd.*

Cephalus saltatrixoides, *Rüppell.*

Tigriſch: Saſſa.

Amhariſch: Atro.

Bei Maſſaua (nach Rüppell): Goptu.

Paarweiſe, ſeltner in kleinen Trupps im Gebirge, von 1500 Fuß über dem Meere an bis zu 8000 Fuß.

5) Der Kudu, Strepsiceros Kudu, *Fitzinger*.

S. excelsus, *Sundevall*.

Antilope strepsicera, *Pallas* (Misc. zool. 9. Specil. zool. 1. 17. XII. 19).

Tragelaphus strepsicera, *Blainville*.

Damalis capensis, *A. Smith* (Illustr. mammal. 16. 42. 43).

S. Zebra? *Gray*.

Arabiſch: Tendal.

Abiſſiniſch: Algaſeen und Agaſeen.

Maſſauiſch: Garrua (das Männchen).

Nellet (das Weibchen).

Einzeln und in kleinen Trupps auf den Hängen und Hochebenen des Gebirges.

6) Die Beiſa, Oryx Beisa.

Antilope Beisa, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 14. Taf. 5).

Arabiſch: Dammah.

Abiſſiniſch: Beïſa.

Einzeln und in kleinen Trupps in hügeligen Gegenden der Samchara.

C. Familie der Ziegen (Caprae).

Die Hausziege, Hircus aethiopicus, *Fitzinger* (Wiſſenſchaftlich-populäre Naturgeſchichte, IV. 430).

Arabiſch: Ans.

Maſſauiſch: Anſa.

Hausthier in der Samchara wie im Gebirge.

D. Familie der Schafe (Oves).

Das perſiſche Stummel- oder Fettſchwanzſchaf, Ovis pachycerca persica, *Fitzinger* (Wiſſenſchaftlich-populäre Naturgeſchichte, V. 47).

Arabiſch: Hharuf.

Hausthier in Aden, Mocha, in der Samchara und im Gebirge.

E. Familie der Rinder (Boves).

Der Buckelochs, Bos africanus Sanga, *Fitzinger* (Wiſſenſchaftlich-populäre Naturgeſchichte, V. 405).

Arabiſch: Tohr.

Tigriſch: Sanga.

Hausthier in der Samchara und im Gebirge.

VI. Ordnung der Dickhäuter oder Vielhufer (Pachydermata oder Multungula).

Auch für die Ordnung der Dickhäuter ſind die von uns durchſtreiften Strecken nicht die günſtigſten; in das eigentliche Gebiet dieſer Thiere würden wir gekommen ſein, wenn wir unſere Jagd nur einige Tagereiſen weiter ins Innere ausgedehnt hätten. Nach allen Berichten beherbergt ſchon der Ain-Saba Nilpferde in ſeinem Bett und Nashörner im Gebüſch ſeiner Ufer.

Die von uns aufgefundenen Vielhufer ſind:

A. Familie der Rüſſelthiere (Proboscidea).

Der afrikaniſche Elefant, Elephas africanus, *Blumenbach* (Handbuch der Naturgeſchichte).

Arabiſch: Fihl.

Tigriſch: Dokhen.

Amhariſch: Heremat.

In Menſa: Harmaſahn.

In ſtarken Geſellſchaften im Gebirge, ſelten in der Ebene.

B. Familie der Nagelhufer (Lammunguia).

Der Klippſchliefer oder Klippdachs, Hyrax abyssinicus, *Ehrenberg* (Symb. phys. I. tab. 2).

Arabiſch: Wabbr.

Maſſauiſch: Géhé.

Abiſſiniſch: Aſchkoko und Kohko.

Häufig in zerklüfteten Wänden des Gebirges, von 1500 Fuß über dem Meere bis zu 6000 Fuß.

C. Familie der Borſtenthiere (Setigera).

Das Warzenſchwein, Phacochoerus africanus, *Cuvier* (Mém. du Mus. VIII. 450).

Ph. Aeliani, *Kretschmar* (Atlas zu Rüppell's Reiſe ꝛc. 61. Taf. 25 und 26).
Ph. incisivus, *Is. Geoffroy* (Dict. class. d'hist. nat. XIII. 321).
Ph. Haroja, *Ehrenberg* (Symb. phys. II. 46. 20).
Sus Aeliani, *Wagner* (Säugethiere II. 484).

Arabiſch: Haluff-Abu-Kharn.
Maſſauiſch: Haroja und Haruja.
Amhariſch: Aria.

VII. Ordnung der Seeſäugethiere (Cetacea).

Familie der Delphine (Delphini).

Der Abuſalahm, Tursio Abusalam, *Rüppell* (Museum Senkenberg. 1842. III. 140. Taf. 12).

Arabiſch: Abu-Salahm.

In Geſellſchaften häufig im rothen Meere.

Zur

Lebenskunde einiger Säugethiere.

In den neueren thierkundlichen Werken wird sonderbarer Weise das Leben der Thiere kaum berücksichtigt. Man begnügt sich mit genauen Beschreibungen des Leibes und wendet weitaus die größte Aufmerksamkeit auf die Zergliederung desselben. Gewöhnlich erhalten wir nur über das Vorkommen eines Thieres die dürftigsten Nachrichten, während über die Lebensweise, die Sitten, Gewohnheiten, die Nahrung u. s. w. meist ein tiefes Stillschweigen herrscht. Wenn wir nun auch diese neuere Richtung der Forscher als im hohen Grade ersprießlich für die Wissenschaft anzusehen haben, dürfen wir uns doch auf der andern Seite nicht verhehlen, daß ein Zurückkehren zu den vortrefflichen Lebensschilderungen, welche die Naturforscher voriger Jahrhunderte bis zu Cuvier herauf uns hinterließen, ebenfalls nützlich, ja sogar nothwendig ist. Die Engländer können uns in dieser Hinsicht heutigen Tages als Muster gelten. Von ihnen erhalten wir gegenwärtig noch die besten Lebensbeschreibungen wenig bekannter Thiere, während unsere deutschen Forscher, wie die Franzosen, uns nur ab und zu ein Bröcklein ihrer Erfahrungen vorlegen. Von nicht naturwissenschaftlich gebildeten Reisenden gelangen weit bessere Berichte über diesen Gegenstand zu unserer Kenntniß, als von den Forschern selbst.

Diese Bemerkung glaube ich der Aufzeichnung einiger Beobachtungen, welche ich machte, vorausschicken zu müssen, gleichsam als einen Entschuldigungsgrund, daß ich gewisse Thiere mit besonderer Ausführlichkeit hier behandle, auch solche, über deren Leben und Treiben wir schon früher Kunde erhalten hatten.

Ich gebe nur meine eigenen Beobachtungen wieder und berücksichtige die Mittheilungen anderer Forscher blos in soweit, als sie zur Vergleichung dienen sollen oder von mir vervollständigt und bezüglich berichtigt werden können. Hinsichtlich der Aufeinanderfolge halte

ich das System fest, und somit beginne ich mit einigen Bemerkungen über die beiden Affenarten, welche wir beobachten konnten. —

Wenn wir die Lehrbücher der Thierkunde in die Hand nehmen, müssen wir uns billig wundern, daß über das allgemein fesselnde Leben und Treiben der jeder Beobachtung leicht zugänglichen Meerkatzen so wenig in ihnen zu finden ist. In dem großen Werke von Schreber und Wagner sind gerade diese Affen auffallend vernachlässigt worden, und in den neueren und neuesten, selbst in den volksthümlichen Schriften ist Das nicht anders. Ich darf mich vielleicht rühmen, der Erste gewesen zu sein, welcher (Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika, Bd. III. Fr. Mauke, Jena, 1855) eine Lebensbeschreibung der Meerkatzen gegeben hat. Dieselbe ist dort zwar noch sehr kurz gefaßt; doch habe ich sie inzwischen (Thierleben, S. 51 ff.) vervollständigt. Hier gebe ich die in Afrika gesammelten Originalbeobachtungen.

Auf unserer Reise fanden wir die graugrüne Meerkatze (Cercopithecus griseo-viridis, *Desmarest*) nur im Mensathale und zwar in nicht eben zahlreichen Gesellschaften auf. Das Gebirge befriedigt die Anforderungen dieser Baumaffen nicht; denn es hat zu wenig zusammenhängende, dichtere Baumbestände. Anders ist es in den eigentlichen Nilländern und zumal dort, wo ausgedehnte Urwaldungen die Ufer der Ströme besäumen. Hier begegnet man den Thieren häufiger, zuerst etwa unter derselben Breite, unter welcher die Bogosländer liegen, und zwar immer an denselben Orten, wo auch ihre Vertreter in der Klasse der Vögel, die Papageien, vorkommen. Die Meerkatzen ziehen feuchte oder wenigstens von Flüssen durchschnittene Waldungen den trockenen Baumgegenden vor und bewohnen gerade die Stellen am liebsten, welche am dichtesten bewaldet sind. Finden sich Durrah- oder Maisfelder in der Nähe eines dichtbestandenen Waldes, so werden diese, wie leicht erklärlich, zu besonders angenehmen Sammelpunkten mehrerer Affenherden, welche dann vom Walde aus tagtäglich in den Feldern einfallen.

Die Meerkatzen gehören fast sämmtlich zu den geselligsten, beweglichsten, lustigsten und gemüthlichsten aller Affen, und gerade bei dem „Abalandj“ scheinen diese Eigenschaften besonders ausgebildet zu sein. Familien kommen kaum oder niemals vor, — auch nicht in den engen Gebirgsthälern des Mensalandes, wo eine unbedeutende Baumgruppe unsere Thiere fesselt —; man sieht sie im Gegentheil immer in ziemlich starken Banden.

Ihr Leben fließt ruhig und gemüthlich dahin. Sie sind vollendete Affen, ewig in Regsamkeit, ununterbrochen beschäftigt, und wäre es auch nur mit Spiel oder anderem Zeitvertreib. Ungeachtet ihrer Geselligkeit hört unter ihnen doch niemals der Streit auf; aber so schnell als er gekommen, ist er auch beendet. Krieg und Frieden wechseln beständig.

Selbst im Urwalde findet man leicht eine Bande der Meerkatzen auf. Wenn man auch die wechselnden Ausrufe des Leitaffen nicht vernimmt, hört man doch wenigstens das Geräusch, welches die laufende oder springende Gesellschaft auf den Bäumen verursacht; und wenn das Ohr die Affen nicht entdecken sollte, wissen sie sich doch dem Auge durch ihre Beweglichkeit bald bemerklich zu machen. Sie sind nichts weniger als scheu, fürchten sich mindestens vor dem Menschen nicht und sehen, solange sie nicht verfolgt werden, ohne die Flucht zu ergreifen, ruhig von den Baumwipfeln auf ihn hernieder. Oft habe ich beobachtet, daß sie Fußgänger oder Reiter, Maulthiere oder Kamele unter sich wegziehen ließen, ohne zu mucksen. Großes Entsetzen flößt ihnen dagegen ein Hund ein, und beim Anblick eines Leoparden vernimmt man das Angstgeschrei von sämmtlichen Gliedern der Gesellschaft, obgleich doch eigentlich für sie, die Schnellen, keine Gefahr vorhanden ist. Auf den Boden herab kommen sie blos dann, wenn sie da unten Nahrung sich holen wollen; sonst verbringen sie ihre ganze Lebenszeit in der Höhe der Bäume, ganz gleichviel ob diese günstig oder ungünstig, d. h. dornenlos oder mit den furchtbarsten Dornen gespickt sind.

Ihre Beweglichkeit und Gewandtheit auf den Bäumen ist unglaublich groß. Es scheint kein Hinderniß für sie zu geben; die furchtbarsten Dornen, die dichtesten Hecken, weit auseinanderstehende Bäume: — Nichts hält sie auf! Jeder Sprung wird mit einer Sicherheit ausgeführt, welche den Nordländer in größtes Erstaunen versetzen muß, weil kein bei uns heimisches Kletterthier den Affen es auch nur annähernd nachthun kann. Die Meerkatzen sind im Stande, mit Hilfe des steuernden Schwanzes noch im Sprunge die einmal beabsichtigte Richtung in eine andere umzuwandeln: sie fassen, wenn sie einen Ast verfehlen, sicher noch einen zweiten; sie werfen sich von dem Wipfel des Baumes auf die Spitze eines tiefstehenden Astes und lassen sich weiterschnellen; sie setzen mit einem Sprunge von dem Gipfel hochstämmiger Bäume auf die Erde herab, fliegen gleichsam über Gräben hinweg einem andern Baume zu, laufen schnell an den Stämmen

Digitized by Google

empor und flüchten weiter und immer weiter. Nur wenn man einige der Herde herabſchoß, beſchleicht die Uebrigen eine gewiſſe Angſt oder Muthloſigkeit: ſo lange man ihnen nicht mit dem furchtbaren Feuergewehr nachſtellt oder ſie durch Hunde ängſtigt, zeigen ſie eine unter allen Umſtänden ſich gleichbleibende Geiſtesgegenwart und wiſſen aus jeder Lage noch einen Ausweg zu finden.

Wirklich beachtenswerth iſt die Geſchicklichkeit, mit welcher ſie ſich auf den Aeſten der dortigen Mimoſen bewegen. Sie ſpringen ohne Beſinnung ſo recht eigentlich mitten in die nadelſcharfen harten Dornen hinein und eilen, ſcheinbar unbeläſtigt, ſo ſchnell weiter, als wären ſie auf gebahntem Wege gegangen. Und dennoch werden ihnen die Dornen oft gefährlich: ich ſelbſt erlegte eine Meerkatze, welche beim Springen dergeſtalt auf einen Dorn geſtoßen war, daß dieſer ihr die Hand vollſtändig durchbohrt hatte. Er ſtak noch ſo feſt in der eiternden Wunde, daß der Affe nicht im Stande geweſen war, ihn herauszuziehen, wie ſonſt wohl zu geſchehen pflegt. Wer die Bewaffnung der Mimoſen kennt, dem dünkt es geradezu unmöglich, daß ein ſchnell ſich bewegendes oder gar ſpringendes Säugethier überhaupt nur zwiſchen den Tauſenden von Dornen unbeſchädigt hindurch kommen kann: und gleichwohl gehören Fälle, wie der ebenerzählte, nach meinen Beobachtungen zu den größten Seltenheiten.

Jeder Affenherde ſteht ein altes, geprüftes und in den verſchiedenſten Gefahren des Lebens wohl erfahrenes Affenmännchen vor. Dieſes iſt der unumſchränkteſte Herr und Gebieter in ſeinem Staate und zugleich auch der Stammvater des größten Theiles der Herde. Schwächere Männchen werden von ihm unbarmherzig abgetrieben; ſtärkere bekämpft er mit großer Wuth und Ausdauer, bis er ſich das unbeſtreitbare Recht der Alleinherrſchaft errungen hat. Liebesverhältniſſe zwiſchen einem jüngeren Affen und einer Aeffin der Herde werden von ihm nicht geduldet und beide Theile nach Befinden beſtraft. Die Lüſternheit der Affen und zumal der jüngeren Affenmännchen, welche ſich bei jeder Gelegenheit kund giebt, findet hierin eine Erklärung und zugleich Entſchuldigung; denn ſolange der junge männliche Affe es nicht im Kampfe mit anderen Gleichgeſinnten aufzunehmen vermag, iſt nicht daran zu denken, daß er zur Begattung gelangt. Ich habe mehrmals die nebenbuhleriſchen Kämpfe der Meerkatzen mit angeſehen und dabei beobachten können, daß der Leitaffe jüngere Männchen mit

beiſpielloſer Wuth verfolgt, ſobald ſie ſich nur bei der Herde ſehen laſſen. Selbſt bei Gefahr trollt ein ſolcher junger Affe, welcher die Rachſucht des alten Herrn erregte, immer nur ein gutes Stück hinter der Bande her; denn der Stammvater würde ſelbſt auf der Flucht noch Zeit finden, um ihn gehörig abzuzauſen.

Es ſcheint, daß weder die Zeit der Paarung, noch die des Wurfes an beſtimmte Monate gebunden iſt. Man findet zu jeder Zeit des Jahres Aeffinnen mit kleinen Jungen und bei jeder Herde ſolche, welche eben der mütterlichen Zucht entwachſen ſind. Möglich iſt es, daß die meiſten Meerkatzen mit Beginn der großen Regenzeit in den oſtafrikaniſchen Ländern, alſo Ende Juli oder Anfang Auguſt geboren werden; doch fand ich auf unſerer Reiſe im März bereits junge oder noch ſehr kleine Affen an der Bruſt ihrer Mutter.

Alle Meerkatzen tragen ihre Jungen an der Bruſt und am Bauche. Der Kleine hat ſich mit den Vorderhänden an den Schultern, mit den hintern an den Weichen der Mutter angeklammert und ſomit die für beide Theile bequemſte Lage eingenommen. Er hindert die Alte nicht am Gehen, Klettern und Springen und wird ſelbſt nicht am ruhigen und behaglichen Saugen geſtört. Oft hat er ſein Schwanzende in einen Haken gekrümmt und dieſes noch um den Schwanz der Alten geſchlagen; doch iſt Dies nur zufällig und dient ſchwerlich dazu, dem Körper noch beſondern Halt zu geben.

Eine neugeborne Meerkatze macht einen widerlichen und zugleich auch lächerlichen Eindruck. Das dünne Haar, welches den Leib deckt, läßt alle Glieder verhältnißmäßig viel länger erſcheinen, als ſie ſind; der Leib und die Arme ſehen klapperdünn aus. Das Geſicht hat tiefe Falten und Runzeln, wie das eines Greiſes: — es iſt abſchreckend häßlich.

Die Mutterliebe zeigt ſich bei jeder Gelegenheit. Ohne Unterlaß hat die Alte nach ihrem Sprößling zu ſchauen, an ſeinem Fell zu glätten und zu putzen, Ungeziefer, Dornen und Diſteln abzuſuchen, es zu lecken und zu ſtreicheln. Während des erſten Monates läßt ſie ihr Kind nicht aus ihren Armen; ſpäter gewährt ſie ihm etwas mehr Freiheit. Ungezogenheiten oder Unfolgſamkeiten beſtraft ſie ſofort durch Püffe oder durch Raufen am Haare; und dank dieſer Strenge ſind die Affenkinder auch ſo folgſam geworden, daß ſie manchem Menſchenkind als gutes Beiſpiel dienen können. Wenn das Junge etwa den dritten Theil ſeiner Größe erreicht hat, trennt

es ſich von der Mutter und treibt ſich dann mit der übrigen Bande, zumal mit den anderen Jungen umher. Man ſieht oft fünf bis ſechs junge Meerkatzen auf einem niederen Baum ſitzen, während die Alten ſchon ihr Heil in der Flucht geſucht haben. Recht deutlich kann man an ihnen bemerken, daß erſt Erfahrung die Thiere zu Dem macht, was ſie ſind. Die Alten haben ſich längſt in Sicherheit gebracht, da ſitzen die Jungen noch dumm zutraulich an der alten Stelle und ſchauen dem Jäger dreiſt in das Rohr oder ſehen verwundert den Steinen nach, welche der Eingeborne in der Hoffnung nach ihnen wirft, ſie zu treffen, zu betäuben und in ſeine Gewalt zu bekommen. Nach vier oder fünf jungen Affen im Menſathale warfen wir wohl fünf Minuten lang, ehe ſie ſich anſchickten, dem Steinhagel aus dem Wege zu gehen.

Die Nahrung der Meerkatzen beſteht vorzugsweiſe aus Baumknospen, Blättern, Baumfrüchten aller Art und, wo ſie es haben können, aus Getreide. Letzteres lieben ſie ungemein und im halbreifen Zuſtande noch mehr, als wenn die Körner bereits hart geworden ſind. Vogelneſter werden von ihnen unbarmherzig ausgeplündert und nicht blos die Eier, ſondern auch die jungen Vögel leidenſchaftlich gern gefreſſen; Kerbthiere aller Art ſind ihnen eine Leckerei: man ſieht ſie oft Minuten lang eifrig bohren und arbeiten, um gewiſſer Larven habhaft zu werden, welche im Holze leben. Heuſchrecken und Schmetterlinge wiſſen ſie ſehr geſchickt auch im Fluge zu erhaſchen, und höchſt wahrſcheinlich gelingt es ihnen auch gar nicht ſelten, ein junges, friſch ausgeflogenes und ungeſchicktes Vögelchen zu ertappen. Bei Gefangenen beobachtete ich, daß ſie mit einem ſchnellen Biſſe zuerſt den Kopf eines ihnen vorgeworfenen Vogels zertrümmerten, dann das Gehirn fraßen, hierauf den Vogel theilweiſe rupften und abhäuteten und ſich nun erſt den übrigen Leib ſchmecken ließen.

Aeußerſt anziehend für den unbetheiligten Forſcher wird die Beobachtung einer auf Raub ausziehenden Bande. Unter Führung des Leitaffen zieht die Rotte dem Getreidefelde zu. Anfangs nähert ſie ſich mit großer Vorſicht, womöglich nur, indem ſie von Wipfel zu Wipfel ſpringt, ſelbſt wenn ſie hierdurch Umwege machen müßte. Der Stammvater geht immer voran, die übrige Herde richtet ſich nach ihm und betritt nicht nur dieſelben Bäume, ſondern ſogar dieſelben Aeſte, wie er. Bisweilen ſteigt der vorſichtige Führer auf einem Baume bis zum Wipfel empor

und hält von dort aus ſorgfältige Umſchau. War das Ergebniß derſelben ein günſtiges, ſo wird es durch beruhigende Gurgeltöne, wenn nicht, durch die übliche Warnung ſeinen Unterthanen angezeigt. Von einem dem Felde nahen Baume wird abgeſtiegen, und nun geht es mit luſtigen Sprüngen dem Paradieſe zu. Hier beginnt jetzt eine wirklich beiſpielloſe Thätigkeit. Man deckt ſich für alle Fälle. Raſch werden einige Maiskolben oder Durrahähren abgeriſſen, die Körner enthülſt und nun mit ihnen die weiten Backentaſchen ſo voll gepfropft, als nur immer möglich. Erſt wenn dieſe Vorrathskammern gefüllt, geſtattet ſich die Herde etwas mehr Läſſigkeit, zeigt ſich aber ſogleich auch immer wähleriſcher in der Ausleſe der Nahrung. Der hungrige Affe frißt, was ihm vorkommt, der halbgeſättigte oder wenigſtens für den Nothfall gedeckte beriecht alle Aehren und Kolben, welche er abgebrochen, und wirft ſie unberührt weg, wenn ſie die Probe nicht aushalten, welche der launiſche Geſelle ihnen aufzuerlegen für gut findet. So vergeudet eine Meerkatze wohl zehnmal mehr, als ſie verzehrt, und ſelbſt aus den beſten Aehren nimmt ſie nur ein paar Körner und wirft die übrigen weg.

Nachdem das erſte Bedürfniß geſtillt iſt, wandelt ſich das Fruchtfeld in einen Tummelplatz luſtiger Spiele um. Die Mütter erlauben ihren Kindern, ſie zu verlaſſen und mit ihres Gleichen ſich zu vergnügen; immer aber bleiben die Jungen unter ſtrenger Aufſicht. Jede Affenmutter beobachtet mit wachſamen Blick ihren Liebling, während ſie ſelbſt ſich ganz auf den Leitaffen verläßt, welcher für das Wohl der Geſammtheit zu ſorgen hat. Auch während der ſchmackhafteſten Mahlzeit erhebt ſich der Letztere von Zeit zu Zeit beſorgt auf die Hinterfüße, ſtellt ſich aufrecht wie ein Menſch und ſchaut in die Runde. Nach jeder Umſchau verkündet er durch beruhigende Gurgeltöne, daß keine Gefahr vorhanden; im entgegengeſetzten Falle ſtößt er ein unnachahmliches, zitterndes oder meckerndes Geſchrei zur Warnung aus. Hierauf ſammelt ſich augenblicklich die Schar; jede Mutter ruft ihr Kind zu ſich heran, und im Nu ſind Alle zur Flucht bereit. Jeder aber ſucht ſelbſt in der größten Eile noch ſoviel Futter mit fortzubringen, als er kann: ich habe es mehr als einmal geſehen, daß Affen nicht weniger als fünf Maiskolben mit ſich fortſchleppten. Sie umklammerten zwei mit dem einen Vorderarme, die übrigen nahmen ſie in die andere Hand und zwar ſo, daß ſie beim Gehen mit den Kolben den Boden berührten. Bei wirklicher Gefahr müſſen ſie freilich nach

und nach die ganze Laſt abwerfen. Der letzte Fruchtkolben aber wird regelmäßig noch weit mitgenommen. Immer wendet ſich die Flucht dem erſten, beſten Baume zu, ſelbſt wenn dieſer ein einzelnſtehender ſein ſollte, von welchem die Bande bei Annäherung des Feindes wieder abſteigen muß. Sobald die Geſellſchaft den wirklichen Wald erreicht hat, iſt ſie geborgen. Ihre Gewandtheit und Behendigkeit vereitelt jede Verfolgung. Der Leitaffe führt ſeine Unterthanen ſoweit mit fort, als ihm gerade gutdünkt. Dann unterbricht er plötzlich ſeinen eigenen Lauf, ſteigt auf die Höhe eines Baumes, vergewiſſert ſich der neuerlangten Sicherheit und ruft die Schar wieder zuſammen. Dieſe hat nun zunächſt ein wichtiges Geſchäft zu beſorgen: ſie muß Fell und Glieder von Kletten und Dornen, welche während der eifrigen Flucht aufgeleſen und angeſtochen wurden, erſt reinigen. Maleriſch gruppirt ſich die Bande auf dem Wipfel eines größeren Baumes und leiſtet ſich hier gegenſeitig die ſo erwünſchten Liebesdienſte. Ein Affe legt ſich der Länge lang auf einen Aſt hin, ein anderer ſetzt ſich neben ihn und durchſucht ihm das Fell auf das gewiſſenhafteſte. Jede Klette wird ausgelöſt, jeder Dorn herausgenommen, ein etwa vorkommender Schmarotzer mit Leidenſchaft gejagt und mit Begier gefreſſen. Erſt wenn dieſes wichtige Geſchäft im großen Ganzen beendet iſt, geht die Geſellſchaft weiter, d. h. womöglich wieder zum Felde zurück, aus welchem ſie der Eingeborne eigentlich niemals loswird. Da die wenigſten Innerafrikaner Feuergewehre beſitzen, wiſſen ſie ſich nur durch ſorgfältigſtes Bewachen der Felder vor den Affen zu ſchützen: denn auch die nach Anſicht der Sudahneſen und Abiſſinier ſo wirkſamen Amulette oder Schutzbriefe helfen gegen die Affen Nichts!

In den Bogosländern und im Sudahn jagt man die Affen nirgends ihres Fleiſches wegen, denn dieſes gilt Chriſten und Mahammedanern als unrein. Hier und da fängt man Meerkatzen ein, um ſie in den nächſtgelegenen Städten an Leute zu verkaufen, welche Affen in der Gefangenſchaft halten wollen. Dazu gebraucht man Netze, welche durch irgend eine beliebte Lockſpeiſe geködert werden. Die Europäer machen ſelten mehr als eine Meerkatzenjagd, weil der ſterbende Affe ſo große Menſchenähnlichkeit zeigt, daß auch der roheſte Jäger ein peinigendes Gefühl nicht zu verſcheuchen vermag.

Außer in dem Menſchen dürften die Meerkatzen nur in einigen großen Raubvögeln Feinde haben. Vielleicht erliſtet ſich der Leopard dann

und wann ein unvorsichtiges junges Aeffchen; im Allgemeinen aber ist die Wachsamkeit der Thiere viel zu groß, als daß der schlaue Räuber einem Mitgliede der Herde Etwas anhaben könnte. Wenn ein Raubvogel Affen angreift, vertheidigt die Gesammtheit den Einzelnen: so beobachtete ich, daß der kühne und kräftige Habichts- oder Schopfadler (Spizaëtos occipitalis) einmal fürchterlich zerzaust wurde, als er ein junges Aeffchen von einem Aste wegnehmen wollte, an welchen sich dieses so lange anklammerte, bis die übrigen zu seiner Rettung herbeikamen. Unglaubliche Furcht zeigen die Affen vor Lurchen aller Art, zumal vor Schlangen. Der Affe, welcher eine Baumhöhlung nach Vogelnestern oder sonst Etwas untersuchen will, ist äußerst vorsichtig, wahrscheinlich weil er fürchtet, daß hier eine Schlange verborgen sein könnte. Gefangene gerathen in Verzweiflung, wenn man ihnen eine lebende, ja selbst eine todte Schlange zeigt; schon ein Frosch ist für sie ein Gegenstand des größten Entsetzens.

Obgleich die Eingebornen im Sudahn, wie in Abissinien, gezähmte Affen mit einer gewissen Zuneigung behandeln, also gernzuhaben scheinen, sieht man doch nur höchst selten eine Meerkatze in der Gefangenschaft. Es sind fast immer Europäer oder Türken, kurz Weiße, welche sich diese Thiere zu Hausgenossen machen. Für den Forscher sind gefangene Meerkatzen sehr wichtig, weil er nur an ihnen das geistige Wesen studiren kann. Ich habe während meines ersten, langjährigen Aufenthaltes in Afrika viele Meerkatzen gehalten und darf versichern, daß jede ihr eigenes Wesen hatte und mir beständig Gelegenheit zu ebenso anziehenden, als unterhaltenden Beobachtungen gab. Die eine war zänkisch und bissig, die andere friedfertig und zahm, die dritte mürrisch, die vierte etwas heiter, diese ruhig und einfach, jene pfiffig und schlau: alle aber kamen in Dem überein, daß sie größeren Thieren gern einen Schabernack anthaten, kleine dagegen beschützten, hätschelten und pflegten. Sie gaben mir so viel Beweise eines großen Verstandes, wahrhaft berechnender Schlauheit und wirklich vernünftiger Ueberlegung, daß ich sie wohl dreist den klügsten Affen beizählen darf. Wiederholt habe ich beobachtet, daß auch die Männchen ebenso erpicht auf Pfleglinge waren, wie die Weibchen, ganz gleichviel, ob diese Pfleglinge Schwache, Hilfsbedürftige ihrer eigenen Art oder die Jungen anderer Thiere waren. Sie zogen allerdings junge Meerkatzen allen übrigen Pfleglingen vor; allein eine junge Katze oder

ein junger Hund war für sie immer ein Gegenstand der zärtlichsten Theilnahme. Ein Männchen, welches seinen Pflegesohn durch den Tod verlor, war ganz außer sich, hielt die kleine Leiche traurig in den Armen, riß sich los, als wir sie ihm nahmen, holte sie sich und kehrte ruhig wieder auf den alten Platz zurück, sah das verendete Thierchen mit wirklichem Schmerz an und schrie immer und immer wieder laut auf. Es zerbiß, als wir das Thier zum zweiten Mal ihm entrissen, einen Strick, suchte im ganzen Gehöfte nach dem Leichnam und verließ, als es denselben nicht fand, unser Haus auf Nimmerwiedersehen. Derselbe Affe hatte sich vordem mit einem großen Nashornvogel (Bucorax abyssinicus) auf das innigste befreundet und diesen sonst nicht eben klugen Gesellen durch seine Zärtlichkeit dahin gebracht, daß er die Zuneigung, welche ihm wurde, dankbarlich vergalt und auch seinerseits den Affen soviel als möglich zu unterhalten suchte. Eine Affenmutter, welche ich besaß, starb vor Gram über den Verlust ihres Kindes; sie berührte von Stund an kein Futter mehr und war schon wenige Tage später ihrem vorausgegangenen Liebling gefolgt. Dies sind Thatsachen, welche ich verbürgen kann; ob sie als vereinzelte zu betrachten sind, lasse ich unentschieden.

In gleicher Weise, wie die Meerkatzen Jüngere, Schwächere pflegen, lassen sie sich selbst von größeren Affen liebkosen und hätscheln. Ich hielt zugleich mit den Meerkatzen einige weibliche Paviane, deren Herzen ebenfalls mütterliche Regungen erfüllten. Sie schienen die vollkommen erwachsenen Meerkatzen als geeignete Pfleglinge zu betrachten und diese besannen sich keinen Augenblick, das ihnen gebotene Los anzunehmen. Nach wenigen Tagen hatte sich gegenseitig ein so großes Anhänglichkeitsgefühl gebildet, daß wir die Meerkatzen ganz frei im Gehöft umher laufen lassen konnten, weil wir sicher waren, daß sie ihre angeketteten Pflegemütter nicht verlassen würden. Ich brachte ein Pavianweibchen und ihren Pflegling, ein Meerkatzenmännchen, mit nach Deutschland und habe oft mit dem Paviane große Spaziergänge gemacht, bei denen die Meerkatze vollkommen frei neben uns her lief. Sie antwortete nicht nur jedem Rufe ihrer Pflegemutter, sondern folgte ihr auch überall nach, sie mochte freiwillig oder unfreiwillig gehen, wohin sie wollte.

Bei dem Nisnahs der Araber (Cercopithecus pyrrhonotus, *Ehrenberg*) habe ich niemals derartige Zärtlichkeit und Anhänglich-

keit beobachtet. Man darf ihn das gerade Gegentheil des Abalandj nennen, weil er ebenso mürrisch und grämlich, als dieser lustig und heiter ist.

Weit verschieden von dem frischfröhlichen, munteren Treiben der Meerkatzen ist das Leben der Paviane. Sie sind viel ernster, als jene, würdevoller, wenn man will, aber auch ungleich plumper; denn selbst ihre Scherze haben etwas Rohes und Ungeschicktes.

Wir fanden auf unserer letzten Reise mehrfach Gelegenheit, den Silberpavian oder Hamadryas (Cynocephalus Hamadryas) zu beobachten, wenn wir auch wohl nur drei Herden, aber diese zu verschiedenen Malen und auch an verschiedenen Orten, gesehen haben dürften.

Es ist bekannt, daß dem Hamadryas von den Alten besondere Achtung gezollt wurde, und ebenso wissen wir, daß noch heutigen Tages viele Völkerschaften des innern Afrikas ihren Haarputz genau in derselben Weise zu ordnen pflegen, wie der Pavian ihn trägt. Auch das Leben und Treiben des merkwürdigen Geschöpfes hat an sehr tüchtigen Naturforschern gute Beschreiber gefunden; namentlich durch Ehrenberg (Symbola physic. II.) haben wir eine richtige Schilderung erhalten: gleichwohl dürfte es nicht ganz überflüssig sein, noch einmal auf diesen Affen zurückzukommen.

Der Silberpavian bewohnt das ganze Küstengebiet Abissiniens und Süd-Nubiens. Er reicht nach Norden hin ungefähr ebensoweit herab, als sich die Regen erstrecken, d. h. etwa bis zum 18. oder 19. Grad nördlicher Breite. Ob die in Asien vorkommenden Silberpaviane ohne weiteres mit den in Afrika lebenden zusammengestellt werden dürfen, ist eine Frage, welche ich mir noch nicht zu bejahen getraue, weil alle Hamadryaden, welche aus Asien stammten, mir kleiner und viel lichter erschienen, als die, welche ich in Abissinien beobachten konnte.

Der Hamadryas ist echtes Gebirgsthier und findet sich um so häufiger, je pflanzenreicher das Gebirge ist. Wir sahen in der trockenen Samchara nur eine einzige, verhältnißmäßig sehr kleine Herde und auch diese noch auf einem der grünsten Berge, während wir im eigentlichen

Hochgebirge immer Herden von mehr als hundert antrafen. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß die kleinen Trupps in der Nähe der Küste blos zeitweilig sich aufhalten und wieder nach ihren eigentlichen Wohnsitzen, von denen sie auf kurze Zeit herabkamen, zurückwandern, wenn sie die untere Gegend durchzogen und bezüglich ausgenutzt haben. Wasser in der Nähe ist eine unerläßliche Bedingung für das Wohlbefinden einer Herde an einem gewissen Orte.

Soviel ich beobachten konnte, behauptet jede Bande im Gebirge ein bestimmtes Gebiet, welches sich wohl über einige Geviertmeilen erstrecken mag.

Die kleinen Trupps werden nur von einem alten, männlichen Affen geführt, während sich bei den größeren Gesellschaften etwa fünfzehn bis zwanzig erwachsene, kampftüchtige und fortpflanzungsfähige Männchen befinden: — wahrhafte Ungeheuer von außerordentlicher Größe mit einem Gebiß, welches das eines Leoparden in Stärke und Länge der Reißzähne bei Weitem übertrifft und mit dem des Löwen beinahe wetteifern kann. Die Anzahl der Weibchen mag ungefähr das Doppelte betragen; der Rest besteht aus jungen Unmündigen.

Man erkennt die männlichen Glieder einer Herde schon von weitem, nicht blos an ihrem langen, graugrünlichen Mantel, sondern auch daran, daß sie immer die hervorragendsten Stellungen einnehmen. Um Mittag z. B. sitzen sie auf Felsblöcken, welche längs eines Grates zerstreut liegen; der Rücken ist dem Winde zugekehrt, der lange, buschig bequastete Schwanz hängt steif an dem Steine herab. Die bräunlicher gefärbten Weibchen und die ihnen ähnelnden Jungen treiben sich meist lustig zwischen den Stammoberhäuptern herum, und die Mütter haben vollauf Beschäftigung, ihre übermüthigen Kinder in Ordnung zu halten.

Das tägliche Leben der Hamadryaden hat einen ziemlich regelmäßigen Verlauf. Frühmorgens brechen sie von den Schlafplätzen auf und ziehen längs der Bergwände dahin, ihr Frühstück sich suchend. Dabei wälzen sie alle kleineren Steine um, die unter ihnen liegenden Würmer, Kerbthiere oder deren Larven aufzusammeln, knicken sich hier und da einige Knospen von den Sträuchern ab, graben nach den Wurzeln verschiedener Kräuter, namentlich nach Liliaceen, fassen diese dann mit den Zähnen und ziehen sie mit einem plötzlichen Ruck aus der Erde, brechen auch wohl einen Ameisenhaufen auf und verschlingen die ausgebildeten Bewohner,

wie die noch im Puppenzuſtande befindlichen. Bei dieſer Morgenwandlung gehen ſie ziemlich ſtill dahin. Man bemerkt ihre Anweſenheit gewöhnlich nur an den Steinen, welche nach dem Umdrehen an den Thalwänden hinab zur Tiefe rollen; und erſt, wenn man ſelbſt in Sicht der Affen gekommen iſt, vernimmt man den alle Paviane kennzeichnenden, ſonderbar bellenden Ausruf der Verwunderung, durch welchen irgend ein Mitglied der Herde die übrigen Genoſſen auf die Ankunft eines beachtenswerthen Gegenſtandes aufmerkſam zu machen ſucht.

Noch ſtiller wird die Geſellſchaft, wenn im hohen Rathe der Weiſen, der alten Stammhäupter nämlich, beſchloſſen worden, ein Feld zu plündern. Dann ſchweigen ſie ſchon in der Entfernung einer Viertelmeile von dem erſehnten Gefilde mäuschenſtill, und je näher ſie kommen, um ſo ſorgſamer werden ſie, ihre Ankunft zu verhehlen. Auch im Felde ſelbſt, wenn ſchon aller Greuel der mit jedem Einbruch der Affen verbundenen Verwüſtung begonnen, laſſen ſie keinen Laut vernehmen: ſie treten eben als ausgefeimte Spitzbuben, nicht aber als offene Räuber auf und ſuchen ſich mit wirklich bewundrungswürdiger Liſt vor dem Hüter des Feldes zu verbergen, ſolange als möglich. Dieſe Art und Weiſe ihrer Raubzüge macht die allerſorgſamſte Beaufſichtigung eines Feldes zur unerläßlichen Bedingung der Ernte, und deshalb ſieht man auch bei jedem, ſelbſt dem kleinſten Durrah-Felde während des ganzen Tages Wächter aufgeſtellt, welche ihr hauptſächlichſtes Augenmerk auf die nächſten Bergwände richten und ihre ſämmtlichen Kameraden durch lautes Geſchrei benachrichtigen, wenn Affen im Anzuge ſind. Von der Blüthezeit des Getreides an bis zu der Ernte ſind dieſe Wächter keinen Augenblick ſicher vor den Einfällen der Paviane; denn dieſe benutzen, ſchlau genug, ſogar die ſonſt immer der Ruhe gewidmete Mittagszeit, wenn ſie ſchon ein paar Mal abgetrieben wurden. Auch das junge, ſchoſſende Getreide lockt die Paviane herbei; ſie brechen dann den Stengel hart an der Erde ab und zerkauen die markigen Röhren, um ſich an dem ihnen willkommenen Safte zu letzen. Mit den wenigen und ſchlechten Früchten, welche einige der afrikaniſchen Bäume tragen, halten ſich unſere Affen gewöhnlich nicht auf, weil ſie nur ungern Bäume beſteigen: ſie überlaſſen dieſe großmüthig ihren kleinen Artsverwandten, den Meerkatzen. Dagegen ſtellen ſie um ſo eifriger jungen Vögeln, ja, wie ich wiederholt verſichert worden bin, ſelbſt kleinen Säugethieren, z. B. Mäuſen, nach und ſind

geſchickt genug, von den einen wie von den andern immer einige zu erbeuten.

Gegen die Mittagsſtunde hin wandert die Rotte langſam an den Bergwänden empor, bis zu einem geeigneten Ruheplatze, von welchem aus ſie eine weite Umſchau genießt. Dann beginnt Nachmittags eine neue Wanderung, und gegen Abend zieht Alt und Jung in die Tiefe des Thales herab, um dort zu trinken. Kurz vor Sonnenuntergang endlich ſteigen die Thiere zu ihren Schlafplätzen empor.

Dieſe ſind verſchieden, je nach der Witterung. An ſchönen, ſtillen Abenden ſchlafen die Paviane auf Geſimſen an ſteilen Bergen, welche ihrem Hauptfeinde, dem Leoparden, jede etwa beabſichtigte Jagd unmöglich machen; bei regneriſcher Witterung dagegen ſorgen ſie zunächſt für einen trocknen, geſchützten Ort und beziehen deshalb Felſen, wo überhängende Stellen ſie vor der Näſſe ſchützen, oder wo Höhlen ihnen ein noch beſſeres Obdach geben. Sie ſind ſo regenſcheu, daß ſie an ſolchen Orten auch bei Tage verweilen, bis das Wetter ſich klärt: ich habe ſie bei feinem Sprühregen noch in der zehnten Vormittagsſtunde auf ihren Schlafplätzen regungslos ſitzen ſehen. Während der Nachtruhe ſchmiegen ſich die Jungen dicht an die Bruſt ihrer Mütter und bezüglich Väter an und ſchlafen im eigentlichen Sinne des Wortes in deren Armen.

Auch bei den Pavianen ſcheint die Fortpflanzung nicht an eine beſtimmte Zeit des Jahres gebunden zu ſein. Man ſieht bei allen Herden Junge von dem verſchiedenſten Alter, Säuglinge, Größere, welche ſchon etwas ſelbſtändig geworden ſind, und noch Aeltere, welche bereits neben den Müttern herlaufen, die über ein Jahr Alten und Halberwachſenen ſelbſtverſtändlich nicht mitgerechnet. Während der erſten Zeit des Lebens hängt das Affenjunge, genau wie das der Meerkatzen, an der Bruſt der Mutter; ſpäter ſoll es theils an der Bruſt, theils auf dem Rücken getragen werden. Ich meinestheils habe das Letztere nie geſehen und auch bei gefangenen Pavianen, welche ich ſehr lange beobachten konnte, niemals bemerkt. Allein die Abiſſinier, bei denen ich Erkundigungen einzog, und zwar die dort lebenden Europäer ſowohl, als auch die Eingebornen behaupteten einſtimmig, daß ältere Pavianjunge von ihren Müttern und bezüglich Vätern regelmäßig auf dem Rücken getragen und gar nicht mehr an der Bruſt geduldet würden. Da nun auch Ehrenberg ausdrücklich

erwähnt, daß er Affenjunge in dieſer Stellung geſehen hat, dürfte wohl kein Zweifel an der Richtigkeit dieſer Angabe erhoben werden, ſo ſehr ſie auch Dem widerſpricht, was wir bei allen übrigen altweltlichen Affen in Erfahrung gebracht haben: denn ſämmtliche Schmalnaſen, über deren Fortpflanzung und Kinderwartung wir Etwas wiſſen, tragen ihre Kleinen ausſchließlich an der Bruſt.

Es iſt mir wahrſcheinlich, daß auch die Paviane von den älteſten Männchen der Herde geleitet werden; ſo auffällig, als bei den Meerkatzen, macht ſich dieſe Leitung aber nicht bemerklich. Wie es ſcheint, leben alle Mitglieder einer Bande mit einander im guten Einvernehmen, wenn auch die kleinen Zänkereien und bezüglich die gegenſeitigen Zurechtweiſungen nicht ausbleiben. Die Mütter ohrfeigen und puffen ihre unfolgſamen Kinder ganz gehörig und erzielen dadurch auch regelmäßig die Befolgung ihres Willens. Bei Gefahr ſtehen ſich alle ſtärkeren Männchen gegenſeitig bei, und ſie ſind es auch, welche den Schutz der Schwächeren, alſo der Weibchen und Jungen, übernehmen.

Vor den Eingebornen fürchtet ſich der Hamadryas nicht im geringſten. Unbekümmert um die braunen Leute zieht er ſeines Weges fort, dicht vor ihnen dahin oder vorüber. Ehrenberg bemerkte, daß Abiſſinier und Paviane zu gleicher Zeit und neben einander aus demſelben Bache tranken: ich habe wenigſtens beobachten können, daß letztere die braunen Leute gar nicht zu bemerken ſchienen, während unſere Ankunft ihnen unzweifelhaft auffallend vorkam. Sie ließen bei unſerem Erſcheinen zuerſt nur die bellenden Laute vernehmen, welche man etwa mit der Silbe „Kuck“ ausdrücken könnte; als wir ſie aber in Bewegung brachten, vernahmen wir ganz andere Stimmen. Die alten Männchen brummten und grunzten wie Raubthiere oder Schweine, die Jungen quiekten und kreiſchten wie Ferkel. Nach den erſten Schüſſen, welche wir unter die Herde abgeſendet hatten, erhob ſich ein Stimmengewirr, welches jeder Beſchreibung ſpottet. Die allerverſchiedenſten Töne wurden laut: Alles quiekte, kreiſchte, ſchrie, grunzte, brüllte und brummte durch einander. Nach meiner Anſicht erinnerte dieſer Stimmenwirrwarr am meiſten an die bekannten Töne, welche eine Herde erregter Schweine auszuſtoßen pflegt.

Bei unſern wiederholten Jagden habe ich beobachtet, daß die Hamadryaden vor dem Feuergewehr regelmäßig die Flucht ergriffen. Rüppell

ſagt (Neue Wirbelthiere, S. 7), daß der Hamadryas ſich immer gegen Menſchen zu vertheidigen pflege, fügt aber freilich nicht hinzu, ob er damit Eingeborne, alſo nur mit Lanzen bewehrte, oder auch mit Feuergewehren bewaffnete Leute verſteht. Alle Paviane, welche wir angriffen, wurden durch die fallenden Schüſſe aufs höchſte entſetzt und zogen in ziemlich eiliger Flucht dahin.

Die erſte Herde, auf welche wir feuerten, ſaß gerade, einem langgeſchweiften Gewinde vergleichbar, auf einem Felſengeſims in etwas mehr als Schußhöhe über dem Thale. Nach dem erſten Schuß erhob ſich ein fürchterliches Geſchrei, und die ganze Guirlande ſetzte ſich augenblicklich in Bewegung. Alles flüchtete der entgegengeſetzten Seite des Berges zu. Bei dem zweiten Schuſſe hielten ſämmtliche Affen an, ſchrien entſetzlich auf und faßten die Felſen, als wollten ſie ſich verſichern, daß ſie nicht heruntergeworfen würden. Ob ſie durch das Knallen an Felſenſtürze erinnert werden mochten, oder ob das Feuergewehr allein ihnen das Entſetzen beibrachte, — ſo viel iſt ſicher: ſie flohen und fürchteten ſich entſchieden. Bei einer ſpäteren Jagd beobachtete ich freilich gleichſam das Gegentheil. Wir waren bis zur Hälfte der Bergwand emporgeklettert, hatten uns einen guten Stand geſucht und feuerten von hier aus ungefähr zehn Schüſſe nach den höherſitzenden Affen. Weibchen und Junge verließen augenblicklich alle den Geſchoſſen zugängliche Felsplatten, die Männchen aber rückten abwechſelnd bis an den Rand der Geſimſe vor und ſchauten muthfunkelnden Auges in die Tiefe, ihren Ingrimm durch heftiges Schlagen mit der Hand auf den Felſen bezeugend. Zum Angriff ſeitens der Affen kam es aber nicht. Auch Prinz Leiningen, welcher ſich an eine Affenherde angepirſcht hatte, wurde nicht angegriffen, obgleich er ſo nahe an den Thieren war, daß er mit Schroten nach ihnen feuerte. Bei der letzten und größten Jagd, einer wahren Schlacht, bei welcher der Herzog, der Fürſt von Hohenlohe und der Prinz von Leiningen mehrere Affen tödteten und noch weit mehr verwundeten, zogen ſich die Thiere ebenfalls langſam zurück; aber ſie griffen uns auch wirklich an, wenngleich nicht mit Zähnen und Händen, ſo doch dadurch, daß ſie alle in ihrem Wege liegenden Steine auf uns herabrollten. Daß Dies nicht zufällig, ſondern in einer wohl überlegten Abſicht geſchah, erhellt aus einer Beobachtung, welche der Büchſenſpanner des Herzogs machte. Er ſah nämlich eines der ſtärkſten Männchen mit einem Stein

im Arme mühsam einen Baum erklimmen und diesen von dem Baumwipfel herab nach uns herunterschleudern. Mehrere Minuten lang war der Steinhagel so arg, daß er das enge Alpenthal vollständig versperrte und unsere ganze Karavane zum Halten zwang. Bayssière, welcher im Jahre 1848 Abissinien bereiste, erzählt, daß sich die Paviane auf seinen Reisegefährten stürzten, nachdem dieser ein Männchen mit der Kugel niedergestreckt hatte, und daß er nur durch eine Ladung grober Schrote, welche er ihnen ins Gesicht schoß, sich ihrer entwehren konnte. Die noch unversehrt Gebliebenen packten die Todten und die Verwundeten und schleppten sie mit großer Anstrengung, oft drei oder vier an einem ziehend und tragend, die Bergwand hinauf. Wir haben etwas Aehnliches nicht bemerkt, obgleich bei unserer letzten Schlacht wohl zehn Affen getödtet wurden.

Anders scheinen sich die Paviane zu benehmen, wenn ihnen Eingeborne mit ihren Lanzen oder den noch unschädlicheren Schwertern und Säbeln gegenüber treten. Auch von Schimper bin ich versichert worden, daß die Hamadryaden Abissinier, welche sie beleidigten oder verfolgten, regelmäßig angreifen, und die Leute in Mensa, deren Ansichten ich durch den dort seit vielen Jahren weilenden Pater Fillipini erforschte, wußten mir eine Menge Geschichten zu erzählen, welche Rüppell's und Schimper's Mittheilungen vollkommen bestätigten. Es steht unzweifelhaft fest, daß in Abissinien jährlich mehrere Menschen durch die Paviane ihr Leben verlieren. Frauen zumal sind den Wuthausbrüchen dieser Thiere oft ausgesetzt, da deren rohe, wüste Sinnlichkeit auch durch Menschenweiber erregt wird. Die Mädchen, welche, um Brennholz herbeizuschaffen, die Berge besteigen, fürchten die Paviane weit mehr, als den Leoparden. Denn dieser läßt sich, wenn auch nicht immer, doch gewöhnlich durch das Geschrei einer vereinigten Gesellschaft verscheuchen, während die Paviane gerade durch Rufen erst recht wüthend gemacht werden, auf die Leute losstürzen und dann von ihren fürchterlichen Gebissen Gebrauch machen. Wir haben nach Dem, was wir in Thierschaubuden und Thiergärten beobachten können, keine Berechtigung, an dieser Mittheilung Schimper's zu zweifeln; wir wissen, daß die Wuth der Paviane auflodert, wie ein Strohfeuer, aber nachhaltig fortwirkt, bis sie befriedigt ist. Daß der gerade bei den Pavianen in so abscheulicher Form sich zeigende Geschlechtstrieb ihre angeborene Wuth nur noch mehr steigert, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Nächſt den Menſchen iſt der Leopard der Hauptfeind des Silberpavians. Es iſt wahrſcheinlich, daß auch der Löwe hin und wieder einen Hundskopf wegnimmt; allein dieſes Raubthier kommt ſo ſelten in dem eigentlichen Gebiet der Hamadryaden vor, daß der Schaden, welchen es den Affen anthut, kaum nennenswerth ſein dürfte. Der Leopard dagegen ſchleicht Tag und Nacht den Pavianen nach und ſtürzt ſich mit ebenſo viel Liſt als Kühnheit auf jedes Glied der Herde, welches ſich von der Geſammtheit trennte. Bei unſerer zweiten Affenjagd geſchah es, daß ein erwachſenes Männchen, welches wir verwundet hatten, langſam den Felſen herabtaumelte und ſich dem Thale zuwandte. Dieſer verwundete Affe wurde kaum ſechszig Schritte von uns von einem Leoparden beſprungen und trotz des furchtbaren Geſchreies, welches die oben auf der Felszinne verweilenden anderen Paviane erhoben, zur Tiefe des Thales hinabgeritten.

Ich werde auf dieſen Vorfall bei Gelegenheit der Beſchreibung der Leoparden ſelbſt zurückzukommen haben und erwähne ihn blos aus dem Grunde, weil er mir Gelegenheit gab, das Benehmen der Paviane auch unter ſolchen Umſtänden zu beobachten. Sie hatten den Mordanfall des Leoparden auf einen ihrer Gefährten eher geſehen, als wir. Ungeachtet der Angſt, in welche wir ſie durch unſer wiederholtes Schießen verſetzt hatten, rückten ſie ſofort auf der Platte vor, und einige machten ſich fertig, nach unten hinabzuklettern, höchſt wahrſcheinlich in der Abſicht, dem Angefallenen zu Hilfe zu kommen. Ihre Aufregung war furchtbar; ihre Wuth überſtieg Alles, was ich bis jetzt von Affen beobachtet hatte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich nach Dieſem annehme, daß die Paviane, wo Dies irgend angeht, vereinigt ſelbſt den Leoparden angreifen, wenn dieſer ein Glied ihrer Herde überfällt. Früher hatten mich die Araber wiederholt verſichert, daß die Paviane den ſie bedrohenden Leoparden regelmäßig in die Flucht ſchlagen, ja, daß ſie ſelbſt vor dem Löwen ſich nicht fürchten und im Kampfe zum Beſten Schwächerer nicht nur treulich zuſammenhalten, ſondern auch mit Todesverachtung ſich wehren. Ich hatte ſolche Erzählungen damals als Märchen betrachtet, obſchon ich wiederholt Gelegenheit hatte, die Glaubwürdigkeit der mir von Arabern gemachten Mittheilungen zu erfahren: nach Dem aber, was ich nunmehr ſelbſt ſah, bin ich verſucht, jene Berichte für buchſtäblich wahr zu halten.

Auch bei der ersten Jagd schon gaben die Paviane einen nicht zu unterschätzenden Beweis ihres Muthes. Wie schon bemerkt, waren sie nach unseren ersten Schüssen geflüchtet. Der Weg, welchen sie einschlugen, hatte sie nach der andern Thalseite geführt, und als wir einige tausend Schritte weiter fortgeritten waren, sahen wir sie eben im langen Zuge über den Thalgrund wegschreiten und nach den Berghängen der rechten Seite übersetzen. Unsere Hunde, muthige Thiere, gewohnt, jede Hiäne von den Häusern wegzutreiben, stutzten einen Augenblick und stürzten sich dann mit freudigem Gebell auf die Paviane. Sie waren in wenig Augenblicken unter der Herde: — aber ebenso rasch auch von den stärksten Männchen derselben umringt und förmlich gestellt. Brüllend und wuthschnaubend zeigten die Affen unseren Hunden ihre fürchterlichen Gebisse in so bedenklicher Nähe, daß diese es vorzogen, vom Kampfe abzustehen, und zu uns zurückkehrten. Während wir sie von neuem ermunterten und hetzten, hatten die Affen ihren Weg fortgesetzt und bis auf wenige Nachzügler das Thal überschritten. Unter diesen Nachzüglern befand sich ein kleiner, etwa halbjähriger Bursch, welcher etwas entfernt von den anderen seines Weges ging. Auf ihn hetzten wir jetzt die Hunde. Sie gingen an und hatten bald den Affen, welcher auf einen Felsblock geflüchtet war, regelrecht gestellt. Wir eilten so schnell als möglich den Hunden zu Hilfe, uns schon mit der Hoffnung schmeichelnd, den jungen Pavian lebendig fangen zu können. Allein diese Hoffnung wurde gänzlich vereitelt. Auf das jammervolle Zetergeschrei des geängsteten Jungen kehrte vom andern Ufer her ein gewaltiges Männchen zurück, um ihm beizustehen. Ernst und würdevoll durchschritt er das Thal; ohne sich nur um die Hunde zu kümmern, ging er auf sein Ziel los, zwischen seinen Feinden mitten durch, sprang auf den Felsen zu dem Jungen, ermunterte diesen, mit ihm zu gehen, und geleitete ihn ruhig und furchtlos nach dem andern Ufer, in dessen Dickicht beide bald verschwunden waren. Die Hunde setzte er durch wüthendes Grunzen und durch Zeigen seines furchtbaren Gebisses derartig in Furcht, daß keiner wagte, ihn oder seinen Schützling anzugreifen.

Jeder meiner Leser wird aus diesem Vorfall selbst folgern können, was die alten Paviane thun, wenn eines ihrer Schutzbefohlenen wirklich von einem Raubthier angefallen oder von einem nicht mit Feuergewehr bewaffneten Menschen verfolgt wird.

Mit ihren Sippſchaftsverwandten leben die Hamadryaden durchaus nicht immer auf gutem Fuße. Schimper erzählte mir, daß in Simeen oft förmliche Schlachten zwiſchen den Hamadryaden und den Geladas (Cynoc. Gelada, *Rüppell*) vorkommen. Dieſer Mantelpavian bewohnt einen Höhengürtel 9—14,000 Fuß über dem Meere, während der Hamadryas immer mehr in der Tiefe ſich aufhält. Nun kommt es zuweilen vor, daß die Geladas von oben herabſteigen, in der Abſicht, eines der Felder zu plündern. Bei ſolchen Gelegenheiten treffen ſie mit ihren Herren Vettern zuſammen: und augenblicklich kommt es zu einem hartnäckigen Kampfe. Geladas und Hamadryaden erheben ein furchtbares Geſchrei; dann beginnt das Rollen der Steine, und jede Herde ſucht ſoviel als möglich die Höhe zu gewinnen, um dieſen Naturgeſchoſſen die beabſichtigte Wirkung zu geben. Dank der Geſchicklichkeit und Vorſicht der Affen treffen die rollenden Steine nur ſelten; aber ſie vermehren wenigſtens die Wuth und Kampfluſt auf beiden Seiten. Wenn die Banden wirklich zuſammenſtoßen, kommt es zu ernſthaften Raufereien, und ſelbſt die Gebiſſe ſpielen ihre Rolle: im Ganzen aber bleibt das Zähnefletſchen und wüthende Brüllen die Hauptſache.

Schimper glaubt übrigens, daß aller Feindſchaft zum Trotz, zuweilen Vermiſchungen zwiſchen Geladas und Hamadryaden vorkommen. Nach den Beobachtungen dieſes Forſchers gibt es in Habeſch einen andern Affen, kleiner und grauer, als der Gelada, ſonſt aber ihm ähnlich, welcher ſich nicht nur durch anderes Geſchrei auszeichnet, ſondern ſich auch mehr in der Tiefe aufhält und in Herden von geringer Zahl auftritt. Dieſen Affen glaubt Schimper als einen Blendling von Hamadryas und Gelada anſehen zu dürfen. Er ſteht ſich mit beiden Theilen gut und begleitet die Hamadryaden auf ihren Raubzügen. Franzöſiſche Forſcher haben das betreffende Thier, deſſen Beſchreibung Schimper einſandte, für eine neue Art erklärt. Den Namen deſſelben konnte mir Schimper nicht ſagen, und ich weiß die Beſchreibung nicht aufzufinden: ich kann alſo kein eigenes Urtheil fällen und muß es bei der Wiederholung der Schimper'ſchen Angaben bewenden laſſen.

In der Gefangenſchaft beträgt ſich der Hamadryas, ſolange er jung iſt, ſehr nett. Zumal junge Weibchen ſind angenehme, liebenswürdige und liebesbedürftige Geſchöpfe und ſchließen ſich deshalb dem Menſchen, welcher ſie pflegt, auf das Innigſte an. Man kann ſie durch zarte Aufmerk-

ſamkeiten bald ſo an ſich feſſeln, daß ſie durch ihre Anhänglichkeit geradezu läſtig werden. Ein Weibchen, welches ich kaufte, wurde von der Frau Herzogin und den andern Damen der Geſellſchaft ſo verhätſchelt, daß es jämmerlich ſchrie, ſo bald es aus der Geſellſchaft entfernt wurde. Erlaubte man ihm, neben einer der Damen zu ſitzen ſo war es augenblicklich befriedigt und ſuchte durch große Zärtlichkeit die ihm geſchenkte Gunſt zu vergelten. Auch junge männliche Hamadryaden benehmen ſich artig; mit zunehmendem Alter aber bricht ihre eigentliche Natur mehr und mehr durch: und dann zeigen ſie allen Jähzorn und alle Gemeinheiten, welche nur in einer Affenſeele Platz haben.

Seit den älteſten Zeiten wird der Hamadryas nach Egipten eingeführt und dort zahm gehalten. Ihm begegnet man häufig in den Straßen Kairos als thätigen Künſtler bei den Vorſtellungen, welche die Gaukler und Schlangenbeſchwörer zu geben pflegen. Hier zeigt er ſich ſo recht als Abbild ſeines Herrn. Er läßt ſich willig zur Ausübung der ſchmuzigen Gedanken des Gauklers benutzen und erfreut den rohen Zuſchauer aufs höchſte. Wie gefährlich der erwachſene Hamadryas ſelbſt im gezähmten Zuſtande iſt, mag daraus hervorgehen, daß ſogar die egiptiſche Polizei es den Gauklern unter Androhung einer harten Strafe verboten hat, Paviane ohne ſtarken Beißkorb durch die Straßen zu führen. Und trotz der Maulkörbe wiſſen dieſe Geſchöpfe noch Unheil anzuſtiften. Ich ſelbſt wurde einmal nicht unbedeutend verletzt durch einen Hamadryas, welchen ich im Vorbeireiten mit dem Fuße geſtoßen hatte. Ungeachtet des fördernden Galopps, welchen mein Reiteſel ging, hatte mich der Affe im nächſten Augenblick am Beine erfaßt und riß mir mit ſeinen Händen Gamaſchen, Strümpfe und Schuhe vom Beine herab und tiefe Schrammen in die Haut hinein.

Außer Hamadryas, Gelada, Babuin und dem vorhin genannten, von Schimper als Baſtard angeſehenen Pavian ſoll in Abiſſinien noch ein unſeren Muſeen bisher gänzlich unbekannt gebliebener Hundskopf vorkommen. Nach Schimpers Beſchreibung iſt dieſer Affe größer, als ein Menſch, kohlſchwarz, ſehr roth auf den nackten Stellen, welche er, wie der Gelada, auf der Bruſt zeigt, in Geſtalt und Lebensweiſe dieſem Mantelaffen am ähnlichſten; er lebt jedoch in Herden von nur dreißig oder vierzig Stück und blos in den bedeutendſten Höhen.

Schimper ſah nur einmal eine einzige Herde dieſer fraglichen Thiere und konnte aller Mühe ungeachtet von ſeinen Jägern nur ein einziges Stück und leider ein Junges erhalten, welches nach dem Dafürhalten des genannten Forſchers mit einem gleichgealterten Gelada gar nicht verwechſelt werden konnte.

Die Ordnung der Flatterthiere (Chiroptera) bot wenig Stoff zu Beobachtungen. In Egipten, einem der beliebteſten Aufenthaltsorte der Fledermäuſe, haben wir weder auf der Hinreiſe, noch während unſeres Aufenthaltes auf der Rückreiſe jagen können; in den Bogosländern würde ich gern gejagt haben, wenn ſich mir Gelegenheit hierzu geboten hätte.

Die Flatterthiere ſind auch im Innern Afrikas ſehr häufig. Man findet ſie mitten im Urwalde; man ſieht ſie bei Tage zu Dutzenden und in größerer Anzahl vereinigt an den Wipfeläſten dickbelaubter Bäume hängen und mit Einbruch der Dämmerung ihrer Nahrung nachjagen. Auf jeder baumfreien Ebene tummeln ſich allnächtlich Hunderte und Tauſende herum, und ein Bächlein oder ein Flüßchen ſcheint einen ganz beſonderen Anziehungsort für ſie zu bilden. Zu meiner nicht geringen Ueberraſchung bemerkte ich in den Bogosländern außerordentlich wenig Flatterthiere. Um das Dorf Menſa herum konnte man an manchen Abenden weit mehr Hiänen wahrnehmen, als Fledermäuſe.

Die Urſache dieſer Armuth hat Heuglin ganz richtig erforſcht. „In den Bogosländern“, ſo ſagt er, „wird ſtarke Viehzucht getrieben, und die Herden kommen, wenn in ferneren Gegenden beſſere Weide und mehr Trinkwaſſer ſich finden, oft Monate lang nicht zu den Wohnungen der Beſitzer zurück. Bei unſerer Ankunft in Keren waren alle Rinderherden ſammt den Milliarden von Fliegen, welche ſie überall hinbegleiten, in den Tiefländern des Barka und Fledermäuſe hier außerordentlich ſelten. Gegen Ende der Regenzeit ſammeln ſich etwa auf einen Monat faſt alle die den hieſigen Boges gehörigen Herden in der nächſten Umgebung und gleichzeitig erſcheinen auch die kerbthierfreſſenden Dämmerungs- und Nachtfledermäuſe in unglaublicher Anzahl. Mit Abzug der letzten Herde verſchwanden auch ſie wieder gänzlich.“

„In der Nacht vom 30. September auf den 1. October lagerten wir auf einer drei Stunden ſüdlich von Keren gelegenen Hochebene in der Nähe

von Umzäunungen, welche zur Aufnahme für Rindvieh bestimmt waren. Da sich die Herden in anderen Theilen des Gebirges befanden, beobachteten wir nur eine oder zwei Fledermäuse auf der für diese Thiere äußerst günstigen Oertlichkeit. Tags darauf kehrten die Herden an die besagte Stelle zurück, und schon an demselben Abende hatte die Zahl der Fledermäuse ganz auffallend zugenommen."

„Es entsteht nun die Frage, ob sie wirklich ihre Standorte ändern, oder ob sie von denselben aus allabendlich weite Jagdflüge machen, um die Fliegen aufzusuchen, welche die Herden begleiten. Ich glaube an eine Veränderung der Standorte, weil an den betreffenden Plätzen die Thiere Abends so zeitig erscheinen, daß sie unmöglich auf dem Platze sein könnten, ohne stundenlange Reisen bei Tage gemacht zu haben, und ich habe hier niemals Fledermäuse vor Abenddämmerung entdecken können."

Diese Beobachtung gebe ich hier buchstäblich wieder, weil ich sie durchaus bestätigen kann. Ein einziges Mal kamen wir gegen Abend an einer für die Herden gebauten Umzäunung vorbei, welche etwa fünfhundert Stück Rinder beherbergen mochte. Hier waren die Fledermäuse außerordentlich gemein; der wolkenbedeckte Himmel und die Eile der Reise hinderten mich aber leider an einer Verfolgung der so merkwürdigen Geschöpfe. Auch ich habe nur in der Nähe der Herden Flatterthiere gesehen.

Diese Beobachtung, deren alleiniges Verdienst ich Heuglin zuschreibe, ist in mehrfacher Hinsicht wichtig. Sie zeigt uns zunächst, daß es in den Bogosländern wahrscheinlich nur sehr wenige oder gar keine Waldfledermäuse gibt, d. h. solche, denen der Wald schon hinlängliches Futter gewährt und welche deshalb nahrungsreichere Orte nicht aufzusuchen brauchen. Sie zeigt ferner, daß wir von dem Leben der Flatterthiere noch sehr Vieles ergründen müssen, bevor wir uns einer ausreichenden Kenntniß derselben rühmen dürfen.

Es ist bekannt, daß Fledermäuse aus höheren, kälteren Gegenden mit Abnahme der Wärme in tiefere sich zurückziehen; man hat auch schon gemuthmaßt, daß einzelne gewisse Wanderzüge unternehmen, d. h. also sich von Norden mehr nach Süden wenden. Allein von zeitweiligen Veränderungen des Standortes während der günstigen Jahreszeit hat man noch Nichts gewußt. Die leichte Beweglichkeit der Flatterthiere fesselt sie nicht in dem Grade an einen bestimmten Ort, wie andere Thiere. Das

weibliche Säugethier ist wenigstens während der Zeit, wo es Junge hat, an eine bestimmte Gegend gebunden; die Fledermaus aber trägt, wie das Beutelthier, sein einziges Junge mit sich davon und kann seinen Aufenthaltsort nach Belieben ändern. So ist es mir also vollkommen glaublich geworden, daß die Flatterthiere ihrer Nahrung nachwandern und eigentlich gar keine bestimmte Heimat haben. In unsern Gegenden lassen sich hierauf bezügliche Beobachtungen schwer oder gar nicht anstellen, um so besser und schärfer aber in den Tropen, wo nicht blos die Jahreszeiten sich streng von einander scheiden, sondern auch noch andere Umstände, wie z. B. das Umherziehen der Kerbthiere und der sie sammelnden Herden für das Leben der Flatterthiere maßgebend sind.

Durch diese Angaben habe ich Eins bezweckt: ich will spätere Reisende auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht haben.

Mit den in unserem Jagdgebiet vorkommenden Katzen sind wir nur wenige Male zusammengetroffen. Während meines ersten Aufenthalts in Mensa ließ sich der Löwe (Leo senegalensis) blos zwei Mal in der Nähe des Dorfes vernehmen, ohne jedoch nahe an die Häuser heranzukommen, wie es in den vorhergehenden Abenden geschehen war; auf der Rückreise sahen wir, Baron van Arkel d'Ablaing und ich, einen fast erwachsenen Löwen bei hellem Tage auf einem der niederen Hügel der Samchara Umschau halten; während der eigentlichen Jagdreise spürten wir ihn in der Samchara und endlich in der Nähe des Dorfes Mensa. In nähere Berührung mit dem Beherrscher der Wildniß sind wir nicht gekommen, und somit können unsere Beobachtungen nur dürftige sein. Doch haben wir aus dem Munde des schon genannten Pater Fillipini, anderer Europäer und der Eingeborenen Einiges erfahren können, was mir immerhin der Aufzeichnung nicht unwerth dünkt. Es ist kurz Folgendes:

Der Löwe ist in den Bogosländern nicht gerade eine seltene Erscheinung, wenn er auch nicht alle Tage gesehen wird. Zuweilen kommt es vor, daß vier, fünf und mehr Stück beisammen getroffen werden. So sahen die Diener Heuglins auf dessen Reise von Massaua nach Keren einmal sieben Löwen durch das Dickicht ziehen. Einer der

Genannten hat mir Dies ſelbſt erzählt, und ſeine Ausſage wurde wiederum von dem übereinſtimmenden Berichte eines beim Zug betheiligt geweſenen Kameltreibers beſtätigt. Der Löwe iſt kein beſonderer Freund des Gebirges und ſteigt auch nicht hoch in demſelben empor; die höchſte Höhe, welche er betritt, dürfte zwiſchen 6 bis 8000 Fuß zu ſuchen ſein. Im eigentlichen Hochlande Abiſſiniens kommt er wahrſcheinlich gar nicht vor. Breite, womöglich von Flüſſen durchzogene Thäler ſind ſeine Lieblingsorte; deshalb bevorzugt er weiter weſtlich jene Urwaldungen, welche ſich an den Ufern des blauen und weißen Nils, ſowie an dem Atbara ausbreiten. Auch am Ain-Saba iſt er viel häufiger, als in den Bogosländern: führt ja doch der Fluß nach ihm ſeinen Namen; denn das arabiſche Wort „Ain-Saba“ bedeutet „Löwenquelle“ oder „Löwenfluß“. Er wechſelt ſeinen Aufenthaltsort, wie ihn die Herden wechſeln, denn aus dieſen holt er ſich die meiſte Beute. Im Sudahn zieht er mit den Nomaden in die Steppe hinaus und kehrt mit ihnen, wenn die Weide knapp wird, wieder nach den feuchteren, alſo nahrungsreicheren Flußufern zurück. In den Bogosländern folgt er den Hirten ebenfalls bei ihren kleineren Zügen. Zur Zeit unſeres Aufenthaltes waren die Herden noch in der Samchara und deshalb auch dieſe Raubthiere oben auf der Menſaebene ſelten.

Man ſieht den Löwen bei Nacht kaum häufiger, als bei Tage. So lange die Sonne ſcheint, verbirgt er ſich in den verſchlungenſten undurchdringlichſten Dickichten, wo er ſich im Schatten eines von Schlingpflanzen überſponnenen Baumes niederzulegen pflegt. Ein richtiger Wechſel führt von hier aus bis zu dem nächſten Chor oder Regenſtrom, und dieſen benutzt der königliche Räuber dann als Straße. Nach einſtimmigen Verſicherungen der Araber und der Abiſſinier ſoll er ſich außerordentlich ſcheuen, während der Sonnengluth umher zu gehen. Die Araber ſagen, daß er um Mittag das Fieber habe und deshalb ſo regungslos im Lager verharre: als wahre Urſache des Verharrens iſt wohl anzunehmen Scheu vor dem ſonnendurchglühten Boden, welcher ſelbſt den Hunden die harten Sohlen verbrennt und alſo auf die weichen Tatzen des Löwen mindeſtens die gleiche Wirkung äußern dürfte. Trotz aller Scheu kommt es vor, daß man ihn zuweilen bei Tage im Dickicht umherſchleichen oder ruhig und ſtill auf einem erhabenen Punkte ſitzen ſieht, um die Gegend zu überſchauen. So brachte mir ein Bote, welchen ich von

Menſa aus dem Herzog nachſandte, die Nachricht, daß er in der Mittagsſtunde einen Löwen in dem von Menſa nach dem Ain-Saba abfallenden Thale habe ſitzen ſehen. Der Löwe betrachtete ihn und ſein Kamel mit großer Theilnahme, ließ aber Beide ungefährdet ihres Weges ziehen. Man hat dieſes Umſchauhalten, welches ſchon von Le Vaillant beobachtet und von ſpäteren Reiſenden wiederholt berichtet wurde, für unwahr gehalten: allein auch wir haben uns davon überzeugt. Denn der Löwe, welchen wir in der Samchara auf der Spitze eines nackten, kiesbedeckten Hügels liegen ſahen, konnte offenbar nur die eine Abſicht haben, ſein Jagdgebiet zu überſchauen, um den Ort zu ermitteln, welcher ihm bei dem abendlichen Ausgange am eheſten Beute liefern könne.

In die Nähe der Dörfer kommt der Löwe nicht vor der dritten Nachtſtunde. „Drei Mal", ſo ſagen die Araber, „kündet er durch Brüllen ſeinen Aufbruch an und warnt hierdurch alle Thiere, ihm aus dem Wege zu gehen." Dieſe gute Meinung ruht aber leider auf ſchwachen Füßen; denn ebenſo oft, als ich das Brüllen des Löwen vernahm, habe ich in Erfahrung gebracht, daß er lautlos zum Dorfe herangeſchlichen war und irgend ein Stück Vieh weggenommen hatte. Der Löwe, welcher kurz vor unſrer erſten Ankunft in Menſa vier Nächte hinter einander das Dorf betreten hatte, war einzig daran als Löwe erkannt worden, daß er beim verſuchten Durchbruch einer Umzäunung einige ſeiner Mähnenhaare verloren hatte. Es wurde als ſehr wahrſcheinlich angenommen, daß er auch in den erſten Nächten unſeres Aufenthaltsorts das Dorf umſchlich, dennoch vernahmen wir ſein Gebrüll nur zwei Mal und zwar in weiter Ferne, während ich daſſelbe früher in Kordofahn nicht nur vor dem Dorfe, ſondern mitten in demſelben ertönen gehört hatte.

Es iſt eigenthümlich, daß die Menſa ſo wenig über die Verluſte klagen, welche ſie durch den Löwen erleiden. Man ſpricht wohl von ſeinen Raubthaten, aber keineswegs mit Entrüſtung über die Einbuße an Vieh, welche man erlitten hat, und es möchte faſt ſcheinen, als griffe er größere Herdenthiere gar nicht an. Dies iſt jedoch unzweifelhaft der Fall; ich ſelbſt bin in Innerafrika hiervon mehr als ein Mal überzeugt worden. Jene Nomaden, welche zwiſchen dem blauen und weißen Fluß ſtreifen, behaupten ſogar, daß der Löwe ihr erſter König wäre und ihnen mehr Tribut noch abnehme, als der türkiſche Paſcha, der eigentliche Beherrſcher des Landes, von ihnen verlange.

Im Sudahn ſchützt man die während der Nacht eingepferchte Herde einzig und allein durch die dicken und ſehr hohen Hecken, welche man aus mehreren dornigen Bäumen, zumal aus Mimoſen zuſammenſetzt und ſo dicht verſchlingt, daß nirgends Zwiſchenraum bleibt, ein Raubthier alſo gezwungen wird, entweder vom verſuchten Eindringen abzuſtehen oder einen ungeheuren Satz zu machen, wenn es zu dem innen geborgenen Vieh gelangen will. Ich ſelbſt habe Hecken, Seribas, wie die Sudahneſen ſagen, von zehn Fuß Höhe geſehen, über welche der Löwe nicht blos frei hinweg geſprungen, ſondern auch zurückgeſetzt war, mit der Beute im Rachen, und wunderte mich deshalb nicht wenig, daß ich in allen Bogosländern Seribas von nur drei, vier, höchſtens ſechs Fuß Höhe antraf, Seribas, welche noch dazu ſehr wenig feſt und dicht gebaut, alſo keineswegs geeignet waren, den Löwen abzuhalten. Die Erklärung wurde mir erſt ſpäter, als ich bemerkte, daß man alle Nächte rings um dieſe Hürden Feuer anzündete. Daſſelbe thaten die Kameltreiber auf unſerer Reiſe. Sie waren der feſten Ueberzeugung, daß Feuer ſtets genüge, den Löwen zurück zu ſchrecken und wußten kein Beiſpiel zu erzählen, daß unſer Raubthier dieſe feurigen Kreiſe durchbrochen habe. Ich erwähne Dies ausdrücklich, weil oft das Entgegengeſetzte behauptet und geſagt worden iſt, daß ſich der Löwe mitten zwiſchen den Feuern weg eine Beute geholt habe. Dabei fällt mir jedoch nicht ein, an der Glaubwürdigkeit ſolcher Berichte zu zweifeln; denn der Löwe ſcheint ſich keineswegs überall gleichartig zu betragen.

Welches freilebende Wild der Löwe bevorzugt, iſt ſchwer zu ſagen. Man hört nur dann von ſeinen Räubereien ſprechen, wenn dieſe Hausthiere betreffen, und wagt ſich ſelten oder nie in jene Dickichte, in denen die Ueberbleibſel vom Löwenmahle zu finden ſind. Mir iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß er nur auf großes und langſames Wild Jagd macht. Alle kleinen Antilopen ſind, wie ich annehme, vor ſeinen Nachſtellungen geborgen: ſie ſind ihm viel zu gewandt, als daß er ſich umſonſt nach ihnen bemühen ſollte. Häufiger dürfte er eine Gazelle erliſten, und der Agaſeen hat wahrſcheinlich in ihm ſeinen ſchlimmſten Feind.

In Habeſch unternimmt man ebenſo ſelten Löwenjagden, als im Sudahn. Die Furcht der Eingeborenen iſt lächerlich groß, aber ſehr erklärlich, wenn man bedenkt, daß dieſe Leute keine Feuerwaffen führen. Vor letzteren hat der Löwe große Achtung. Er läßt ſich ſchon durch

blinde Schüſſe vertreiben, ſelbſt wenn er ſehr hungrig iſt und Dies durch ſein ärgerliches Brüllen bekundet. Glaubwürdige, mir wohlbekannte Reiſende, welche in der Nähe des Ain-Saba raſteten, befreiten ſich durch Schüſſe von dem ihnen zugedachten Beſuch zweier Löwen, welche das Lager hartnäckig umſchritten und bald auf dieſer, bald auf jener Seite ihr Brüllen vernehmen ließen, wahrſcheinlich in der Abſicht, eines der dummen Laſtkamele ſo in Angſt zu verſetzen, daß es den durch Feuer geſchützten Kreis verlaſſen und in die Steppe hinauslaufen möchte. Wir ſelbſt vertrieben ihn durch unſere Jagd gänzlich aus der Nähe des Dorfes Menſa. Während unſres zweiten Aufenthaltes wagte er es nicht ein einziges Mal, die Hochebene zu betreten.

Bei Tage geht der Löwe dem Menſchen regelmäßig aus dem Wege, ſo lange er Dies kann. Baron van Arkel d'Ablaing und ich hofften ſchon, jenen Löwen, welcher in der Samchara Umſchau hielt, zu erlegen, wurden aber durch die unerwartete Feigheit des edlen Recken ſehr in unſeren Erwartungen getäuſcht. Obgleich wir alle Vorſichtsmaßregeln getroffen, den Wind geprüft und uns mit ſorgſamer Beobachtung aller Jagdregeln an den Berg geſchlichen hatten, fanden wir doch dieſen leer: der Löwe hatte es vorgezogen, ſich vor den Jägern, deren Fußtritte ſein feines Ohr vernommen haben mußte, zurückzuziehen. Er war höchſt wahrſcheinlich in einen der benachbarten großen Büſche geflüchtet und hatte dort ſich verborgen; aber leider waren die Büſche ſo zahlreich und ſo dicht, daß es vollkommen unmöglich war, ihn hier aufzuſuchen.

Bei dieſer verſuchten Jagd, konnten wir ſo recht deutlich die Achtung erkennen, welche die Afrikaner dem Löwen zollen. Wir hatten unſeren Dienern für den Fall des erſten unglücklichen Schuſſes noch andere geladene und geſpannte Doppelgewehre in die Hände gegeben und ihnen befohlen, dicht neben uns herzugehen, damit ſie im geeigneten Augenblick uns die zweite Waffe reichen könnten. Der Eine war ein Egipter, welcher kurz vorher ſeine Tapferkeit durch Tödtung eines Leoparden bewieſen hatte, der Andere ein ſonſt recht muthiger Burſch aus Maſſaua. Jetzt hatten Beide vollſtändig den Kopf verloren! Sie gingen zitternd neben uns her und athmeten erſt erleichtert auf, als ſie ſich, unzweifelhaft zu ihrer großen Freude, überzeugten, daß der Löwe Reißaus genommen hatte.

Unſere vereinigte Jagdgeſellſchaft kam leider nicht zu der von Vielen

gewünſchten Löwenjagd. Die Eingebornen vermochten nicht, uns einen Schlupfwinkel des Löwen anzugeben. Aber auch wenn wir einen ſolchen gewußt hätten, würden wir ſchwerlich die unumgänglich nothwendigen Treiber und Lärmmacher unter unſeren Leuten zuſammengebracht haben: ſo tief eingewurzelt iſt die Furcht vor dieſem allerdings gefährlichen Raubthier.

Ebenſowenig, als man in Habeſch Jagd auf den Löwen macht, verſucht man ihn, zu fangen. Nur zufällig kam einmal ein Löwe in eine der von Pater Fillipini hier und da gebauten Leopardenfallen; aber der mächtige Räuber fiel deshalb noch nicht in die Gewalt des eifrigen Jägers. Ein einziger ſeiner Prankenſchläge genügte, die nur für Leoparden eingerichtete Thür der Falle zu zertrümmern und ihm einen Ausgang aus dem verhaßten Kerker zu eröffnen.

Mehr als ein Mal iſt der genannte Pater Löwen begegnet; niemals aber hat er einen erlegt. Ihm fehlte der unentbehrliche Jagdgefährte, und er hatte vollkommen recht, wenn er die Einzeljagd auf den Löwen für Tollkühnheit erklärte.

Es kommt gar nicht ſelten vor, daß junge, noch ſäugende Löwen von den Sudahneſen oder Abiſſiniern gefangen werden; doch behält der Eingeborne niemals ſeine Gefangenen für ſich. Er verkauft oder verſchenkt ſie an die vornehmen Türken oder die Europäer, welche ſolche Hofgenoſſen wünſchen, vielleicht ſchon deshalb, weil es ihm zu koſtſpielig werden dürfte, den Raubthieren die Nahrung zu verſchaffen. Bei unſerer zweiten Rückkehr nach Maſſaua bot der dortige Paſcha dem Herzog ein Paar Löwen an, welche er etwa ſeit Jahresfriſt in der Gefangenſchaft gehalten hatte. Das Geſchenk wurde angenommen, und wir bekamen hierdurch bei der Rückkehr ein Paar Reiſegenoſſen mehr. Die Löwen waren ziemlich ungezogen, ja bösartig und bewieſen recht deutlich, daß man ſich wenig mit ihnen abgegeben hatte; denn gerade der Senegallöwe läßt ſich durch gute Behandlung und gewiſſermaßen durch Aufnahme in die Geſellſchaft des Menſchen ſo zähmen, daß er ſeinem Herrn wie ein Hund ergeben wird, auf das Wort hört, niemals daran denkt, von ſeinen Kräften Gebrauch zu machen, nicht einmal das Weite zu ſuchen, wenn dazu ſich ihm Gelegenheit bietet. Eine junge Löwin, welche ich mehrere Jahre durch verpflegte, war mir ſo anhänglich geworden, daß ich ſie in den Städten an einem ſchwachen Strick führen und ihr da, wo wir auf

unſrer Rückreiſe mit dem Schiffe anhielten, vollſte Freiheit gewähren konnte. Sie ergötzte ſich am Ufer des Nils in luſtigen Sprüngen, kehrte aber auf den bloßen Ruf ſofort wieder zu uns zurück. Wenn ſie gewollt hätte, wäre es ihr ein Leichtes geweſen, zu entfliehen; ſie hatte ſich aber ſo an die Geſellſchaft des Menſchen gewöhnt, daß es ihr geradezu unerträglich war, wenn ſie auch nur einen Tag allein ſein mußte.

Ungleich häufiger und weit gefürchteter, als der Löwe, iſt der Leopard (Leopardus antiquorum). Man darf ihn vielleicht nächſt der Hiäne und dem Schakal das häufigſte aller Raubthiere von Habeſch nennen.

Der Leopard meidet nur die wüſtenartigen Tiefebenen; in pflanzenreichen Gegenden findet er ſich überall, von der Ebene an, bis hoch ins Gebirge hinauf. Ein Höhengürtel von 8000 Fuß über dem Meere bietet ihm noch alle Annehmlichkeiten, welche er ſich wünſchen kann. Nicht ſelten ſucht er ſich ſeinen Aufenthalt auch in der Nähe der menſchlichen Wohnungen, ja ſogar in dieſen ſelbſt, unter allen Umſtänden aber Plätze, welche ihn ſoviel als möglich dem Auge entziehen. Auf den erſten Blick hin will es ſcheinen, als würde es ihm ſeiner prachtvollen Zeichnung wegen ſchwer, ſich zu verbergen, als wäre ſein Kleid viel zu bunt für ihn, welcher doch durch lauerndes Verſtecken und Anſchleichen ſeine Beute gewinnen und ſich dem ſcharfen Auge derſelben entziehen muß. Allein ſchon bei oberflächlicher Betrachtung der Gegend, welche er bewohnt, gewinnt man eine andere Anſicht. Das Gewand des Bodens iſt ebenſo bunt, als das des Leoparden, und ſein Kleid paßt alſo vortrefflich zu ſeiner Heimat. Ein dichter Buſch, ein freier Raum zwiſchen Kaktusblättern, ein aus der reichen Pflanzendicke ſich erhebender Steinblock ſind Orte, welche allen Anforderungen entſprechen, die ein Leopard an ſeinen Anſtand machen kann. Er findet ſich alſo auch an den Berglehnen, wo der Beſtand der meiſten ſtrauchartigen Bäume ziemlich dürftig und die niedere Pflanzenwelt, zumal Gräſer und Kaktus vorwiegend ſind. Doch hat er Dickichte, welche die Ufer von Regenſtrömen beſäumen, lieber, als alle übrigen Orte im Gebirge; denn in jenen Dickichten kann er ſeiner Jagd bei Tag und Nacht nachgehen und ſich die ihm nöthige Beute er-

werden, ohne den Aufenthaltsort zu verlaſſen, während er an den Berggehängen doch oft vergeblich lauert.

Es iſt bekannt, daß der Leopard allen Säugethieren, welche er bewältigen kann, den Krieg erklärt hat; man weiß, daß von der Antilope an bis zur Maus und vom größeren Geflügel bis zum kleinen Neſtvogel herab, kein Thier vor ihm ſicher iſt. Gleichwohl hat auch er ſein beſonderes Lieblingswild. In Abiſſinien fügt er den Herden, welche er an andern Orten ſo oft heimſucht, verhältnißmäßig geringen Schaden zu, weil man, ſeine Frechheit und Raubgier kennend, die Ziegen allenthalben in Ställen verwahrt, welche an Feſtigkeit des Baues die menſchlichen Wohnungen übertreffen. Um ſo eifriger aber richtet er ſein Augenmerk auf die freien Thiere, welche in Herden oder in Geſellſchaften leben. Im Gebirge iſt er den Affen und den Klippſchliefern unermüdlich auf den Ferſen; im Dickicht bedroht er ohne Unterlaß die Zwergböckchen (Cephalophus Hemprichiana), die verſchiedenen Frankoline (Francolinus Erkellii, Fr. rubricollis, Fr. gutturalis und Fr. Clappertonii) und das Perlhuhn (Numida ptilorhyncha); in den Dörfern nimmt er Alles weg, was er auf ſeinen Raubzügen findet.

Jeder Abiſſinier weiß von der Kühnheit oder vielmehr Frechheit des Leoparden zu berichten; jeder hat durch ihn ſchon einen mehr oder minder ſchmerzlichen Verluſt erlitten. Im Dorfe Menſa ſchleppte ein einziger Leopard während dreier Monate acht Kinder, ungefähr zwanzig Ziegen und vier Hunde weg! In ganz Abiſſinien kann man Hunde und Hühner kaum vor ihm ſichern. Während man in andern Theilen Afrikas beide Hausthiere in großer Menge antrifft, bemüht man ſich in den Bogosländern gewöhnlich vergebens, ein Haushuhn oder ein Ei zu erhalten; denn der Leopard vereitelt alle Hühnerzucht, ſo daß die Abiſſinier jetzt gar nicht mehr an ſie denken. Kaum beſſer iſt es mit den Hunden; das Raubthier trägt ſie, wenn auch nur nach und nach, ſicher davon. Die Herden ſchützt ſelbſt ihr gut verwahrter Stall nicht immer: der Leopard reißt die aus Stroh und Stäben zuſammengebauten Wände aus einander, erzwingt ſich gewaltſam den Eingang in das Innere, würgt eine der Ziegen oder ein Schaf ab und verſpeiſt es, wenn es ihm zuviel Mühe macht, die Beute durch die von ihm gebrochene Thür zu ſchleppen, an Ort und Stelle, ohne ſich viel um das Rufen und Schreien der Männer zu kümmern. Er iſt unbedingt der

furchtbarſte Feind des Pavians, des Haſen, des Klippſpringers (Oreotragus saltatrix), des Zwergböckchens, des jungen Agaſeen (Strepsiceros Kudu) und des Klippſchliefers; er iſt der ſchlimmſte Verfolger aller Hühnerarten des Waldes.

Von ſeiner beiſpielloſen Frechheit war ich ſelbſt Zeuge und zwar bei dem ſchon erwähnten Vorfalle auf einer unſrer Pavianjagden. Ein uraltes Hamadryasmännchen, welches leicht am Halſe verletzt worden war, kam taumelnd den Fels herab, ſchwankte an uns vorüber und wendete ſich mehr und mehr dem Thale zu, wo wir es als Leiche zu finden hofften. Wir beobachteten es daher auch gar nicht weiter, ſondern ließen es ſeines Weges ziehen und feuerten unſere Büchſen wieder nach anderen Affen ab, welche oben ſaßen. Urplötzlich entſtand ein fürchterlicher Aufruhr unter den Affen und wenige Sekunden ſpäter ein wüſter Lärm unten im Thale. Aller Augen richteten ſich zur Tiefe hinab. Wir hörten unſere Hunde bellen, die Leute rufen und lärmen, endlich die Worte: „Zu Hilfe! Zu Hilfe! Ein Leopard!“ An der Bergwand hinaufſchauend, erkannten wir denn auch wirklich das Raubthier, welches auf geradem Wege unſren Leuten zueilte, ſich aber bereits mit einem Gegenſtand beſchäftigte, welcher uns unkenntlich blieb, weil er durch den Leib des Leoparden verdeckt war. Gleich darauf fielen unten zwei Schüſſe; die Hunde bellten laut auf und die bis auf den Egipter wehrloſen Leute riefen von neuem mehrmals um Hilfe. Dann wurde es bis auf das fort und fort dauernde Gebell der Hunde ruhiger.

Die ganze Geſchichte war ſo ſchnell vorüber gegangen, daß wir noch gar nicht wußten, um was es ſich eigentlich handelte. Ziemlich eilfertig ſtiegen wir deshalb an der Bergwand hinunter in das Thal. Hier trafen wir unſere Leute in den verſchiedenſten Stellungen an. Der Egipter hatte ſich auf einen Felsblock geſtellt, hielt krampfhaft die Doppelbüchſe ſeines Herrn in der Hand und ſtierte nach einem ziemlich dichten Buſche hin, vor welchem die Hunde ſtanden, jedoch in achtungsvoller Entfernung. Ein Abiſſinier verſuchte, die aufs Aeußerſte erregten Maulthiere zu beruhigen, und der Dritte ſchien von einem Felſen herab das Ganze überwachen zu wollen. Auf unſere Fragen erzählte uns der Egipter, daß in dem betreffenden Buſch ein Leopard liege, welcher auf einem Affen reitend den Berg herunter gekommen ſei und ſeine Beute auch trotz allem Schreien und Rufen nicht losgelaſſen habe! Im Buſche ſelbſt fanden

wir das von dem Egipter durchs Herz geſchoſſene Raubthier und nicht weit davon den mit dem zweiten Schuß erlegten Affen liegen.

Nun klärte ſich der Hergang auf. Beim Hinaufklettern waren wir unzweifelhaft ſehr nahe am Lagerplatze des Raubthieres vorbei gegangen; dann hatten wir etwa zehn Schüſſe abgefeuert, endlich war ein Affe verwundet worden, wie bereits bemerkt, den Berg heruntergekommen und jedenfalls auch nicht weit von dem Lager des Leoparden vorbei gegangen. Auf ihn hatte dieſer ſich geſtürzt — ungeachtet der Menſchen, ungeachtet des alle Thiere erſchreckenden Schießens, ungeachtet des hellen, ſonnigen Tages! Wie ein Reiter auf dem Roſſe ſitzend, war er auf dem Affen in das Thal hinabgeritten, und kein Schreien, kein Lärmen der Leute hatte ihn zurückſchrecken können!

Bei der Unterſuchung ergab ſich, daß der Leopard den Affen mit den beiden Vordertatzen gerade vorn an der Schnauze gepackt und hier tiefe Löcher eingeriſſen hatte. Mit den Hinterkrallen hatte er ſich im Geſäß ſeiner Beute feſtzuklammern verſucht, den größten Theil des Weges aber die hinteren Beine nachſchleifen laſſen.

Solche beiſpielloſe Unverſchämtheit ſteht vielleicht einzig in ihrer Art da. Kein Löwe würde nach Dem, was ich über ihn erfuhr, eine gleiche Kühnheit zeigen.

Alle Abiſſinier wiſſen eine Menge ähnlicher Geſchichten zu berichten. Schimper ſchoß einſt auf einen Leoparden, welcher bei hellem, lichten Tage auf einem Steinblock lag und ſeinen gefährlichen Feind ſchon längſt geſehen hatte. Die Kugel ſchlug dicht unter dem Thiere an den Felsblock an: der Leopard erhob ſich, ging einige Schritte weit weg, legte ſich auf einen zweiten Felsblock und war von da, trotz allen Schreiens, nicht zu vertreiben.

In den Dörfern hat man ſchon wiederholt Feuerbrände nach ihm und auf ihn geworfen, ohne ihn dadurch abzuhalten, ſeine Beute wegzutragen; ja, es iſt in Menſa vorgekommen, daß er, als ihn einige Männer wegen Kindesraub verfolgten, das arme, bereits lebensgefährlich verwundete Geſchöpf auf den Boden legte, ſich gegen die Angreifer wandte, dieſe durch ſein unerſchrockenes Vorgehen zur Flucht bewog und dann plötzlich wieder zu dem Kinde zurückkehrte, es den wehrloſen Frauen zum zweiten Male entriß und davon trug.

Leoparden, welche in Ställen getroffen und angegriffen werden, ſchauen gewöhnlich ihre Gegner nur grimmig an, freſſen, ohne ſich ſtören zu laſſen, an dem erwürgten Stück weiter und ſpringen blos dann, wenn ihnen der Lanzenhagel zu arg wird, nach einem oder dem andern der Männer hin, welche hierdurch faſt regelmäßig in die Flucht geſchreckt werden.

Uebrigens greift der Leopard, unverwundet, den erwachſenen Menſchen ſehr ungern an; dagegen ſtürzt er ſich, verwundet, ohne weiteres auf ſeine Feinde. Dann iſt er höchſt gefährlich. Mit ſeiner Frechheit verbindet er unter ſolchen Umſtänden eine namenloſe Wuth. Er mißachtet allen Schmerz, vergißt jede Wunde und läßt den einmal Gepackten auch dann nicht los, wenn die übrigen Männer ſo muthvoll ſind, daß ſie ſein Fell fortwährend mit Lanzenſtichen durchlöchern oder mit Keulenſchlägen weichklopfen. Erſt mit ſeinem Tode wird der von ihm gepackte Feind frei; inzwiſchen aber iſt dieſer gewöhnlich ſo zugerichtet, daß er den Kampf ebenfalls mit dem Leben bezahlen muß.

Glücklicherweiſe ſind Menſchen und Thier, wenigſtens bei Tage, ziemlich ſicher vor den Anfällen des Leoparden. Er hat eine Menge Feinde, denen er Nichts anhaben kann, welche ihm aber außerordentlich ſchaden. Es iſt, als ob die ganze Thierwelt ſich verbunden habe, gegenſeitig einander vor dem allgegenwärtigen Räuber zu warnen. Irgend ein kleiner Vogel braucht ihn nur zu entdecken, und alsbald erhebt ſich ein wahrer Aufruhr unter den geflügelten Scharen. Einer der häufigen Raben (Corvus affinis) wird aufmerkſam, kommt herbei, überzeugt ſich von dem Vorhandenſein des Feindes und ſtößt nun ſchreiend von oben herab auf ihn hernieder, wenn gleich ängſtlich bemüht, ſich aus dem Bereich ſeiner geſchickten Tatzen zu halten. Andere Raben hören den wohlbekannten Ruf und kommen in Menge herbei; die ganze Geſellſchaft verfolgt den Räuber durch Buſch und Hag, ſetzt ſich über ihm auf kahle Baumäſte oder Steine, zieht andere Spötter und Warner herbei: den Honigkukuk (Indicator minor), die Glanzdroſſeln (Lamprotornis), Blauracken (Coracias abyssinicus) und vor Allem die eifrigen Nashornvögel (Tockus nasutus, T. erythrorhynchus, T. limbatus etc.), welche die Vögel der ganzen Gegend aufſtören und als wohlbekannte Warner von ihnen und ſelbſt von den Säugethieren vollkommen verſtanden werden. Nachts warnen die Klippdachſe, welche wohlverborgen in ihren Felsritzen und Höhlungen hocken, durch ihr

Grunzen vor der Ankunft des Leoparden nicht blos die Antilopen und andere ſchwächere Säugethiere, ſondern auch den Menſchen, welcher auf dieſes Geſchrei hin die Thür ſeines Stalles feſter verwahrt oder die etwa gebaute Falle mit einem Lockköder verſieht.

Mit dem Feuergewehr jagen die Abiſſinier das ihnen ſo verhaßte Raubthier ebenſowenig, wie den Löwen. Bei weitem die meiſten Leoparden, welche man erlegt, werden erſt in Fallen gelockt und in dieſen gewöhnlich durch Lanzenſtiche getödtet. Pater Fillipini hat während ſeines Aufenthaltes in Abiſſinien ein paar Dutzend Leoparden auf dieſe Weiſe in ſeine Gewalt bekommen. Die Fallen ſind ganz nach dem Grundſatze einer großen Mäuſefalle gebaut. Starke Pfähle werden tief in die Erde geſchlagen und ſeitlich noch durch ſchwere Steine befeſtigt. Dann wird der obere Theil der Falle durch aufgenagelte Querhölzer bedeckt und vorn eine ſenkrecht auf- und niedergehende Fallthür eingeſetzt und mit einem Wagebalken in Verbindung gebracht, welcher im Innern der Falle an einem Stellpflocke hängt. Der hinterſte Theil des Innern iſt durch ein Gitter von dem vordern geſchieden. Dicht vor dieſem Gitter liegt der Stellpflock. Man hängt nun entweder ein Stückchen Fleiſch über demſelben auf oder ſteckt ein lebendiges Thier in das hinterſte Kämmerchen, welches von außen vollkommen unzugänglich iſt. Lebende Thiere ſind immer beſſer, als Fleiſchſtückchen; namentlich die Ziegen geben ſich außerordentliche Mühe, den Leopard herbeizulocken. Getrennt von der übrigen Herde, ſchreien ſie höchſt kläglich ohne Aufhören die ganze Nacht hindurch und rufen ſomit auch das fern von der Falle dahinſchleichende Raubthier herbei. Der Leopard umgeht die Falle Anfangs mit großer Vorſicht, zuweilen zwei oder drei Nächte hinter einander, ohne einzutreten; endlich aber ſiegt doch die Begierde, und er kriecht in die verrätheriſche Höhle. Das den zweiten Theil abſchneidende Gitter hindert ihn, ſich der eingeſperrten Ziege zu bemächtigen. Er verſucht, mit der Tatze durch das Gitter zu dringen, tappt dabei gelegentlich auf den Stellpflock: die ſchwere Thür fällt herab, — und er iſt gefangen. Anfänglich wüthet er und verſucht, ſich durchzubrechen; bald aber gewinnt er die Ueberzeugung von ſeiner verzweifelten Lage und kauert ſich entſagungsvoll, ohne ein Glied zu rühren, in eine Ecke nieder. So findet ihn der Fänger am nächſten Morgen, und nun iſt es natürlich leicht, zwiſchen dem Gitterwerk hindurch einen guten Lanzenſtoß anzubringen oder durch einen

Kugelſchuß allen ferneren Beſtrebungen des Räubers ein Ende zu machen.

Die Leiche wird an Ort und Stelle abgeſtreift; denn nur das Fell findet Verwendung. Alle Innerafrikaner verſtehen das Gerben vortrefflich. Sie benutzen dazu die Schoten der „Garrat-Mimoſe“, welche reich an Gerbſäure ſind. Das Fell wird auf den Boden gelegt, durch Pflöcke ausgeſpannt und mit einem Brei der erſt auf einem Reibſtein zerriebenen und dann mit Waſſer angemachten Schoten dick beſtrichen. Nach zwei bis drei Tagen iſt die Arbeit beendet. Die Decke wird bis zum nächſten Markt einer der größeren Städte aufbewahrt. Dort vertauſcht man ſie gegen Getreide oder verkauft ſie. Kleine Felle koſten gegenwärtig $^3/_4$ bis $1^1/_4$ Speciesthaler, größere, ſchönere bekommt man aus zweiter und dritter Hand für zwei bis vier jener in ganz Nord-Oſt-Afrika ausſchließlich umlaufenden Geldſtücke.

Nach Schimpers Angaben iſt der Leopard nicht die einzige in Abiſſinien lebende große Pardelkatze; unſer Gewährsmann iſt vielmehr überzeugt, daß es in Habeſch noch zwei verſchiedene Parder und noch eine große Katze giebt.

Der eine Leopard, welchen die Abiſſinier Geſella oder Guſella nennen, iſt dunkelgraubraun gefärbt und ſchwarz gefleckt. Die Flecken ſind jedoch ſehr unſcheinbar, ſo daß ſie auf einige Entfernung hin vollkommen verſchwinden.

Die Guſella kommt nur im Süden von Habeſch vor, nicht im Norden. Man fängt ſie in Fallen und verkauft das überall außerordentlich geſchätzte Fell zu ſehr theuren Preiſen. Vornehme Abiſſinier geben dafür gern das Zwölf- und Sechszehnfache des Preiſes einer gewöhnlichen Leopardenhaut; ſelbſt der Kaiſer ſchmückt ſich mit ihr. Die Guſella ſoll viel blutdürſtiger ſein, als der Leopard.

Zu meiner Ueberraſchung vernahm ich, daß die Abiſſinier dieſer Pardelkatze Daſſelbe nachreden, was ich über den eigentlichen Leoparden im Sudahn erfuhr. Hier iſt überall die Meinung verbreitet, daß der „Nimmr“ oder der „Gefleckte,“ wie die Araber unſer Thier nennen, ein außerordentlich ehrgeiziges und für Beleidigungen höchſt empfindliches

Geſchöpf wäre. „Die Jagd“, ſagen die Leute, „hat deshalb auch nicht beſondere Schwierigkeiten. Alle übrigen Geſchöpfe gehen dem Menſchen aus dem Wege, weil er das Abbild Gottes iſt, und laſſen ſich von ihm aus Furcht auch Beleidigungen gefallen. Nicht ſo denkt der Leopard. Ihm iſt der Name Nimmr ein Schimpfwort, welches er nicht ertragen kann. Unſere Leute nun gehen in den Wald hinaus und rufen dem im Dickichte verſteckten oder auf einem Baumaſt liegenden Leopard dieſes Schimpfwort zu; ergrimmt ſtürzt er ſich auf die Jäger und giebt dieſen Gelegenheit, ihren Muth zu zeigen. Man erſticht ihn dann ganz einfach mit Spießen, Lanzen oder hält, wenn er auf einem Baumaſte liegt, zwei Lanzen ſo über den Kopf, daß der Leopard beim Herabſpringen ſich in ihnen ſpießen muß.“ Die Schimper'ſche Wiederholung der von ihm oft gehörten abiſſiniſchen Münchhauſiade glich dieſem Bericht der Sudahneſen auf ein Haar.

Der zweite Leopard wird Nebri- oder Newer-Kalkol genannt. Kalkol bedeutet Abhang, Thal oder die Tiefe ſelbſt. Der Newer-Kalkol iſt ſehr klein, kaum halb ſo groß, wie der wahre Leopard, in der Färbung aber ihm ganz ähnlich; nur die Tupfen ſind etwas verſchieden. Er iſt ungleich ſeltener, als der Leopard, ſeltener ſogar, als die Guſella, und in ſeinem Betragen ziemlich harmlos d. h. weit weniger frech und raubluſtig, als ſein großer Vetter. Schimper hat blos Felle von ihm zu ſehen bekommen, iſt dem Thiere ſelbſt aber niemals begegnet.

Neben dieſem eigentlichen Leopard kommt auch eine geſtreifte Katze, der „Wobo“ der Abiſſinier, in Habeſch vor, welche in Geſtalt und Färbung dem Königstiger nicht unähnlich ſein ſoll. Dieſer Tiger — denn als ſolchen würden wir ihn zu betrachten haben — erreicht eine bedeutende Größe. Er kommt dem Senegallöwen faſt gleich, iſt aber kurzbeiniger, als alle übrigen bekannten afrikaniſchen Katzen. Die Grundfarbe ſeines Felles iſt gelb; von ihr heben ſich ſchwarze und lichte Längsſtreifen ab.

Alle Abiſſinier, welche mit dem Wobo zu thun haben, fürchten ihn ungemein. Sie nennen ihn das grauſamſte aller wilden Thiere ihres Vaterlandes und wagen es niemals, ihm entgegenzutreten. Schimper hat von vielen Seiten vollkommen übereinſtimmende Berichte über dieſes Thier erhalten und glaubt nicht, daß es ſich um eine Wehrwolfgeſchichte handele.

Ich habe dieſe Angaben des genannten Forſchers nicht weglaſſen

wollen, weil wir uns ja noch immer nicht rühmen dürfen, die reiche Alpenwelt Afrikas zu kennen, soviel Reisende sie auch durchzogen und durchforscht haben. Uebrigens bin ich nicht der Erste, welcher über die betreffenden Thiere spricht: schon Heuglin gedenkt ihrer auf Seite 91 seiner Reise in Nord-Ost-Afrika (Gotha, Justus Perthes 1857); er giebt aber, unrechter Weise, die Quelle, aus welcher er schöpfte, nicht an.

Für mich hat es gar nichts Unwahrscheinliches, daß alle die genannten Katzen selbständige Arten sind. Die Naturvölker beobachten sehr genau und urtheilen weit weniger nach Farbe eines Thieres, als nach dessen Wesen und Gewohnheiten. Zwei so verschiedene Geschöpfe, wie es nach ihrer Beschreibung der gewöhnliche Leopard und der Kalkol sind, gehören auch schwerlich zusammen. Man könnte zwar annehmen, daß der Kalkol ein junger noch nicht erwachsener Leopard wäre: Dem würde jedoch die genaue Kenntniß des letzteren seitens der Abissinier widersprechen. Eher noch möchte ich vermuthen, daß Kalkol und Serval (Leopardus Serval) ein und dasselbe Thier sind. Dies wäre schon aus dem Grunde nicht so undenkbar, weil das Vorgebirge und Habesch auch viele andere Thiere gemeinschaftlich besitzen. Nur der kurze Schwanz des Serval würde auf die gegebene Beschreibung des Kalkol nicht passen.

Die Gusella könnte vielleicht der von Fitzinger aufgestellte Graupanther (Leopardus Poliopardus) sein. (Siehe Juliheft des Jahrgangs 1857 der Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien.) Nach dem Bericht dieses sorgfältigen, von mir im hohen Grade verehrten Forschers, weicht der Graupanther von allen bisher bekannten, großen, gefleckten Katzen so auffallend ab, daß eine Verwechselung desselben mit einer andern Art kaum möglich ist. Seine Gestalt ähnelt dem Jaguar, besonders wegen des kräftigen Baues und dicken Kopfes; die Form und Vertheilung der Flecken dagegen erinnert an den Panther. Nur mit diesen beiden Thieren kann der Graupanther verglichen werden; er unterscheidet sich jedoch von ihnen durch die kurzen Beine und die dadurch bedingte niedrige Stellung, sowie durch die auffallende, von allen bisher bekannt gewordenen Katzen abweichende Färbung und Stellung der Flecken. Nach oberflächlicher Schätzung beträgt die Länge des Körpers 5 Fuß und die des Schwanzes $2^1/_2$ Fuß, die Höhe am Wiederrist dagegen nur 2 Fuß.

Als Vaterland dieſes Thieres wurde von Kreuzberg, in deſſen Thierſchaubude Fitzinger ein Pärchen ſah, Südafrika angegeben; dieſe Angabe würde durch meine Anſicht ſehr an Wahrſcheinlichkeit gewinnen.

Fitzinger bemerkt ausdrücklich, daß an „Melanismus" bei dem Graupanther nicht zu denken iſt, weil ſowohl die geſammte Form, als die Zeichnung eine Vereinigung dieſes Thieres mit einer andern bekannten großen, gefleckten Katze nicht zuläßt, und Schimper ſprach gegen mich genau dieſelbe Anſicht aus, indem er beſtimmt verſicherte, daß das Fell der Guſella, welche er geſehen, mit dem ſchwarzen Panther der Sundainſel gar keine Aehnlichkeit hätte.

Was nun den Wobo anlangt, ſo hege ich an ſeiner Artſelbſtändigkeit gar keinen Zweifel. Ein Mann, welcher gegen dreißig Jahr unter einem Volke lebt, lernt dieſes ſicherlich ſo genau kennen, daß er zwiſchen Erzählungen, welche auf Wahrheit beruhen, und ſolchen, welche nur aus einer regen Einbildungskraft entſtanden, wohl zu unterſcheiden weiß. Der Wobo iſt mehrfach geſehen worden; denn er wurde von ganz verſchiedenen Leuten Schimper übereinſtimmend beſchrieben, — und ſoweit iſt die Thierkunde in Afrika denn doch noch nicht, daß die Beſchreibung eines Thieres überlieferungsweiſe von Einem auf den Andern übergehen ſollte. Ich bin überzeugt, daß wir in kurzer Zeit, vielleicht ſchon durch Heuglin, genauere Kunde über dieſes räthſelhafte Thier erhalten. Ihm gebührt dann unzweifelhaft der Name Tigris (Felis) Schimperii!

Der Gepard (Cynailurus guttatus) findet ſich ausſchließlich in der Samchara und nicht im Gebirge. Weite Ebenen mit Buſchwerk oder auch ſolche, welche von hohem Graſe beſtanden ſind, ſcheinen ſeine Lieblingsaufenthalte zu bilden. Der Reiſende bekommt ihn nicht gerade häufig zu Geſicht; er lebt einzeln und weiß ſich wohl zu verbergen. Unbemerkt ſchleicht er zwiſchen dem hohen Graſe oder im Gebüſch dahin, und das eine, wie das andere iſt ganz geeignet, ihn dem Auge zu entziehen.

Man kann nicht behaupten, daß der Gepard, wie die übrigen Katzen, ein eigentliches Nachtthier genannt werden dürfe. Nach meinen eigenen Beobachtungen und den Verſicherungen der Eingebornen treibt er gerade

am hellen, lichten Tage am liebſten ſeine Jagd; ja die Leute verſichern, daß man ihm Nachts niemals begegne. Dieſes Urtheil iſt aus dem Grunde beachtenswerth, weil die Katzen insgeſammt es verſtehen, ſich dem Menſchen bemerklich zu machen oder ihn anzuregen, auf ihr Leben und Treiben zu achten. Mir iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß unſer Thier wirklich nur in den Morgen- und Abendſtunden thätig iſt.

Der Gepard bezeugt auch in ſeinem Weſen ſo recht eigentlich, daß er keine wahre Katze mehr iſt. Man kann ihn ein harmloſes Raubthier nennen. Seine Nahrung beſteht zwar hauptſächlich aus ziemlich großen Säugethieren; er iſt aber nicht im geringſten blutdürſtig und raubt niemals mehr, als er bedarf. In die Hürden bricht er nicht ein, und die bewohnten Ortſchaften meidet er unter allen Umſtänden aufs ſorgfältigſte. Draußen in der freien Steppe betreibt er ſeine Jagd auf Antilopen und Haſen, Spring- und andere Mäuſe, Perlhühner und Frankoline, möglicherweiſe auch auf Trappen, Dickfüße, Wüſtenhühner und andere ſchlecht beſchwingte Erdvögel. Dem Beſitzthum des Menſchen fügt er keinen Schaden zu. Niemand weiß Etwas von ſeinen Räubereien oder Angriffen zu erzählen, und kein Menſch fürchtet ihn. Wahrſcheinlich wagt er es nicht einmal dann, ſich gegen den Jäger zu vertheidigen, wenn er verwundet wurde. Gegen die ihn verfolgenden Hunde aber wehrt er ſich nach Leibeskräften und in ganz eigenthümlicher Weiſe. Seine ſtumpfen Klauen geſtatten ihm nicht, nach Katzenart ſich ſeiner Pfoten zu bedienen; er begnügt ſich deshalb, einen ihn angreifenden Hund mit den langen Läufen niederzuſchlagen und hierauf mit dem Gebiß anzufallen. Ob er einen ſtarken Hund wirklich zu bewältigen im Stande iſt, wage ich nicht zu entſcheiden; doch glaube ich, daß er einem tüchtigen Beißer gegenüber nicht viel ausrichten kann.

Hinſichtlich ſeiner Jagdweiſe unterſcheidet ſich der Gepard in allen Stücken von den Katzen. Auch er ſchleicht ſo nah, als möglich, an ſeine Beute heran und verſucht hierauf, ſie mit einem Satze oder mehreren Sprüngen zu erlangen; aber er iſt nicht im Stande, einem größeren Thiere auf den Rücken zu ſpringen und dort ſich feſt zu halten, ſondern muß durch die Schnelligkeit ſeiner Läufe die ihm fehlende Schärfe ſeiner Klauen zu erſetzen ſuchen. Wie mir geſagt wurde, jagt er oft halbe Stunden hinter

einer Antilope her, welche er ſich zur Beute erkoren hat, und mattet ſie durch fortgeſetzte Hetze dann auch wirklich derartig ab, daß ſie ihm endlich zum Opfer fällt. Kranke oder verwundete Thiere erregen augenblicklich ſeine Aufmerkſamkeit und werden leicht von ihm eingeholt und dann angefreſſen; aber ſeiner ganzen Jagd mangelt die Kühnheit, welche die Angriffe der andern Katzen auszeichnet.

Auf unſerer erſten Rückreiſe von Menſa nach Umkullu ſchoß Baron van Arkel d'Ablaing eine Gazelle an. Die Bewegung des verwundeten Thieres zeigte, daß der Schuß ein tödlicher geweſen ſein mußte; mein Jagdgefährte beſchloß deshalb, ſeinem Wilde nachzugehen. Die Gazelle war über einen Hügel hinweggegangen und hatte ſich einem buſchreichen Thale zugewandt, in welchem ſie der Jäger verendet zu finden hoffte. Beim Nachſpüren entdeckte er im dichteren Gebüſch eine große Katze, in Hundeſtellung auf den Hinterbeinen ſitzend, die Augen ſtarr auf einen Fleck gerichtet und ſo in ihre Betrachtungen vertieft, daß ihr der ſich nahende Schütz gänzlich entging. Mein Freund nahm ſich die Katze, welche er für eine junge Löwin hielt, ruhig aufs Korn und ſchoß ihr eine Kugel mitten durchs Herz. Er hatte einen Gepard getödtet, welcher der verwundeten Gazelle nachgegangen war. Dieſe lag in einer Entfernung von etwa zwölf bis fünfzehn Schritten verendet vor dem Raubthiere, und es unterlag wohl keinem Zweifel, daß dieſes ſie gemächlich verfolgt und beabſichtigt hatte, ſich ihrer zu bemächtigen.

Weder im Sudahn, noch in den von uns durchſtreiften Theilen Abiſſiniens fällt es den Eingebornen ein, auf den Gepard Jagd zu machen, ſei es, um das Fell zu verwerthen oder in dem lebend Gefangenen einen Jagdgehilfen zu gewinnen. In ganz Nord-Oſt-Afrika wird der Gepard nirgend zum Jagdthiere abgerichtet. Pöppig und Giebel behaupten, daß Dieſes in Abiſſinien geſchehe; aus welcher Quelle ſie geſchöpft haben, iſt mir unbekannt. Höchſt wahrſcheinlich beruht die von ihnen wiederholte Behauptung auf dem Irrthume irgend eines Reiſenden. Weder Schimper noch Pater Fillipini wußte davon, und Rüppell, welcher den Gepard in der Zuſammenſtellung der von ihm in Nord-Afrika beobachteten fleiſchfreſſenden Thiere (Neue Wirbelthiere I. S. 40) gar nicht aufführt, würde ſicherlich während ſeines Aufenthaltes in Abiſſinien Etwas von ſolchen gezähmten Jagdkatzen und ihrer Benutzung gehört haben, wenn jene Angabe richtig wäre. Baron Thunberg und

Lichtenſtein, welche den Gepard im Kaplande beobachteten, wiſſen Nichts davon, daß er jemals von den Eingebornen zur Jagd abgerichtet wird; daß es in allen den von mir bereiſten Gegenden nicht geſchieht, kann ich behaupten. Ganz richtig iſt es, daß junge Gepards oft gezähmt werden; man begnügt ſich aber, in ihnen ein unterhaltendes Hausthier zu beſitzen, und jeder Eingeborne beherbergt dieſes eben auch nur ſolange, als die Ernährung deſſelben ihm nicht beſchwerlich fällt. Ich meinestheils habe die zahmen Gepards nur in den Häuſern von Türken und Europäern geſehen, niemals in den Hütten der Sudahneſen oder der Abiſſinier.

Man darf wohl behaupten, daß der Gepard unter allen Katzen die gutmüthigſte und deshalb die liebenswürdigſte iſt. Auch ein friſchgefangener wird ſehr bald zahm, wagt es kaum, den ſich ihm nahenden Menſchen ſcheel anzuſehen, und beſchäftigt ſich den ganzen, lieben Tag, wie es ſcheinen will, mit tiefen Gedanken, in welche er ſo verſinkt, daß für ihn gar Nichts mehr dazuſein ſcheint. Dabei ſpinnt er ohne Aufhören und ſtiert feſt nach einer Stelle. Nur ein vorübergehender Hund oder ein unvorſichtig ſich herannahendes Huhn vermag ihn aus ſeiner Ruhe aufzuſtören, der eine, weil er ihm als Feind, das andere, weil es ihm als leckere Beute erſcheint. Eben an gefangenen habe ich die Art und Weiſe des Angriffs gegen Hunde erfahren, und auf den an ihnen gemachten Beobachtungen beruht auch meine Anſicht, daß der Gepard nicht blos vierfüßigem, ſondern auch fliegendem Wilde nachſtellt. Ich verweiſe hinſichtlich des Betragens gefangener Gepards auf mein „Thierleben“ (Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut); dort habe ich meine auf der erſten Reiſe in Afrika gemachten Beobachtungen ausführlich gegeben.

Unter den Leopardenfellen, welche aus dem tieferen Innern Afrikas oder aus Abiſſinien nach den Handelsplätzen gebracht werden, ſieht man ab und zu auch ein Fell des Gepards in gleicher Weiſe zubereitet und zu dem gleichen Zwecke beſtimmt, als das der vorhergehenden Katze. Allein ein ſolches Fell iſt immer eine große Seltenheit: man bekommt wohl auf fünfzig Leopardenfelle erſt eins vom Gepard zu Geſicht. Hieraus geht einestheils hervor, daß dieſer ungleich ſeltener iſt, und anderntheils, daß er ungleich weniger gehaßt wird, als ſein bösartiger Verwandter.

Nur in den größten und zumal in den nahe am Meere gelegenen Ortschaften unseres Beobachtungsgebietes, wie auch Ost-Sudahns, findet man das einzige Mitglied der Katzenfamilie, welches der eigentlichen Zähmung für würdig erachtet worden ist, unsere Hauskatze. Ich habe schon oben gesagt, daß sich die Katze Abissiniens und Sudahns so recht eigentlich als Nachkomme der kleinpfötigen Wildkatze (Felis maniculata) zu erkennen giebt. Sie zeigt nicht nur eine ganz ähnliche Färbung, wie ihre wilde Stammmutter, sondern auch dieselbe Schlankheit und Schmächtigkeit, ich möchte sagen, Armseligkeit, welche diese vor ihren Verwandten auszeichnet. Allerdings hat sie nicht dasselbe Los, wie unsere Hauskatze. Ihre Herrschaft bekümmert sich kaum um sie und überläßt es ihr selbst, sich zu ernähren, so gut sie kann. Diese Vernachlässigung dürfte aber schwerlich als der Grund ihres erbärmlichen Aussehens anzunehmen sein, denn an Nahrung fehlt es einem Raubthiere in jenen Breiten zu keiner Zeit des Jahres. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß die Katze Nord- und Mittelafrikas nur deshalb so schmächtig erscheint, weil sie am treuesten die ursprüngliche Gestalt sich erhalten hat, d. h. am wenigsten den Einflüssen der Züchtung unterworfen gewesen ist. Sie hat sich ihre Freiheit in ungleich höherem Grade zu bewahren gewußt, als unsre Katze; sie scheint in ihrem Herrn eben nur ihren Hauswirth zu erblicken. Niemals sieht man einen Sudahnesen, Abissinier oder Araber mit der Katze spielen, niemals sie hätscheln und liebkosen; die Leute bekümmern sich kaum um sie und halten sie einzig und allein ihres Nutzens, nicht aber ihrer Anmuth halber.

Die gewöhnliche Färbung der innerafrikanischen Hauskatze kommt, wie bemerkt, der ihrer wahrscheinlichen Stammmutter am nächsten; doch giebt es auch hier schon ausgeartete, nämlich einfärbig weiße oder schwarze, rothgelbe und sogenannte dreifarbige Hauskatzen. Allein alle diese Ausartungen finden sich ungleich seltener, als bei uns zu Lande.

In den rings von Wald oder Steppe umgebenen Ortschaften hält man aus zwei Gründen keine Katzen: viele von ihnen verwildern, und die übrigen werden, wie man annimmt, vom Leoparden früher oder später weggeraubt. Je bevölkerter aber eine Gegend ist, um so häufiger trifft man das nützliche Hausthier an, und schon in Nubien gehört es zu den ganz gewöhnlichen Erscheinungen.

Ueber den Wolfshund (Canis Anthus) kann ich leider nur Weniges berichten. Wie ich in dem Verzeichniſſe bemerkte, ſah ich dieſes in mancher Beziehung merkwürdige Thier auf unſerer letzten Reiſe ein einziges Mal in der Samchara. Im Sudahn und namentlich in Kordofahn iſt er häufiger, obwohl man nicht gerade oft mit ihm zuſammenkommt. Er beginnt ſeine Streif- und Jagdzüge erſt mit Anbruch der Dämmerung, und ſtellt ſich bei Tage blos dann den Blicken dar, wenn er durch den Jäger oder durch die Hunde aufgetrieben wurde.

In ſeinem Weſen erinnert der Wolfshund mehr an den Wolf, als an den Schakal. Mit beiden hat er gemein, daß er ſich gern in Banden zuſammenſchlägt. Die dichteren Büſche oder die reine, grasbeſtandene Steppe bilden ſeine Schlupfwinkel. Hier ſoll er ſich auch zuweilen Höhlen graben oder, wie die Kordofahneſen behaupten, die großen Baue, welche das Erdferkel (Orycteropus capensis) ſich gräbt, zur Wohnung benutzen. Ich vermag dieſe Anſicht weder zu beſtätigen, noch zu widerlegen; doch habe ich niemals einen eigentlichen Wildhund in derartigen Höhlen gefunden. Von dem Wohnplatze aus ſtreift der Wolfshund ſelten weit umher; wohl aber kommt es vor, daß er zur Regenzeit größere Wanderungen unternimmt. So fiel er, nach den Berichten, welche ich in Maſſaua erhielt, während der großen Regenzeit des vorigen Jahres in ziemlicher Menge in die nahe am Meere gelegenen Thäler der Samchara ein und ängſtigte hier die Hüter des kleineren Viehes in vielfacher Weiſe. Wie die Eingebornen erzählen, wird er, wenn er einmal in Banden auftritt, dem kleinen Hausvieh und zumal den Schafen oft höchſt verderblich; denn er reißt mehr nieder, als er verzehrt, zerſprengt außerdem die Herde und giebt hierdurch anderen großen Räubern Gelegenheit, ſich der verlaſſenen Hausthiere zu bemächtigen. Einzeln umherſtreifende Wolfshunde ſollen derartige Angriffe nicht unternehmen, ſondern ſich mit Mäuſen und anderen Nagern, ſowie auch mit Wildhühnern begnügen; namentlich der Haſe und die Frankoline ſollen in ihnen arge Feinde haben.

In den von uns durchſtreiften Theilen Abiſſiniens macht man keine Jagd auf den Wolfshund, wohl aber in Kordofahn. Dort brachte man mir ihn einige Male, immer nach jenen größeren Jagden, welche die Kordofahneſen mit Hilfe ihrer Windhunde abhalten. Bei dieſen Jagden,

welche ich in meinem „Thierleben" ausführlich geſchildert habe, werden nicht nur alle Antilopen und Haſen, ſondern auch viele Perlhühner, Frankoline und nebenbei auch die Raubthiere gefangen, welche ſich gerade in dem umkreiſten Theile der Steppe oder des Waldes befinden. Der Wolfshund wehrt ſich, von den Windſpielen angegriffen, mit Verzweiflung, muß aber entweder der vereinigten Macht ſeiner Gegner unterliegen oder wird von den herbeikommenden Kordofahneſen mit Lanzen erſtochen. In der Gefangenſchaft habe ich das Thier in Afrika nirgends geſehen; Heuglin aber war ſo glücklich, zwei lebende „Diuhb" zu erhalten und mit nach Deutſchland zu bringen. Sie ſah ich in der kaiſerlichen Menagerie zu Schönbrunn, wo ſie ſich noch gegenwärtig im beſten Wohlſein befinden.

Geradezu unbegreiflich iſt es, daß einige Naturforſcher, z. B. Giebel, den Wolfshund als klimatiſche Ausartung oder irgend welche andere Abart des Schakals anſehen können. Giebel ſtellt ihn (Die Säugethiere in zoologiſcher, anatomiſcher und paläontologiſcher Beziehung, S. 848) nicht nur mit dem afrikaniſchen, ſondern auch mit dem aſiatiſchen und bezüglich europäiſchen Schakal zuſammen und beweiſt dadurch, daß er die betreffenden Thiere ſelbſt niemals geſehen, wenigſtens nicht im Leben geſehen hat. Mit dem Schakal hat der Wolfshund ungleich weniger Aehnlichkeit, als mit unſerem europäiſchen Wolf. Dieſem ähnelt er in der Größe, in der Geſtalt und in ſeinem Weſen; von dem Schakal unterſcheidet er ſich in allen dieſen Beziehungen ſelbſt dem ungeübteſten Auge.

Ungleich häufiger, als dieſer große ſchöne Hund, iſt der ſchwarzrückige Schakal (Canis mesomelas), welcher in unſeren Gebieten ſeinen nördlichen Verwandten, den eigentlichen Schakal (Canis aureus, *Linné*), vollſtändig vertritt. Nach meinen Beobachtungen reicht der letztere ungefähr bis Ober-Egipten und Nord-Nubien nach Süden hinab; mit der Grenze der tropiſchen Regen hingegen beginnt das Gebiet der ſüdlicheren Art, welche nicht nur über ganz Mittel-Afrika reicht, ſondern auch im Süden dieſes Erdtheiles vorzukommen ſcheint.

Der ſchwarzrückige Schakal wird etwas größer, als ſein nördlicher

Verwandter, erreicht jedoch niemals die Stärke des wirklichen Wolfshundes. Vor der Härung und in der Jugend ist sein Kleid so verblaßt, daß die bezeichnenden Merkmale desselben fast vollständig verschwinden: dieses Kleid zeigt der von Rüppell auf Tafel 10 seines Atlas unter dem Namen Canis variegatus abgebildete Schakal. Nach der Härung erscheint das ganze Thier anstatt blaß isabell, dunkel rostroth, fast rostbraun, der Rücken ziemlich dunkelschwarz mit wenigen lichten Flecken und der Schwanz, wenigstens an der Spitze, gleichmäßig dunkel gefärbt. Wir haben während unseres Aufenthaltes vielfache Gelegenheit gehabt, den schwarzrückigen Schakal in diesen beiden Kleidern zu sehen, und das Ineinanderübergehen der verschiedenen Färbungen mit genügender Sicherheit beobachten können.

An geeigneten Orten ist der schwarzrückige Schakal ein wirklich gemeines Thier. In der Samchara, wie im Gebirg, darf man ihn in jedem größeren Dickicht vermuthen; er findet sich sogar häufig an jenen schmalen Uferſäumen, welche reich an Hasen und Frankolinen sind und ihm somit vielfache Gelegenheit gewähren, Beute zu machen. Seine eigentliche Jagdzeit ist die Nacht; doch sieht man ihn auch bei Tage häufig genug umherlungern oder irgend einem Nager und bezüglich einem Huhn nachschleichen. Bei meinen Jagden auf Frankoline und Perlhühner habe ich ihn regelmäßig zu Gesicht bekommen. Er fürchtet sich vor dem Menschen durchaus nicht, sondern kommt dreist bis zu dessen Wohnungen heran, nicht blos bei Nacht, sondern auch am hellen Tage. Von unserem Lagerplatze aus wurden in den Nachmittagsstunden zwei Schakale erlegt, welche zwischen den Felsenblöcken und Aloestauden herangeschlichen waren und neugierig, oder besser dummdreist, sich das bunte Treiben zwischen unsern Zelten betrachteten. In den Frühstunden begegnet man ihm noch überall, im Gebüsch ebensogut, als in der pflanzenleeren Ebene; er trollt erst gegen die achte oder neunte Stunde des Morgens seinem Lager zu. Nachts ist er ein regelmäßiger Gast in allen Dörfern und selbst inmitten des Lagerplatzes; denn er scheint kaum das Feuer zu fürchten. Während meiner früheren Reise in Afrika versuchte er es sogar einmal, mir auf dem Schiffe, welches nur durch ein schmales Bret mit dem Lande in Verbindung gesetzt war, einen Besuch abzustatten. Zwischen den Kamelen und den Gepäckstücken habe ich ihn mehr als einmal umherstreifen sehen. Bei den Eingeborenen ist er

außerordentlich verhaßt, weil er alle nur denkbaren Dinge aus den Hütten wegſchleppt, auch ganz ungenießbare Gegenſtände, nach Art eines ſeiner Verwandten in Südamerika (Canis Azarae). Hühner, junge Ziegen und Schafe, Fleiſchſtücke und andere freßbare Dinge werden natürlich nebenbei auch mitgenommen. Ob es wahr iſt, daß er, wie Burton erzählt, den Schafen die Fettſchwänze abfrißt, laſſe ich gern dahin geſtellt ſein; ich meinestheils habe aber nie Etwas von ſolchen Schandthaten erzählen hören.

Im Freien bilden alle Hühnerarten die Lieblingskoſt dieſes Schakals; doch greift er unzweifelhaft auch junge Zwergböckchen und andere kleine Antilopen an. Im Nothfalle begnügt er ſich mit Mäuſen und mit Erdeichhörnchen; manchmal ſoll er Heuſchrecken in Menge verzehren. Aas frißt er leidenſchaftlich gern, und deshalb iſt er auch bei jedem gefallenen Thiere ein regelmäßiger Gaſt.

Niemals iſt mir das Geheul des „Baſchom“ oder „Dahleb“ ſo unangenehm geworden, wie die abſcheuliche Nachtmuſik, welche ſein nördlicher Verwandter zum beſten giebt. Man hört ihn nur zu gewiſſen Zeiten heulen, wahrſcheinlich zumeiſt, wenn die Paarungszeit herankommt. Wie Burton berichtet, ſehen die Somali in dem Morgengeſang des „Wokere“, eben unſeres Wildhundes, ein Vorzeichen des kommenden Tages: im Sudahn beachtet man die Morgenmuſik unſeres Thieres ebenſowenig, als in Abiſſinien.

Auch auf den Schakal wird niemals eigentliche Jagd gemacht, weil das getödtete Thier keine Verwendung findet. Im Sudahn beißen die Wildhunde zuweilen einen und den andern Schakal zuſammen, und die Nomaden graben wohl auch die junge Brut des ihnen verhaßten Feindes aus; nirgends aber hält man das Thier der Zähmung für würdig. Nicht einmal in den Häuſern der Türken oder Europäer bekommt man es zu ſehen, und ſelbſt auf Beſtellung hin hält es ſchwer, es zu erhalten.

Ueber den Fuchs unſerer Beobachtungsgebiete (Vulpes famelica) brauche ich nicht viel zu ſagen: er iſt in Geiſt und Weſen ganz unſer Reinecke, fällt aber den Menſchen ungleich weniger zur Laſt, als ſein eben genannter Vetter. In das Dorf kommt er nicht, weil er

ſich vor den wachſamen Hunden außerordentlich fürchtet. Sein bevorzugtes Gebiet iſt die Steppe. Im Gebirge iſt er bei weitem ſeltener, als in der Ebene.

Wie es ſcheint, kommt in der Samchara nur der Rüppellſche Schmalfuchs vor, nicht aber auch der Blaßfuchs (Vulpes pallida), welcher in Kordofahn und auch in den öſtlichen Steppen Oſt-Sudahns nicht ſelten iſt. Meiner feſten Ueberzeugung nach thut man unrecht, dieſe beiden Thiere für gleichartig zu halten, obwohl ſie ſich vielfach ähneln. Uebergänge von dem einen zum andern ſind mir nie vorgekommen und ebenſo wenig ſolche zwiſchen dem Schmal- oder bezüglich Blaßfuchs und dem in Unter-Egipten ſo häufigen Nilfuchs (Vulpes nilotica).

Welche Gründe Giebel (Säugethiere i. z., a. u. p. B., S. 831) hat, die beiden Thiere für gleichartig mit dem Korſak (V. Corsac) zu erklären, iſt mir unbekannt; die ziemlich gleiche Größe der drei betreffenden Füchſe allein kann doch unmöglich für eine ſolche Gewaltthat maßgebend geweſen ſein, und von gleicher Heimat iſt ja nicht zu reden!

Der Nordländer, welcher zum erſten Male die europäiſche Türkei, Sirien oder vollends Egipten betritt, wird unangenehm überraſcht durch die Menge der meiſt herrenlos in den Straßen der Städte und in den Dörfern umherlungernden, häßlichen, gelbröthlichen Köter, welche ſo recht deutlich beweiſen, daß der Hund erſt durch die Erziehung des Menſchen zu dem trefflichen Thiere wird, welches wir bei uns zu Lande zu ſehen gewohnt ſind. Tauſende dieſer ſich ſelbſt überlaſſenen Raubthiere umlagern jede Stadt, jedes Dorf; ſie müſſen ſich ſelbſt Nahrung ſuchen und finden dieſelbe zumeiſt nur in dem ſtinkenden Aaſe gefallener Thiere oder in den ekelhaften Auswurfsſtoffen des menſchlichen Leibes.

Schon in Oberegipten wird Dies anders. Der Köter verſchwindet und an ſeine Stelle tritt ein von den Oberegiptern hochgehaltener, ſchöner, zottiger Schäferhund, welcher namentlich in der Gegend von Armentin beſonders edlen Raſſen gezüchtet und als Hirtenhund viel-

fach benutzt wird. Doch auch er gehört noch ausſchließlich dem Nilthale an und verbreitet ſich kaum oder gar nicht über daſſelbe hinaus.

Ein ganz anderer Hund umkreiſt das Zelt der Beduinen oder das Lager des Nomaden. Es iſt ein Windſpiel von ſeltener Schönheit: groß, ſchlank, äußerſt zierlich und fein gebaut, kräftig, ſo ſchnell im Laufe, daß es die Antilope überholt, klug, lehrbegierig und ſeinem Herrn mit einer gerade bei Windhunden ſeltenen Treue ergeben. Dieſe Eigenſchaften und ſeine Schönheit haben dem Thiere bei allen den verſchiedenen Völkerſchaften, denen es dient, die größte Achtung erworben. Nach mahammedaniſchen Begriffen iſt der Hund, wenigſtens theilweiſe (ſeiner feuchten Naſe wegen), ein unreines Thier und deshalb der verachtete Sklave von Jedermann; jenes Windſpiel dagegen iſt der verhätſchelte Liebling des Hauſes, ein Geſchöpf, welches der Beduine ſeinem Pferde faſt gleichſtellt, ein Thier, welches dem Nomaden ſo feſt an das Herz gewachſen iſt, daß der Fremde ſich oft vergeblich bemüht, für theures Geld einen dieſer Hunde zu erlangen. Viele der ärmeren Steppenbewohner danken dem Windſpiele einen guten Theil ihres Unterhaltes: dieſes iſt es, welches für Diejenigen, deren Herden ſchwach ſind, das Wildpret herbeiſchleppt. In meinem „Thierleben" habe ich ausführlicher über die afrikaniſchen Windhunde und die Jagden, welche mit ihrer Hilfe ausgeführt werden, berichtet und darf darauf verweiſen; hier mögen die gegebenen Bemerkungen genügen.

Auch in den von uns durchreiſten Gegenden Abiſſiniens iſt das Windſpiel die faſt ausſchließlich vorkommende Hundeart. Es ähnelt noch ſeinen Verwandten aus der Steppe, erreicht jedoch niemals die Schönheit derſelben, wahrſcheinlich in Folge der großen Vernachläſſigung, welche es erleidet. Alle abiſſiniſchen Windhunde, welche ich ſah, ſind viel kräftiger, aber auch viel plumper gebaut, als die herrlichen Thiere, wie die Kordofahneſen und die Bewohner der Steppen Taka's ſie züchten. Und wenn man wirklich einmal in den abiſſiniſchen Küſtenländern einen Windhund trifft, der jenen ähnelt, ſo darf man ſicher darauf rechnen, daß er erſt aus den weſtlichen Gegenden herübergeführt wurde. Die gewöhnliche Färbung der Hunde iſt ein etwas lichteres Gelb, als unſere Windſpiele es zeigen; bunte kommen vor, ſind aber ſelten; namentlich habe ich ſogenannte dreifarbige, d. h. auf lichtgelber Grundfarbe roth und weiß gefleckte, beobachtet.

Der Hund iſt in den von uns durchreiſten Gegenden von Habeſch verhältnißmäßig noch häufig zu finden, weil er in Maſſaua, in Umkullu, in Eilet und Aſus und ſelbſt in Menſa noch am wenigſten den Nachſtellungen ſeines Hauptfeindes, des Leoparden, ausgeſetzt iſt. Ich habe bereits oben erwähnt, daß der Leopard in manchen Gegenden Abiſſiniens das Halten der Hunde geradezu verbietet, weil er dieſe treuen Wächter der Hütten nach und nach tödtet und davonträgt. In den eigentlichen Walddörfern, d. h. in allen den Ortſchaften, deren Umgegend Leoparden beherbergt, ſoll es nach Schimpers Verſicherung gar keine Hunde geben. Vor der Hiäne fürchtet ſich der Windhund nicht, denn jener Feigling nimmt ſtets die Flucht, wenn ein oder mehrere Hunde ſich anſchicken, den nächtlichen Störenfried zu bekämpfen.

Man hält in der Samchara, wie im Gebirge, die Hunde einzig und allein als Hauswächter; zur Jagd verwendet man ſie nicht. Wahrſcheinlich hat dies ſeinen hauptſächlichen Grund in der Faulheit der Abiſſinier; denn es unterliegt gar keinem Zweifel, daß unſere Thiere ſich vortrefflich zu Jagdhunden eignen würden. Sie beſitzen ein natürliches Jagdfeuer, wie ich es ſelten gefunden habe, und würden, wenn man ſich ihrer annehmen und ſie abrichten wollte, ſicherlich vorzügliche Dienſte leiſten. Ein Windhund, welchen wir mit auf die Reiſe nahmen, bewies hinlänglich ſeine Fähigkeit zur Jagd, zugleich aber auch den gänzlichen Mangel an Abrichtung; er war deshalb auch niemals im Stande, auch nur einen Haſen zu fangen, und blieb hinter den flüchtigen Gazellen ſchon nach den erſten Minuten zurück. Von Aufſparen ſeiner Kräfte bis zu dem geeigneten Augenblick, von einer möglichſt günſtigen Benutzung der Oertlichkeit, wie beides die kordofahneſiſchen Windſpiele in überraſchender Vollkommenheit zeigen, hatte er gar keinen Begriff: er ſtürmte blind auf das Wild los, verfolgte es zuweilen eine halbe Meile weit und kehrte dann im höchſten Grade ermattet, nicht aber auch beſchämt, zu uns zurück, kurz, bewies in allen Stücken, daß er eben kein gelernter Jagdhund war.

Der abiſſiniſche Windhund lebt kaum in beſſern Verhältniſſen, als der egiptiſche Köter. Sein Herr bekümmert ſich wenig um ihn. Er überläßt es ihm ſelbſt, ſich einen guten Theil ſeiner Nahrung

zu erwerben, und wirft ihm nur dann Speiſe vor, wenn das arme Thier nicht im Stande war, ſich außerhalb des Gehöftes zu ſättigen. Deshalb ſieht man auch dieſe Hunde, wie jene der egiptiſchen und ſüdnubiſchen Ortſchaften, im beſtändigen Streit mit den Geiern. Jedes Aas iſt von ihnen umringt, und gierig freſſen ſie friſchen Menſchenkoth auf. Jedes Rind, jedes Schaf, jede Ziege wird ungleich beſſer behandelt, als der treue Hund, deſſen Dank Schläge und deſſen Lob Schimpfworte ſind. Mit ſolcher Mißhandlung ſteht die große Anhänglichkeit des Thieres in keinem Verhältniß: der Hund zeigt ſich ungleich edler, als der Menſch.

Nach Heuglins Beobachtungen kommt der „gemalte Hund“ oder „Simmr“ der Araber, die „Dekula“ der Abiſſinier (Lycaon pictus), in großen Trupps in den Hababländern vor; nach Rüppell findet er ſich in Abiſſinien: ich habe nur in Erfahrung bringen können, daß ein Thier, welches der Beſchreibung nach wohl der gemalte Hund ſein kann, zuweilen in zahlreichen Meuten bei hellem Tage die Herden des Kleinviehes, welche in der Samchara weiden, überfällt und unter ihnen große Verheerungen anrichtet, ganz nach Art des Wolfshundes. Die Flecken, welche das Thier kennzeichnen, wurden mir ausdrücklich erwähnt und auch die Hiänenähnlichkeit hervorgehoben, ſo daß ich keinen Grund habe, an Heuglins Angabe zu zweifeln. Pater Fillipini, der vielgereiſte, vielbewanderte Jäger, kannte jedoch den gemalten Hund nicht aus eigner Anſchauung und Erfahrung, ſondern nur vom Hörenſagen.

Nach meinen früheren Beobachtungen ſind Steppenländer die eigentliche Heimat dieſes lebendigen, rauf- und mordluſtigen Geſchöpfes, welches ſich überall ſehr bald bemerklich zu machen weiß. Während der heißeſten Stunden des Tages verbirgt ſich der Simmr in dem hohen Graſe der Steppe, früh, Abends und bei hellen Nächten ſtreift er in Geſellſchaft umher, jagt Antilopen, Haſen und anderem Wilde nach, überfällt die Umzäunungen und nimmt dann dreiſt einen Kampf mit den die Herde bewachenden Hunden auf. Seiner Gefräßigkeit und Mordluſt wegen wird er natürlich überall gefürchtet und nach beſten Kräften verfolgt.

In der Gefangenschaft sieht man ihn demungeachtet nur äußerst selten: mir ist es nie gelungen, ihn lebend zu erhalten.

Auf unserer jetzigen Reise haben wir ihn nirgends gesehen.

Vom 18. Grade der nördlichen Breite an verschwindet in Ost-Afrika die gestreifte Hiäne (Hyaena striata), welche in Egipten und Nubien eines der häufigsten Raubthiere genannt werden muß, mehr und mehr, und an ihrer Stelle tritt die gefleckte Verwandte (Hyaena crocuta) in ebenso großer oder in noch größerer Anzahl auf. Neben dem schwarzrückigen Schakal darf man sie unbedingt als das häufigste Raubthier unserer Beobachtungsgebiete ansehn. Ich habe den „Marrafil" der Araber auf meiner ersten Reise in Afrika vom sechszehnten Breitengrade an überall gefunden, nirgends aber in solcher Menge, als in der Samchara und im Gebirge der Bogos. Schon in Umkullu ist, wie bereits oben bemerkt wurde, die gefleckte Hiäne ein regelmäßiger Nachtgast; in der Nähe des Dorfes Mensa ist sie, wo möglich, noch häufiger. Sie kommt dreist bis mitten in das Dorf und trotz der Hunde bis in die Gärten und Gehöfte hinein. Ihren heulenden Ruf vernimmt man schon kurz nach Sonnenuntergang und bis zum Morgen in jeder Stunde der Nacht. In Umkullu umstreiften allnächtlich gefleckte Hiänen den Garten, in welchem die Wohnung Ihrer Hoheit der Frau Herzogin lag, und mehrmals heulten diese zudringlichen Thiere so dicht neben dem Strohpalast, welcher die Hohe Frau beherbergte, oder neben den Zelten, in denen der Herzog und die Fürsten schliefen, daß sie als Ruhestörer höchst lästig wurden. Bei Mensa war es nicht anders: unser Lager wurde beständig von Hiänen umschwärmt.

Die Hiänen sind echte Nachtthiere und zeigen sich nur selten im Lichte der Sonne. Blos an Regentagen habe ich die gefleckte Art bei Mensa umherschleichen sehen; der gestreiften bin ich vor Sonnenuntergang niemals begegnet. Natürliche Klüfte oder selbstgegrabene Höhlen bilden die Schlupfwinkel, in denen sie sich bei Tage verbergen. Man erkennt die Baue leicht an ihrer Größe und an den gewaltigen Erdhaufen, welche vor ihnen liegen. Am häufigsten findet man sie an senkrecht abfallenden Erdwänden, zumal an solchen, welche die Strom-

betten begrenzen. Wahrſcheinlich gräbt ſich die Hiäne nur im Nothfalle ſelbſt eine Höhle, und in der Regel überhebt ſie das an Klüften ſo reiche Gebirge dieſer Mühe. An menſchenleeren Orten trifft man ſie zuweilen auch in einem einfachen Lager an, gewöhnlich zwiſchen mehreren hohen Felsblöcken, welche Schutz gegen die Sonne gewähren. Dieſe Lager bekommen, wie die Baue, ſehr bald einen nicht zu verkennenden widerwärtigen Geruch, welchen man ſchon in einiger Entfernung von ihnen wahrnehmen kann.

Im ganzen Oſt-Sudahn iſt die gefleckte Hiäne in mehrfacher Hinſicht gefürchtet. Die Eingebornen jener Länder behaupten, daß ſie ungleich kühner wäre, als ihre geſtreifte Verwandte; ich habe mich jedoch von der Haltloſigkeit dieſer Anſicht vollſtändig überzeugen können. Die gefleckte Hiäne iſt ebenſo feig, als die geſtreifte, und wohl nur der ärgſte Hunger mag ſie dieſe Eigenſchaft zuweilen vergeſſen laſſen. Wäre nicht Rüppell der Gewährsmann für die Angabe, daß die gefleckte Hiäne in Abiſſinien zuweilen kleine Kinder fortſchleppe, ich würde ſie für vollſtändig erfunden halten. In Menſa wußte man von derartigen Räubereien Nichts zu erzählen, ebenſowenig aber auch von andern Unthaten, welche ſich die gefleckte Hiäne nach Meinung der Sudahneſen zu Schulden kommen laſſen ſoll. Wie ich bereits in meinen „Reiſeſkizzen aus Nord-Oſt-Afrika“ mitgetheilt habe, gilt unſer Thier im ganzen Oſt-Sudahn als ein höchſt verruchter Zauberer oder vielmehr nur als die Hülle eines Menſchen, welcher ſeine Seele dem Teufel verſchrieben und dafür mancherlei Vortheile erlangte, zugleich aber auch gezwungen worden iſt, Nachts als Hiäne umherzuſtreifen. Der Glaube an dieſe „Hiänenmenſchen“ iſt allgemein verbreitet und reicht, wie uns andere Reiſende belehrt haben, nach Weſten hin weit durch Afrika. Er iſt auch mit Urſache, daß man im Sudahn nirgends eigentliche Jagden auf die oft läſtigen Raubthiere anſtellt und Jeden, welcher ſie unternehmen will, flehentlich bittet, von ſolchem tollkühnen Unterfangen abzulaſſen. Von all dieſem Unſinn weiß man in Abiſſinien Nichts; man ſieht in der Hiäne einfach Das, was ſie iſt: einen zudringlichen Dieb, vor welchem man das Kleinvieh wohl zu wahren hat.

So viel mir bekannt wurde, lebt die gefleckte Hiäne, wie die geſtreifte, hauptſächlich von Aas und kleinen Nagethieren. Lichtenſtein giebt an, daß ſie am Kap den Schleichkatzen und Pavianen nach-

ſtelle: ich glaube dieſe Behauptung einfach widerlegen zu können. Der gewandten Schleichkatze kommt ſchwerlich jemals die tölpiſche, ungeſchickte Hiäne bei, und die Paviane beziehen, wie ich oben mittheilte, Nachts immer ſo hohe, ſteile Felswände, daß ſie vor allen Angriffen der Raubthiere wohl geſchützt ſind. Mir ſcheint es nicht einmal glaublich, daß die Hiäne einen Haſen zu fangen im Stande iſt. An dem Aas gefallener Thiere erſcheint ſie mit derſelben Regelmäßigkeit, wie der Schakal, und mehrfach habe ich bemerkt, daß ihr im Nothfalle ausgedorrte Knochen noch eine ganz gute Speiſe waren. Gierig frißt ſie auch den Koth der Menſchen auf: bei Menſa konnte man hiervon ſich nach jeder Nacht überzeugen.

Im Ganzen möchte ich das Thier mehr läſtig als ſchädlich nennen; denn ſicherlich nützt es durch Aufzehren des Aaſes und anderer Peſtſtoffe mehr, als es durch Wegnahme der wenigen Schafe oder Ziegen ſchadet.

Die Wurfzeit der gefleckten Hiäne fällt in Abiſſinien in die erſten Monate des Jahres. Ein Weibchen, welches Prinz Eduard von Leiningen von unſerem Lager aus erlegte, zeigte deutlich genug, daß es die Mutter von noch ſäugenden Jungen war. Im Sudahn erhielt ich junge Hiänen am Ende der großen Regenzeit, alſo in den Monaten Oktober und November; ſie gehörten jedoch der geſtreiften Art an.

In den Häuſern vornehmer Türken und Europäer ſieht man oft eine gefangene Hiäne an der Kette liegen. Meiſt ſind dieſe Thiere außerordentlich zahm; und nach meinen eigenen Beobachtungen verurſacht es auch wirklich nur geringe Mühe, einer jung eingefangenen Hiäne alle Luſt zum Beißen zu benehmen. Wie weit dieſe Thiere gebracht werden können, habe ich in meinem „Thierleben“ mitgetheilt; dort habe ich auch die ſonderbare Fangweiſe erzählt, durch welche man in Egipten die Hiäne in ſeine Gewalt bekommt. Im Oſt-Sudahn und in Abiſſinien fängt man die gefleckte Hiäne in Gruben, welche in einem von Dornenwänden umhegten Gange angebracht ſind. Am hinteren Ende des Ganges wird eine Ziege angebunden, welche durch ihr ängſtliches Geſchrei das Raubthier herbeilockt und es ſchließlich auf den verfänglichen Weg führt. Die Grube wird mit Zweigen und Gras leicht überdeckt, die Hiäne ſtürzt ahnungslos in die Tiefe hinab und iſt bis zum Morgen ſelten im Stande, ſich durch Graben einen Ausweg zu ſchaffen. Andere Hiänenfallen kennt man nicht; doch kommt es nach

Pater Fillipini's Berichten gar nicht selten vor, daß Hiänen in der Leopardenfalle gefangen werden. Der Büchsenspanner des Herzogs hat sich vergeblich bemüht, eine Hiäne im Schwanenhalse zu fangen. Er fand am Morgen die Falle entweder ausgefressen und zugeworfen oder noch aufgestellt und erfuhr hierdurch, daß das plumpe Geschöpf doch listiger ist, als man gewöhnlich glaubt.

Das Fell wird nirgends in Abissinien der Benutzung für werth gehalten; die Leute sind durch die schönen Felle des Leoparden viel zu sehr verwöhnt, als daß sie sich mit einem so schlechten, wie die Hiäne es trägt, begnügen sollten.

Zu meiner großen Freude hatte ich während unserer ganzen Reise überall Gelegenheit, wenigstens ein Mitglied der so behenden, gewandten, mord- und beutelustigen Schleichkatzen, die gestreifte Manguste (Herpestes fasciatus) nämlich, zu beobachten. Dieses weit verbreitete Thier findet sich ziemlich häufig an allen geeigneten Stellen der Samchara und des Gebirges, wie es scheint, in den letzteren zahlreicher, als unten in der Ebene. Das unbestimmte Graubraun ihres Kleides macht es der Manguste möglich, sich auf den meisten Oertlichkeiten so zu verbergen, wie es ihr Räuberleben verlangt. Schon in geringer Entfernung ist das niedrig gestellte Thier zwischen den braunen, von allerlei Pflanzen, zumal Aloen, umgebenen Felsblöcken schwer zu erkennen, und somit gelingt es ihm auch wohl mit leichter Mühe, sich ungesehen an die sonst so achtsamen Erd- und Buschvögel, welchen sie neben den kleinen Nagern eifrig nachstellt, heranzuschleichen.

Die Zebra-Manguste ist wahrscheinlich ebensowohl bei Nacht als bei Tage thätig. Wir begegneten ihr vom Morgen an bis zum Abend zu jeder Stunde des Tages und in unmittelbarer Nähe der Dörfer sowohl, als in den einsamsten und ödesten Stellen des Gebirges. Auf kahle Ebenen geht sie niemals heraus; ihre Lieblingsplätze sind Halden, auf denen Felsblöcke zerstreut liegen, oder in der Tiefe jene Einsenkungen der Samchara, auf welchen sich die niedere Euphorbie breit macht. Hier sieht man sie, so verborgen als möglich, umherschleichen, das kleine, klug erscheinende Köpfchen ohne Unterlaß hin und her bewegend, schnüffelnd, lauschend, auf Alles achtend, bald freier sich zeigend,

bald wieder verſchwindend, ſchlangengleich auf dem Boden dahin gleitend oder katzenartig mit einigen Sprüngen raſch vorwärts eilend, um ein von ihr entdecktes und beſchlichenes Thier zu erhaſchen. Ihre Nahrung beſteht aus den ſämmtlichen kleinen Säugethieren, Vögeln, Lurchen und Kerbthieren, welche ihr gerade in den Wurf kommen. Nebenbei ſpürt ſie die Neſter der Erdvögel aus, und wahrſcheinlich ſind ihr manche Früchte ebenfalls zur Nahrung recht. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ſie die meiſten Thiere angreift, welche ſie bewältigen kann; ob aber die Heuglin'ſche Beobachtung, nach welcher ſie ſogar die Vogelſtimmen nachahmt, um ſich leichter Beute zu verſchaffen, wirklich begründet iſt oder nicht, laſſe ich dahin geſtellt.

„Der Ichneumon", ſagt der genannte, ſonſt ſehr ſcharf beobachtende Forſcher, „ein Raubthier erſter Befähigung, hält ſich mehr an Geflügel, als an Säugethiere. Ich habe beobachten können, daß zwei Zebra-Mangusten eine Familie von Frankolinhühnern, welche im niedern Gebüſche ſich aufhielten, berücken wollten. Das Locken der Kette hatte mich aufmerkſam gemacht, und ich ſchlich mich möglichſt vorſichtig hinzu, die Hunde hinter mir haltend. Auf etwa zehn Schritte vom Schauplatze angelangt, hörte ich ein Huhn (es war Francolinus gutturalis) hart vor mir locken; ihm antwortete ein Hahn, und denſelben Ton ahmte ein Ichneumon, der ſich auf einem durch Buſchwerk gedeckten Stein aufgepflanzt hatte, täuſchend nach, während ein zweiter in einiger Entfernung im hohen Graſe ebenſo lockte. Wohl zehn Minuten mochte dieſe Komödie gewährt haben, als der Hahn, welcher den vermeintlichen Eindringling in ſeinem Harem wüthend aufſuchte, den Hunden zu nahe kam. Er ging ſchreiend auf, gefolgt von ſeinen Hühnern, und auch die ſcheuen Räuber fanden ſich bewogen, unverrichteter Abendmahlzeit eiligſt abzuziehen."

Ich habe auch dieſe Beobachtung hier noch einmal mittheilen wollen, weil ſie, meines Wiſſens wenigſtens, eine noch ganz vereinzelt daſtehende iſt. Bis jetzt iſt mir kein Beiſpiel bekannt, daß Säugethiere andere Stimmen nachahmen können, und ich muß ausdrücklich bemerken, daß ich gerade auf die Heuglin'ſche Angabe hin mir viele Mühe gegeben habe, über die merkwürdige Beobachtung ſelbſt ins Klare zu kommen, aber niemals etwas ſie Beſtätigendes beobachten konnte. Dagegen habe ich allerdings wiederholt geſehen, daß ſich die Zebramanguſte, wie Heuglin ebenfalls

angiebt, mitten unter den Klippſchliefern (Hyrax abyssinicus) umhertreibt, ohne feindſelige Gedanken zu verrathen. Ich habe mich ſtundenlang an Felſen verborgen, welche von Klippſchliefern bewohnt wurden, um das Treiben dieſer Thiere zu beobachten, und mehr als einmal geſehen, daß unſere Manguſte zwiſchen den ruhig weidenden Vielhufern umherlief, ohne ſich um ſie zu kümmern. Dieſe Beobachtung alſo glaube ich vollſtändig beſtätigen zu können.

Auch in Abiſſinien wollte man unſere Manguſte als Vertilger der Giftſchlangen kennen gelernt haben; man behauptete, daß der Biß ſelbſt der giftigſten Viper dem Raubthiere nicht ſchade. Von der indiſchen Sage aber, welche bekanntlich den gebiſſenen Mungo (Herpestes Mungos s. griseus) heilende Kräuter holen und dieſe ärztlich verwenden läßt, ſchien man Nichts zu wiſſen.

Ueber die Fortpflanzung des ſchmucken Räubers habe ich erfahren, daß er während der großen Regenzeit in einer ſelbſtgegrabenen oder natürlichen Höhle im Geklüft auf ein weiches Lager drei bis vier Junge wirft, dieſe lange Zeit verborgen hält und dann noch einige Wochen mit ſich herumführt. Am Erziehungsgeſchäfte ſollen beide Alten theilnehmen, und dieſe Angabe iſt mir inſofern glaublich, als ich daſſelbe von dem egiptiſchen Ichneumon mehrfach beobachten konnte. Ueberhaupt ſieht man die Zebramanguſte viel häufiger paarweiſe, als einzeln, auch außer der Paarungszeit.

In Abiſſinien hat man nicht dieſelben Gründe, die Zebramanguſte zu verfolgen, welche für die Egipter hinſichtlich des Ichneumon (Herpestes Ichneumon) maßgebend ſind. Man hält nur in den größeren Ortſchaften, und namentlich in den am Meere gelegenen, Hühner und braucht ſomit in dem eigentlichen Heimatsgebiet der Manguſte für die Eier Nichts zu fürchten, alſo auch keinen Vertilgungskrieg gegen den gewandten und liſtigen Eierdieb zu führen. Wahrſcheinlich deshalb zeigt ſich dieſer ſo auffallend dreiſt, zudringlich und, ſelbſt dem Menſchen gegenüber, ſo wenig furchtſam. Zwar nimmt er gewöhnlich eiligen Laufes Reißaus, ſobald er den Erbfeind der Thiere erblickt, doch niemals, ohne dabei ein unwilliges Knurren hören zu laſſen, welches ganz unzweifelhaft den Aerger über die unangenehme Störung ausdrückt. Den Hunden wagt er gar nicht ſelten Widerſtand zu leiſten oder kläfft ſie wenigſtens zornig an, ehe er flüchtet. Auch dem beſten und geübteſten Jagdhund

dürfte es ſchwer ſein, ihn zu fangen. Seine Heimat gewährt ihm zu große Vortheile, und jede Kluft zwiſchen den Steinen iſt ja hinreichend, ihn vor ſolchem Feinde zu bergen. Mit Tellereiſen und Marderfallen würde man ihn auf manchen Stegen, welche er ſehr genau einhält, leicht in ſeine Gewalt bekommen können; der Abiſſinier aber iſt viel zu faul und gar zu gleichgiltig gegen ihn, als daß er jemals Fangverſuche anſtellen ſollte.

Das Gefangenleben der Zebra-Manguſte habe ich, weil ich es erſt nach der abiſſiniſchen Reiſe beobachten konnte, in meinem „Thierleben“ ausführlich geſchildert.

Noch muß ich bemerken, daß die von Rüppell Seite 31 ſeiner „Neuen Wirbelthiere“ gegebenen Maße der Zebramanguſte nur für junge Thiere gelten können; ich habe ältere in Händen gehabt, welche noch mindeſtens um ein Fünftel größer waren. —

Ueber die zweite von uns bemerkte Manguſtenart (Herpestes gracilis) gilt wahrſcheinlich ſo ziemlich Daſſelbe, wie für die Zebramanguſte; doch habe ich dieſes Thier viel zu wenig beobachten können, als daß ich im Stande wäre, mit Sicherheit hierüber zu urtheilen.

In der Abendſtunde des 13. März ſah mein Jagdgefährte Baron van Arkel d'Ablaing ein dachsähnliches Thier ziemlich langſamen Ganges den oberen Theil des Chor von Menſa überſchreiten und auf ſich zukommen. Als der ihm unbekannte Räuber in ziemliche Nähe gelangt war, feuerte d'Ablaing beide Schüſſe ſeines Doppelgewehres in geringer Entfernung auf ihn ab; aber er war nicht ſo glücklich, ihn zu tödten. Ein peinlicher, knoblauchähnlicher Geſtank von weit größerer Heftigkeit, als der, welchen unſer Iltis zu verbreiten im Stande iſt, erfüllte die Luft, und dieſer Geſtank haftete, ungeachtet des fortdauernden Regenwetters, ſo feſt an dem Boden oder bezüglich dem Gezweige und Gelaube der Büſche, daß wir noch am folgenden Tag uns die Naſen zuhalten mußten, als wir uns anſchickten, das unzweifelhaft verwundete Thier aufzuſuchen. Später erlegte ein Mitglied der Jagdgeſellſchaft ein zweites derartiges Stinkthier und erhob hierdurch meine Vermuthung zur Gewißheit, daß mein Jagdgefährte es mit dem Honigdachs oder Ratel (Ratelus capensis) zu thun gehabt hatte.

Rüppell giebt in ſeinen „Neuen Wirbelthieren,“ S. 35 auch Ambukol in der Wüſtenſteppe Bahiuda als Aufenthaltsort des „Abu-Keem“ der dortigen Nomaden an. Mir war es früher nie gelungen, des merkwürdigen Geſchöpfes habhaft zu werden.

In dem für alle Raubthiere ſo günſtigen Gebirge von Menſa ſcheint der Honigdachs nicht eben eine ſeltene Erſcheinung zu ſein, wie ſchon daraus hervorgeht, daß wir ihm in der kurzen Zeit unſeres Aufenthaltes, und ohne eigentlich nach ihm zu jagen, zweimal begegneten. Das Thier bewohnt, wie meine eingebornen Begleiter mir erzählten, Baue, welche es ſich ſelbſt und, Dank ſeinen gewaltigen Krallen, mit großer Leichtigkeit ausgräbt. Am liebſten wählt es ſich zur Anlage ſeiner Höhlen Dickichte in der Nähe eines Regenſtrombettes; doch kommt es auch auf Halden des Gebirges vor, und es iſt demnach wohl anzunehmen, daß das Geklüft ihm ebenfalls paſſende Zufluchtsſtätten gewährt. Bei Tage liegt der Ratel im Keſſel des Baues verborgen; aber gleich nach Sonnenuntergang macht er ſich zu ſeinen Beutegängen auf. In ſeinem Gange ähnelt er, der mir gewordenen Beſchreibung nach, mehr dem Vielfraß, als dem Dachs. Er kugelt ſich förmlich dahin, d. h. bewegt ſich in lauter kurzen Bogenſprüngen weiter, den Kopf und den Schwanz tief herabgebeugt, den Rücken ziemlich hoch erhoben. Van Arkel d'Ablaing ſagte mir, daß er auch nach den Schüſſen ſeinen Lauf nicht im geringſten beſchleunigt habe, und die Eingebornen beſchrieben ihn mir ausdrücklich als ein ſehr träges Geſchöpf, welches durch Muth Das zu erſetzen wiſſe, was ihm an Gewandtheit und Behendigkeit abgeht. Gegen Hunde ſoll er ſich erfolgreich vertheidigen und auch dem Menſchen unter Umſtänden kühn zu Leibe gehen. In der Angſt mache er von ſeinen furchtbarſten Waffen Gebrauch und ſpritze den Hunden den Inhalt ſeiner Stinkdrüſen entgegen; doch ſei auch ſein Gebiß wohl zu beachten. Von ſeiner großen Lebenszähigkeit, welcher ſchon die alten Kapreiſenden Erwähnung thun, gab das erſte Zuſammentreffen mit ihm hinlängliche Belege. Mein Freund hatte ſo grobes Blei gebraucht, daß er, nach ſeinem Dafürhalten, jeden Leopard im Feuer zuſammen geſchoſſen haben würde, und konnte es gar nicht begreifen, daß ihm der Dachs entgangen war.

Rüppell giebt an, daß die Nahrung des Honigdachſes in Springmäuſen, Haſen und ſelbſt Schildkröten beſtehe; die Leute, bei denen ich mich hiernach erkundigte, nannten mir dieſelben Thiere und

außerdem noch Schlangen, Eidechſen, ſowie Frankoline und Perlhühner. Ich muß geſtehen, daß ich nicht begreife, wie es der plumpe Geſelle anfängt, ſich der letzteren zu bemächtigen, kann aber, ſelbſtverſtändlich, den Leuten beſtimmt nicht widerſprechen.

Ueber die Fortpflanzung wußte man mir Nichts zu ſagen; wahrſcheinlich fällt ſie mit dem Beginne der großen Regenzeit zuſammen.

In Menſa jagt man den Honigdachs nicht, weil er einestheils keinen Schaden bringt und anderntheils wegen ſeines Geſtankes mit Recht als ein höchſt unreines Thier betrachtet wird, welches anzurühren einem guten Gläubigen verboten iſt. Gefangene Honigdachſe habe ich nirgends in Nord-Oſt-Afrika geſehen, auch nicht vernommen, daß ſie irgendwo gehalten würden.

Selten mag eine vorgefaßte Meinung durch eigene Beobachtung mehr berichtigt worden ſein, als die Vorſtellung es wurde, welche ich mir vom bunten Eichhorn (Sciurus multicolor) gebildet hatte.

Der Forſcher, welcher Innerafrika kennen lernt, vermißt in den prachtvollen Waldungen, welche die Ufer der dortigen Flüſſe beſäumen, zu ſeinem wahrhaften Bedauern das zierliche Hörnchen, welches unſere Wälder in ſo anmuthiger Weiſe belebt und jederzeit durch ſeine Beweglichkeit, ſeine nette Haltung, ſein ganzes äffiſches Weſen erfreut. Die ſo reiche Familie iſt blos durch die Erdeichhörnchen vertreten, welche im Weſen mit ihren auf den Bäumen lebenden Verwandten nicht das Geringſte gemein haben. Kommt man nun endlich in die Gebirgsthäler Abiſſiniens, ſo findet man wohl ein Baumeichhorn, aber auch dieſes hat mit unſerem

„Falbfeurig gemantelten Königsſohn
Im blühend grünendem Reiche"

kaum Aehnlichkeit. Es iſt nur dem Namen nach noch Eichhorn: in ſeinem Weſen zeigt es Nichts von der Munterkeit anderer Glieder dieſer ſo regſamen Familie. Schon Heuglin bemerkt ſehr richtig, daß das Baumeichhorn ſich bei herannahender Gefahr derartig auf die Aeſte aufzudrücken wiſſe, daß es ſchwer ausfindig zu machen ſei; ich muß dieſer Beobachtung hinzufügen, daß ich das bunte Hörnchen niemals anders geſehen habe, als, ſo zu ſagen, auf den Aſt geklebt. Nie ſah ich es in der

für die Eichhörnchen ſo bezeichnenden Stellung, welche auch die auf der Erde lebenden annehmen, — in jener Stellung, welche unſer Rückert mit den ſchönen Worten beſchreibt:

„Du krönſt Dich ſelber, — wie machſt Du es doch!
Anſtatt mit goldenem Reife
Mit majeſtätiſch geringeltem, hoch
Emporgetragenem Schweife!“

Es kriecht und läuft auf den Zweigen weiter, ſorgfältig bemüht, ſich möglichſt zu verdecken, wagt kaum einen Sprung von einem Aſt zum andern und ſucht ſich immer und überall die bequemſten Aeſte auf, als fürchte es, wie ein des Kletterns unkundiger Menſch, bei der erſten kühnen Bewegung von oben herabzufallen. Das iſt der muntere Affe unſerer Wälder nicht: es iſt ein trauriges Geſchöpf, welches man um ſo mehr bemitleidet, je beſſer man Gelegenheit hat, es mit den wirklichen Affen, mit den behenden und gewandten, ewig regſamen, ernſt heiteren Meerkatzen zu vergleichen.

Ich fand das bunte Hörnchen immer einzeln und zwar auf den hochſtämmigen, dichtwipfeligen Bäumen des Chor von Menſa oder an den Ufern anderer Regenſtröme des Gebirges. Hier hält es ſich faſt auf ein und derſelben Stelle; denn eines, welches ich beobachtet hatte, fand ich nach vier Tagen genau an demſelben Orte wieder. Verſteckt man ſich, ſo ſieht man es ziemlich langſam auf den Aeſten dahinlaufen und ab und zu eine Knoſpe oder ein Blatt abbeißen. Wenn ihrer zwei beiſammen ſind, geht jedes ſeinen Weg, ohne ſich um das andere zu bekümmern; man ſieht die beiden weder mit einander ſpielen, noch mit einander ſtreiten. Die Beobachtung der langweiligen Geſellen wird bald ermüdend; man tritt aus ſeinem Schlupfwinkel hervor und gewahrt nun, daß das furchtſame Thier ſich ſo eilig wie möglich der Länge lang auf dem Aſte niederlegt und die Haare ſeines Schwanzes aus Angſt emporſträubt. In dieſer Stellung bleibt es regungslos liegen und ſchaut ängſtlich dem herannahenden Menſchen entgegen. Niemals habe ich ein von mir entdecktes Eichhorn flüchten ſehen, und deshalb hat es auch gar keine Schwierigkeit, ſich des Thieres zu bemächtigen. Ich bin überzeugt, daß es, ſelbſt nach wiederholten Fehlſchüſſen, auch nicht mehr Leben zeigen würde, als bei der erſten Begegnung.

Die von mir getödteten hatten den Magen mit Knoſpen und Blättern gefüllt.

Ueber Fortpflanzung und Zahl der Jungen wußte man mir Nichts zu ſagen; die Mensa ſcheinen ſich überhaupt wenig um dieſes Thier zu kümmern. Sie halten es für unrein, wie das Erdeichhorn, verſchmähen ſein Fleiſch und jagen ihm deshalb nicht nach. Als Hauptfeind des ſchwachen Geſchöpfes dürfen wahrſcheinlich die Schopf- und Habichtsadler (Spizaëtos) betrachtet werden, doch habe ich auch hierüber keine Beobachtungen gemacht.

Viel häßlicher zwar, aber ungleich anziehender und unterhaltender iſt die in unſeren Beobachtungsgebieten vorkommende Art der Zieſelhörnchen, der Schillu oder das rothe Erdeichhorn (Xerus rutilus), welches die Sabera der innerafrikaniſchen Steppenländer (Xerus leucoumbricus) hier vollſtändig vertritt.

Schillu und Sabera ähneln ſich in jeder Hinſicht, im Betragen ebenſowohl, als in ihrem geiſtigen Weſen. Einzeln oder paarweiſe ſieht man die in der Nähe ſo garſtigen, von fern betrachtet aber gar ſchmuck erſcheinenden Thiere umherſchweifen, auch in unmittelbarer Nähe der Dörfer oder in dieſen ſelbſt. Je günſtiger die Oertlichkeit iſt, d. h. je mehr Klüfte und Höhlen zwiſchen dem Geſtein oder zwiſchen Baumwurzeln ſich finden, um ſo dreiſter werden ſie; denn umſo ſicherer wiſſen ſie bei Gefahr einen Schlupfwinkel zu finden. Mitten im Dorfe Mensa und zwar auf dem Kirchhofe trieb ſich ein Pärchen des Schillu ungeſcheut vor der ganzen Bevölkerung luſtig umher. Bald erſchien es auf einem der kegelförmigen, mit blendend weißen Steinen bedeckten Hügel über den Gräbern, bald zwiſchen den Reiſigwänden der Kirche, bald in der Umzäunung, welche den Friedhof umſchloß, bald ſchaute eins aus dieſer, bald aus jener Höhle heraus. Es war, als ob es wiſſe, daß auch der Fremde es nicht wagen dürfe, es in ſeinem Aſil zu ſtören; denn es ließ mich bis auf fünf Schritte herankommen und ſich beobachten, ohne ſich im Geringſten ſtören zu laſſen: — wäre unſer Zeichner zur Stelle geweſen, er hätte es mit Leichtigkeit abbilden können!

Solange bleiben die Erdeichhörnchen jedoch ſelten in Ruhe. Ge-

wöhnlich ſieht man ſie in ununterbrochener Bewegung. Sie ſind ſehr muntere und lebhafte Thiere, welche überall Etwas zu ſuchen wiſſen und überall Etwas finden. Knoſpen und Früchte bilden wohl ihre Hauptnahrung; doch verſchmähen ſie, wie ich mehrfach beobachtet habe, auch Kerbthiere nicht, und nach Verſicherung der Eingebornen ſollen ſie die ärgſten Neſterzerſtörer ihrer Heimatsgegenden ſein. Gar nicht unwahrſcheinlich iſt es mir, daß ſie ab und zu auch auf kleine Nagethiere oder auf junge, eben ausgeflogene Vögel Jagd machen; ſprechen doch kundige Beobachter nicht einmal unſer Hörnchen von ſolchen Räubergelüſten frei!

Ihr Betragen gewährt viele Unterhaltung, ſo lange man nicht in nähere Berührung mit ihnen kommt. Die große Lebhaftigkeit, welche ſich in jeder Bewegung ausſpricht, erfreut, ihre Raſtloſigkeit, ihr Unternehmungsgeiſt, ihre ſchmucke Haltung feſſeln. Sie leben nur auf dem Boden, wenigſtens habe ich ſie niemals auf Bäumen oder Sträuchern bemerkt, und auch Heuglin betont ausdrücklich Daſſelbe, während Rüppell (Atlas zur Reiſe im nördlichen Afrika S. 60) angiebt, daß ſich der Schillu auch wohl im niederen Gebüſche auf Bäumen ſehen laſſe, ſeine unterirdiſchen Schlupfwinkel aber, ſobald es entdeckt worden, wieder zu erreichen ſuche und ſich dann den Verfolgungen behend zu entziehen wiſſe. Ich weiß nicht, ob dieſe Behauptung auf eigener Beobachtung des berühmten Forſchers oder nur auf Hörenſagen beruht: im letzteren Falle wäre es möglich, daß die Eingebornen vielleicht ein anderes, noch unbekanntes Eichhörnchen gemeint hätten. Soviel kann ich behaupten, daß die Sabera, welche ich ungleich öfter und genauer während meiner früheren Reiſen beobachten konnte, entſchieden nicht auf Bäumen klettert.

Der Gang des Schillu iſt leicht und wegen der verhältnißmäßig hohen Läufe ziemlich raſch; doch geht das Thier mehr ſchrittweiſe, d. h. weniger in Sprüngen, als unſer Eichhörnchen. Wenn es Etwas zu knacken hat, ſetzt es ſich ganz in der bekannten Eichhörnchenſtellung nieder, gern auf eine hervorragende Spitze, z. B. auf die eines jener Grabkegel; dann ſieht es äußerſt ſchmuck aus. Während des Laufes ſpähen die großen, klugen Augen unabläſſig nach allen Richtungen hin; jede Ritze wird unterſucht, jede Höhlung durchkrochen, jedes Loch geprüft.

Vor anderen Thieren ſcheint der Schillu ſich eben nicht beſonders zu fürchten; wiederholt habe ich ihn in Geſellſchaft der Zebramanguſte

bemerkt. Wahrſcheinlich werden ihm nur die Schakale und noch die größeren Adler, zumal der Raubadler und die Habichtsadler, gefährlich: ſelbſt beobachtet habe ich, daß der Schopfadler die Sabera ohne Bedenken vom Boden aufnimmt. Dagegen habe ich den Singhabicht Nord-Oſt-Afrikas (Melierax polyzonus) oft über den Bauen der Sabera ſitzen, dieſe aber ſich unbeſorgt unter dem Raubvogel umhertreiben ſehen, und auch niemals bemerkt, daß der letztere Miene gemacht hätte, eine ſo leicht zu erwerbende Beute aufzunehmen. Ich glaube, daß die ſchwächeren Raubvögel und vielleicht auch die doch ſo raubſüchtige Manguſte ſich vor den ſcharfen Nagezähnen der Erdeichhörnchen wohl in Acht nehmen. Unter allen mir bekannten Nagern iſt keiner, von dem ich ſagen möchte, daß er an Biſſigkeit und Heftigkeit des Weſens den Schillu oder die Sabera überträfe; nicht einmal unſeren Hamſter möchte ich hiervon ausſchließen. Im Verhältniß zur Größe des Thieres iſt ſein Muth außerordentlich. Im Nothfall ſetzt es ſich den Hunden kühn zur Wehr und ſpringt fauchend und knurrend dieſen entgegen. Wahrſcheinlich thut es, wenn es ſich nicht flüchten kann, dem Menſchen gegenüber genau Daſſelbe. Daß der Schakal die Erdeichhörnchen verfolgt, iſt mir erzählt worden und auch als wahrſcheinlich anzunehmen; eigene Beobachtung hierüber habe ich jedoch nicht gemacht.

Man hält die Erdeichhörnchen im Anfange des Bekanntwerdens mit ihnen geiſtig für befähigter, als ſie ſind. Ich glaube ihnen nur wenig Verſtand zuſchreiben zu dürfen. Sie zeigen ſich plump und tölpiſch, ſobald ſie ſich nicht mehr auf gewohntem Gebiet befinden. Da, wo es ihnen an einer Höhle oder irgend einem anderen Verſteckplatze mangelt, wiſſen ſie ſich nicht zu helfen und ſtellen ſich dummdreiſt wenigſtens den Hunden gegenüber. Für die Gefangenſchaft ſind ſie gar nicht zu gebrauchen; ſie bleiben ſtets wild und biſſig. Vor angeſchoſſenen oder friſch gefangenen hat man ſich mehr in Acht zu nehmen, als vor dem bösartigſten Hamſter, und niemals darf man ihnen trauen. Guter Behandlung ſcheinen ſie unzugänglich zu ſein. Sie zeigen beſtändig eine namenloſe Wuth und beißen grimmig nach Jedem, der ſich ihnen nähert. In Holzkiſten kann man ſie nicht halten; ſie nagen ſelbſt die eiſenharten Pfoſten aus Mimoſenholz in kürzeſter Zeit durch. Dazu kommt, daß ſie bald einen höchſt unangenehmen Geſtank verbreiten, ganz nach Art ſo vieler anderer Nager; kurz, die Thiere ſind für die Gefangenſchaft durch-

aus nicht zu empfehlen: ſie ſind die unliebenswürdigſten Stubengenoſſen, welche ich kenne.

Die Mahammedaner und auch die ſogenannten Chriſten Abiſſiniens verfolgen den Schillu nicht, weil er ihnen als ein unreines Thier gilt. Die Neger des weißen Fluſſes dagegen ſollen, wie ich erfuhr, dem bei ihnen lebenden Erdeichhörnchen eifrig nachſtellen und es ohne Bedenken verzehren. Hierin dürfte der einzige Nutzen beſtehen, welchen das Thier leiſtet. Schaden bringt es freilich auch nicht: ſeine Heimat iſt viel zu reich, als daß die wenige Nahrung, welche es bedarf, irgend in Betracht kommen könnte.

Ueber die Fortpflanzung habe ich nichts Genaues erfahren können. Ich ſah nur einmal eine Familie von vier Stück und vermuthe deshalb, daß die Zahl der Jungen zwei beträgt; denn gewöhnlich ſieht man Schillu und Sabera paarweiſe. Mit dieſer Jungenzahl ſteht auch die gleiche Zitzenzahl vollſtändig im Einklange.

Wahrſcheinlich werfen die Erdeichhörnchen Anfangs der großen Regenzeit. Kurz vor derſelben ſieht man wenigſtens bei der Sabera die ohnehin ungewöhnlich großen Hoden des Männchens eigenthümlich geröthet. Der Wurf erfolgt unzweifelhaft in einem der beſtangelegten Baue, von denen jedes Pärchen meiner Anſicht nach mehrere beſitzt. Dieſe Baue finden ſich zumeiſt zwiſchen dem Wurzelwerk der Bäume, welches eine genaue Unterſuchung derſelben verhindert. Nach den aufgeworfenen Erdhaufen vor der Hauptmündung zu urtheilen, müſſen ſie ſehr ausgedehnt ſein. Der Schillu ſcheint ſich mehr im Geklüft aufzuhalten oder wenigſtens ſeine Höhlen in der Nähe von Felſen auszugraben: bei Menſa bewohnt er ausſchließlich natürliche Höhlungen, welche ſich zwiſchen den über einen großen Theil der Ebene zerſtreuten Felſenblöcken zahlreich vorfanden. Daß er ſich jedoch auch ſelbſt Höhlen gräbt, erwähnt Rüppell, welcher auch hinzufügt, daß er zum Graben ein ganz beſonderes Geſchick beſitzt.

Ueber die eigentlichen Mäuſe, welche wir in unſeren Gebieten beobachteten, habe ich Nichts zu berichten. Man kann ſich ihr Leben, wenn man die eigenthümliche Bauart der Häuſer jener Gegenden in

Rechnung zieht, leicht ſelbſt vorſtellen. Daß die Wanderratte (Rattus decumanus) auf Perim und in den anderen Seeſtädten bereits zu derſelben Hausplage geworden iſt, wie bei uns, habe ich ſchon erwähnt; ich will nur noch hinzufügen, daß ſie auf Perim nicht blos in überraſchend großer Menge in den eigentlichen Gebäuden ſelbſt, ſondern auch im Molo und den übrigen Uferbauten, ſowie zwiſchen den Lavablöcken der Inſel häufig anzutreffen war. Als ich mich Abends einſchiffte, ſtörte der Hund meiner Begleiter auf dem kurzen Molo mindeſtens zwanzig Wanderratten auf; und rechts und links ſprangen die häßlichen Nager wie Fröſche in das Waſſer und ſchwammen dann raſch den vielen Höhlungen zu, welche in der aus Lavablöcken zuſammengeſetzten Mauer des Molo ſich fanden.

In Maſſaua treibt es die weißpfötige Ratte (Rattus albipes) nicht viel anders. Sie bewohnt dort mehr die Häuſer ſelbſt und findet hier in dem ſchlechten Gemäuer und noch mehr in den Strohwänden, welche innen mit Matten bekleidet ſind, vortreffliche Schlupfwinkel. In den alten Häuſern Umkullus hatte ſie ſich bleibend angeſiedelt und toſte allnächtlich unter lautem Gezwitſcher in den Gängen umher, welche ſie ſich in den Strohwänden geebnet hatte. Dort war ſie zur wirklichen Plage geworden.

Die Feldmäuſe behelligen Niemand. Sie leben weniger in den angebauten Getreidefeldern, welche nur an den feuchteſten Stellen angelegt werden, als in den ſandigen, mit mancherlei Kräutern bedeckten Ebenen. Hier findet man gewiſſe Stellen, welche förmlich durchlöchert ſind: da liegt Häufchen an Häufchen und Höhle an Höhle. Während der Tageshitze gewahrt man keine einzige dieſer Mäuſe; nach Sonnenuntergang aber wird es lebendig, und behend huſcht es überall zwiſchen dem Graſe dahin. — Mehr weiß ich nicht zu berichten.

Dem Felfel (Bathyergus splendens) begegnete ich auf der Hochebene von Menſa; ich bin aber nicht im Stande, die von Rüppell auf S. 37 ſeiner „Neuen Wirbelthiere“ gegebene Lebensbeſchreibung zu vervollſtändigen. Rüppell ſagt, daß das Thier ſich am Anfange jedes Ganges eine maulwurfshaufenähnliche Erderhöhung bilde; ich fand, daß die Gänge mehr an die Baue unſerer Reutmäuſe oder Waſſerratten erinnerten, als an die des Maulwurfes, weil ſich die Maulwurfhaufen nicht blos am Ende des Ganges, ſondern auch an mehreren Stellen über demſelben befinden. Bei Menſa waren dieſe Baue hauptſächlich

im niederen, dichten Gebüſch aufgeworfen, weniger in der freien Ebene. In dieſem Gebüſch ſah ich gegen Abend eines der nicht zu verkennenden Thiere umherlaufen und hebe dies beſonders hervor, weil Rüppell ſagt, daß der Felſel bei Tage nie aus der Erde käme. Ueber Betragen, Eigenthümlichkeiten, Nahrung und Fortpflanzung konnte ich Nichts in Erfahrung bringen. Die Leute, mit denen ich mich, Dank meiner arabiſchen Sprachkenntniſſe, zu verſtändigen vermochte, kannten das Thier nicht, und die Menſa konnte ich nur mit Hülfe meines Dolmetſchers befragen. Dieſe guten Leute aber ſchienen ihre Heimatsgenoſſen entweder nicht zu kennen oder nicht beachtet zu haben.

Ueber das Stachelſchwein (Hystrix cristata) weiß ich ebenſo wenig mitzutheilen. In der Samchara findet man die großen Baue dieſes Thieres nur ſehr vereinzelt, am häufigſten noch auf jenen ſandigen Ebenen, welche dichter oder dünner mit Mimoſenbuſchwerk und hohem Graſe beſtanden ſind. Die Baue kennzeichnen ſich durch ihre bedeutende Größe und die hohen Haufen, welche vor der Mündung liegen. Bei Tage verläßt das Stachelſchwein ſeine Höhle nie und deshalb iſt die Beobachtung erſchwert. Die Abiſſinier wiſſen ebenſowenig von ihm zu erzählen, als die Sudahneſen, in deren Heimat das Thier viel häufiger iſt. Dort bevorzugt es Steppenwaldungen; in den eigentlichen Urwäldern, welche die Flußthäler bedecken, findet es ſich nur an den trockenſten Stellen. Man jagt es weder im Sudahn, noch in Habeſch und weiß auch die Stacheln nirgends zu benutzen. Einige von dieſen letzteren Horngebilden fand ich in einem Durrahfelde unweit Umkullus und erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß der „Endet“, wie die Eingebornen das Thier nennen, in ſolchen Feldern ſich regelmäßig anſiedelt. Wie mir einer meiner eingebornen Begleiter verſicherte, fürchten ſich die Leute vor dem „Stachelträger“; denn auch ſie glauben an die alte Sage, daß er fähig wäre, ſeine Stacheln wie Pfeile auf die Angreifer zu ſchleudern.

Mehr als andere Nagethiere verdient der Hase Abiſſiniens (Lepus habessinicus) einer Erwähnung. Er unterſcheidet ſich in Sitten und Weſen vielfach von dem unſrigen und verſteht es, den Jäger wie den Naturforſcher in Erſtaunen zu ſetzen.

In der Samchara ebenſowohl, wie auf den Hochebenen des Gebirges iſt dieſes ſchon in ſeiner Geſtalt auffallende Thier eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung. Man begegnet ihm überall, wo die Oertlichkeit nur einigermaßen geeignet iſt, einen Haſen zu beherbergen. Dazu gehört in Afrika weniger, als bei uns; denn alle Wüſten- oder Steppenthiere ſind weit anſpruchsloſer, als diejenigen Mitglieder derſelben Familie und ſogar derſelben Sippe, welche unſer reiches Europa beherbergt. Selbſt da, wo die Samchara beinahe reine Wüſte genannt werden kann, iſt der abiſſiniſche Haſe zu finden. Die wenigen Pflanzen und Kräuter, welche in dem harten Kiesboden oder im trockenen Sande ſich erhalten können, genügen ihm vollkommen zu ſeiner Nahrung. Nur an den ſteilen Gehängen der Berge ſiedelt er ſich nicht an; er liebt ein beſchauliches, bequemes Leben und wählt ſich deshalb immer die ebenſten Stellen zu ſeinem Wohnplatze aus. Auf ſolchen Ebenen findet ihn der Jäger oder der Reiſende, welcher das eine oder das andere Gebiet durchzieht, überall und in Menge auf. Da, wo der Pflanzenreichthum größer iſt, als gewöhnlich, iſt er gemein: man kann zugleich vier bis ſechs Stück vor ſich herlaufen ſehen.

Es ſcheint wirklich, als ob unſer Haſe erſt durch die Nachſtellungen, welche er erleidet, zu einem Thiere geworden iſt, welches ſich nicht nur äußerſt furchtſam, ſcheu und flüchtig zeigt, ſondern auch gar nicht ſelten Schlauheit und eine gewiſſe Liſt offenbart. In Abiſſinien rechnet man den Haſen unter die unreinen Thiere, unter diejenigen nämlich, deren Genuß bereits Moſes verbietet, weil ſie „geſpaltene Klauen“ haben. In andern Ländern Afrikas ſind die Eingebornen keineswegs ſo ſtrenggläubig, daß ſie das leckere Wildpret des Haſen verachten ſollten; in Abiſſinien aber glauben die Mahammedaner ebenſowohl, wie die Chriſten, ein großes Unrecht zu begehen, wenn ſie das Wildpret des Haſen genießen. Deshalb wird unſer Thier ſeitens des Menſchen nicht im geringſten beläſtigt und hat alſo den Erzfeind aller Geſchöpfe bis heutigen Tages noch nicht

kennen gelernt. Anders kann ich mir die Dummdreiſtigkeit des langlöffelichen Geſellen nicht erklären.

Es hält auch in Abiſſinien ſehr ſchwer, einen Haſen im Lager zu entdecken. Gewöhnlich giebt ſich die „Mindele“ gar nicht die Mühe, ſich ein Lager zu graben; vielleicht hindert ſie auch der oft ſehr harte Boden daran. Sie drückt ſich alſo ganz einfach neben einem Grasbuſche oder ſelbſt mitten in der pflanzenreichen Ebene auf den Boden hin und vertraut auf ihre langen Löffel und ihre langen Läufe. In der Regel ſteht ſie ſchon auf vierzig, ja auf ſechszig Schritt vor dem Jäger auf; nun aber zeigt ſie eine Dummdreiſtigkeit oder Ungeſchicklichkeit ohne Gleichen. Es fällt ihr gar nicht ein, eiligen Laufes ihr Heil in der Flucht zu ſuchen, ſondern ſie geht höchſtens auf zwanzig, dreißig Schritte langſam dahin, womöglich dem nächſten Buſche zu und ſetzt ſich hier unter dem dünnen Gezweige, welches ihre ganze Geſtalt erkennen läßt, ſo unbeſorgt nieder, als gäbe es gar keinen Feind für ſie. Nur die Löffel werden nach der verdächtigen Gegend gerichtet; im übrigen bekümmert ſich die Mindele kaum um den Störenfried. Ich habe wiederholt zu erfahren verſucht, wie nahe der Haſe den Jäger an ſich herankommen läßt, und nicht blos gefunden, daß derſelbe bequem auf gute Schußnähe aushält, ſondern ſogar auf längere Zeit eine Verfolgung möglich macht, ohne an die Flucht zu denken. Manchen Haſen habe ich fünf bis ſechs Mal nach einander aufgetrieben und endlich doch noch erlegt. Aus Fehlſchüſſen macht er ſich nur ſehr wenig; den, welchen man heute fehlte, findet man am nächſten Tage ſicherlich genau an derſelben Stelle wieder und ebenſo albern, ebenſo dreiſt, wie zuvor. Die Haſenjagd wird dem Nordländer ſchließlich geradezu unangenehm: man ſchämt ſich förmlich, den einfältigen Geſellen zuſammenzuſchießen; und wenn es ſich nicht eben um nothwendiges Wildpret handelt, bekümmert man ſich bald kaum noch um ihn.

Ganz anders benimmt ſich der Haſe, wenn man in Begleitung von Hunden ihm nachſtellt. Er beweiſt dann, daß er in Wolfshund und Schakal, in Fuchs und Jagdleopard Feinde kennen gelernt hat, welche ihm gefährlicher werden, als der gleichgiltige Menſch. Freilich kann man noch immer nicht feſtſtellen, ob er aus eigenem Antriebe ſo eilig flüchtet oder nur von dem Hunde, welcher ſeine Verfolgung regelmäßig mit Eifer aufnimmt, getrieben wird; ſo viel aber glaube ich bemerkt zu haben, daß er ſich vor dem Hunde ungleich mehr fürchtet, als

vor dem Menſchen, und wäre derſelbe auch mit dem Feuergewehr bewaffnet. Ich bedenke mich deshalb auch nicht, anzunehmen, daß er gerade in den Wildhunden ſeine ſchlimmſten Feinde beſitzt. Aus der Klaſſe der Vögel werden ihm wohl nur drei der in unſeren Gebieten heimiſchen Räuberarten gefährlich: der Raubadler und der Habichts- oder Schopfadler — daß erſterer ſich vorzugsweiſe von ihm nährt, habe ich ſelbſt beobachtet.

Giebel vereinigt den abiſſiniſchen Haſen nicht nur mit dem arabiſchen, ſinaitiſchen, ſiriſchen und äthiopiſchen (Lepus arabicus, sinaiticus, syriacus und aethiopicus), ſondern auch mit dem Wüſtenhaſen (Lepus isabellinus), den am Kap vorkommenden dagegen mit dem unſrigen. Ich wage nicht zu entſcheiden, wie viel Willkür hierbei im Spiele iſt, das Eine aber muß ich hervorheben: als „klimatiſche Varietäten" ſind die erſtgenannten, welche meinetwegen nur eine Art bilden mögen, und der Wüſtenhaſe nicht anzuſehen. Der letztere giebt ſich ſo recht als Kind ſeiner Heimat kund, wie die gelbe Wüſtenlerche (Melanocorypha isabellina), welche man auch nicht als Ausartung einer andern Art betrachten kann; wie der Wüſtenläufer (Cursorius isabellinus), wie alle übrigen Geſchöpfe, welche in dem ſo eigenthümlichen Reiche leben. Dicht neben ihm wohnt und hauſt der dunkelfarbige, d. h. ſchwarz, weiß, grau und okerfarbig gefleckte und gewellte abiſſiniſche Haſe, in Egipten ebenſowohl als in Abiſſinien, in Nubien wie in Arabien; und es iſt deshalb gar nicht abzuſehen, warum das Klima, welches man doch gewöhnlich als den hauptſächlichſten Urheber der Verſchiedenheit anſieht, nicht beide Thiere in gleicher Weiſe verändert haben ſollte. Auch erwähnt ja der ſo ſcharf beobachtende Rüppell „ausdrücklich" (Neue Wirbelthiere S. 38), daß der Wüſtenhaſe durch ſeine verhältnißmäßig viel längeren Ohren ſich genügend von den andern unterſcheidet. Ich meinestheils halte den Wüſtenhaſen für eine beſtimmt von der Mindele oder dem „Erneb" der Araber, eben unſerem abiſſiniſchen Haſen, verſchiedene Art.

Unter den Einhufern, welche in unſeren Gebieten leben, iſt der Eſel unzweifelhaft das wichtigſte Mitglied für den Eingebornen ebenſowohl, als für den Forſcher. Das abiſſiniſche Pferd iſt ein ſehr unedles Thier und ſteht den andern Raſſen, welche man in Afrika zu ſehen gewohnt iſt, weit nach. Ich wage nicht zu beſtimmen, ob es eine eigene Raſſe bildet oder zum Dongola-Pferd geſtellt werden muß: nur ſo viel will ich ſagen, daß alle, welche ich ſah, ziemlich große, aber durchaus unſchöne Thiere waren.

Wie es ſcheint, wird das Pferd überall in Abiſſinien dem Mauleſel nachgeſtellt. Dieſer iſt das gewöhnliche Reitthier im Gebirge. Er iſt ziemlich klein von Geſtalt, aber regelmäßig gebaut und im Verhältniß zu ſeiner Größe ſehr ſtark und ausdauernd. Die Abiſſinier haben ihm einen für uns Europäer geradezu unleidlichen Schnellſchritt anerzogen, ein Mittelding zwiſchen Trab und Schritt, und diejenigen Mauleſel nun, welche in der betreffenden Gangart beſonders geübt ſind, werden am höchſten geſchätzt. Maulthiere ſind viel ſeltener als Mauleſel, kommen aber einzeln vor. In der Samchara bedient man ſich anſtatt beider lieber des Kamels, weil man wahrgenommen hat, daß Pferde und Mauleſel das dortige Klima ſchlecht vertragen. Es ſcheint, daß man in den ebenen Küſtengebieten weder Pferde, noch Mauleſel züchtet, und ſomit iſt man gezwungen, dieſelben aus den Gebirgen zu beziehen. Gegen dieſes ſticht nun freilich die Samchara in jeder Hinſicht grell ab. Anſtatt der grünen, friſchen Matten, welche das Gebirge beſitzt, hat ſie nur dürre Ebenen, anſtatt der reinen Bergwäſſer nur ſchmuzige Tümpel oder Brunnen, deren Waſſer meiſtens auch viel zu wünſchen übrig läßt. Das empfinden die Maulthiere, welche vom Gebirge kommen, ſehr hart. Sie werden traurig, viele kränkeln, und mindeſtens vierzig vom Hundert fallen ſchließlich den veränderten Verhältniſſen zum Opfer. Alle Europäer ſtimmen mit den Abiſſiniern in dem Einen überein, daß die Maulthiere nur im Gebirge ihre wahre Güte zeigen. Sehr eigenthümlich iſt es, daß Niemand daran denkt, in der Samchara ſelbſt Pferde und bezüglich Maulthiere zu züchten und ſie von Jugend auf an die andern Einhufern ſonſt ſo zuſagenden Tiefebenen zu gewöhnen.

Umgekehrt findet ſich der Eſel tiefer häufiger, als im Gebirg. Er iſt ganz unverkennbar der Nachkomme des afrikaniſchen Steppeneſels

(Asinus africanus), mittelgroß, ſchlank und hübſch gebaut, gilblich aſchfarben, mit deutlich ausgeſprochenem Schulterkreuz und mehreren lichteren oder dunkleren Querſtreifen an der Außenſeite des Unterfußes. Der wilde Stammvater dieſes Thieres findet ſich in großer Menge in allen die Samchara begrenzenden Steppen öſtlich bis zum Nil; in den Provinzen Taka und Berber iſt er häufig. Von hier aus ſtreift er gar nicht ſelten in die Samchara herein, und zuweilen ſoll er ſogar in der Nähe von Maſſaua gefunden werden.

In ſeinem Leben und Treiben ähnelt das Thier, wenn ich nach den mir gegebenen Beſchreibungen urtheilen darf, ſeinem aſiatiſchen Verwandten, dem Halbeſel oder Dſchiggetai (Asinus hemionus). Jeder Hengſt erwirbt ſich nach längerem Kampf und Streit die Oberherrſchaft über eine Stutenherde und bewacht und vertheidigt ſie. Bei Tage zeigt er ſich außerordentlich ſcheu und vorſichtig; Nachts hingegen beläſtigt er die Reiſenden durch Geſchrei und Lärmen. In ſauſendem Galopp ſprengt er, wie die verwilderten Pferde Paraguays, den Wachfeuern entgegen, hält in geringer Entfernung von denſelben plötzlich an, ſtarrt längere Zeit nach dem Lager hin und jagt dann mit donnerndem Hufſchlag wieder davon. In mancher Nacht wiederholt er derartige Beſuche fünf bis ſechs Mal, und alle Reiſenden, welche von Suakien oder Maſſaua nach dem Nil gezogen ſind, ſtimmen darin überein, daß er geradezu läſtig wird.

Es unterliegt für mich keinem Zweifel mehr, daß alle Eſel, welche ſich im Sudahn und in der Umgegend Maſſauas finden, von dieſer wildlebenden Art abſtammen. Die Nomaden, welche ſich in den Steppen herumtreiben, fangen die jungen Eſel ein, zähmen ſie und benutzen ſie dann als Reit- oder Laſtthiere. Nach ihren Verſicherungen verurſacht die Zähmung nicht die geringſte Schwierigkeit. Der junge Wildling wird einer ſchon gezähmten Eſelin beigegeben und von dieſer vollends groß geſäugt. Er legt bald alle Scheu vor dem Menſchen ab und iſt bereits nach Jahresfriſt derſelbe gutmüthige, d. h. leicht zu behandelnde Narr, wie jeder andere Hauseſel. Mir wurden Eſel gezeigt, von denen man ganz beſtimmt behauptete, daß ſie in der Wildniß geworfen worden wären, und ich habe mich vergeblich bemüht, ſie von den übrigen zahmen Eſeln zu unterſcheiden. Das Einzige, was ich aufzufinden geglaubt

habe, iſt, daß ſie ſich etwas ſtolzer trugen und außerordentlich ausdauernd waren.

Noch will ich bemerken, daß der von Heuglin neuerdings unter dem Namen Asinus taeniopus in ſeinen Diagnoſen neuer Säugethiere aus Afrika ꝛc. (Beſonderer Abdruck aus Band XXVIII der Verhandlungen der K. L. C. D. A.) aufgeſtellte Wildeſel nichts Anderes iſt, als ein wahrſcheinlich ſehr alter Hengſt des gewöhnlichen Steppeneſels. Die Streifen an den Beinen ſind nach glaubwürdigen Berichten, welche ich erhielt, bei den einen dunkler, bei den andern heller, bei dieſen mehr, bei jenen weniger ausgeprägt, bei manchen auf einen kleineren Theile beſchränkt, bei andern faſt über den ganzen Fuß verbreitet. Die übrige Färbung des Leibes ändert ebenfalls nicht unweſentlich. Es giebt ſehr graulich erſcheinende und ſehr gilblich gefärbte Wildeſel. Bis auf weiteres iſt demnach die Heuglin'ſche Art zu ſtreichen.

Dagegen unterſcheidet ſich der afrikaniſche Eſel gewiß von dem Onager (Asinus onager, *Pallas*), welcher neben dem Dſchiggetai in Aſien lebt, und Giebel hat ſicherlich unrecht, wenn er dieſen mit dem afrikaniſchen Wildeſel vereinigt.

Die Samchara bildet gewiſſermaßen ein Grenzgebiet des Kreiſes, über welchen ſich das einhöckerige Kamel oder Dromedar (Camelus Dromedarius) erſtreckt. Das Kamel gehört der Ebene an, nicht dem Gebirge; es befindet ſich nur in trockenen Gegenden wohl, nicht aber in denen, welche tropiſche Fülle zeigen. Noch iſt es in der Samchara allgemein verbreitet und ziemlich häufig zu finden; die edleren Raſſen aber, welche man in dem nördlichen Theile der Steppen des Nil und Atbara findet, und namentlich diejenigen, welche von den Biſcharihn-Nomaden gezüchtet werden, fehlen hier gänzlich.

Im Gebirge ſelbſt iſt das Kamel ein ſeltenes Thier. Es verliert ſeine Bedeutung, ſobald es ſich auf abſchüſſig felſigen Pfaden bewegen ſoll. Dies habe ich auf meiner erſten Reiſe, namentlich im ſteinigen Arabien beobachtet und jetzt wieder deutlich auf unſerem Zuge nach Menſa geſehen. So lange wir uns in der Samchara bewegten, gingen

die beladenen Kamele mit der ſie kennzeichnenden, ruhigen Gleichgiltigkeit gelaſſen ihre Stelzenſchritte fort; ſobald wir aber in den oberen Theil des Chor von Menſa kamen, erwieſen ſie ſich als die unbrauchbarſten Geſchöpfe, welche man ſich denken kann. Unbedeutende Steigerungen des Weges, über welche die Ochſen der Menſa ſammt ihrer Ladung mit derſelben Leichtigkeit wegkletterten, wie Eſel oder Maulthiere, hielten unſeren Reiſezug, oder wenigſtens die Laſtkamele ſtundenlang auf. Sobald die Thiere ihren Fuß auf glättere und abſchüſſige Felsſtücke, auf Geröll, kurz, auf Steine ſetzten, fingen ſie an zu zittern, ſchrien laut auf, weigerten ſich, vorwärtszugehen, achteten weder des Zurufes, noch der Schläge mehr, verſuchten ſich niederzulegen und zwangen ihre Treiber, ihnen die Laſt abzunehmen, dieſe nach der Höhe eines Abſturzes zu tragen und ihre Thiere ſelbſt dann empor zu treiben, zu ziehen, zu ſchieben. Während einiger Tage mußte das Gepäck fünf bis ſechsmal umgeladen werden, und oft waren die Hinderniſſe kaum der Rede werth. Der letzte Theil des Weges verurſachte unglaubliche Schwierigkeiten, und ſchließlich weigerten ſich die Kameltreiber aufs entſchiedenſte, ihren Weg überhaupt fortzuſetzen, weil ſie fürchteten, daß ihnen der Unmuth und die Zaghaftigkeit ihrer Thiere noch einen argen Streich ſpielen würden.

Wer nur einmal Kamele in ſolcher Lage geſehen hat, begreift, warum man in dem eigentlichen Abiſſinien dieſe ſonſt ſo nützlichen Thiere vermißt oder nur ſehr einzeln findet. Dennoch giebt es gewiſſe Gegenden, z. B. in den Barka- und Habahbländern, wo die Kamele, trotz der Gebirge, zum Laſttragen benutzt werden. Mehr, als andere Thiere, nämlich iſt das Kamel der Sklave ſeiner Gewohnheiten und Sitten. Was es einmal gelernt hat, thut es ohne Widerſtreben, was aber von den Gewohnheiten abweicht, iſt ihm fürchterlich. Das Kamel iſt keineswegs unfähig für das Gebirge; denn es klettert, wenn es der Weide gilt, ganz luſtig und kühn an den ſteilſten Wänden herum: mit der Laſt auf dem Rücken will es aber nicht im Gebirge ſich bewegen, und deshalb zeigt es die ganze Widerſpenſtigkeit, deren ſeine ſtörriſche Seele fähig iſt. Die Barka und Habahb richten ihre Kamele von Jugend an zum Bergſteigen ab und gewinnen hierdurch äußerſt brauchbare Laſtthiere für das Gebirge. Ihre Kamele klettern wie die Ziegen auf ungleich ſteileren und gefährlicheren Pfaden dahin, als wir ſie zu überwinden

hatten und tragen willig, auch im Gebirge, doppelt ſchwerere Laſten, als unſere Kamele ſie trugen.

Ich habe ſchon früher und wiederholt darauf aufmerkſam gemacht, daß das Kamel weit entfernt iſt, die bisherige Beſchreibung, welche dichtungsreiche Reiſende von ihm entwerfen, zu rechtfertigen, und habe mich auf dieſer Reiſe wieder überzeugt, daß meine frühere, für das Kamel ſehr ungünſtige Schilderung „des Wüſtenſchiffes“ vollkommen richtig iſt. Alle guten Eigenſchaften des Thieres haben ihren einzigen Grund in ſeiner leiblichen Ausrüſtung und in ſeiner Dummheit. Die geprieſene Geduld iſt nichts Anderes, als Gleichgiltigkeit, die Milde nur Stumpfheit, die Folgſamkeit blos Trägheit. In der That und Wahrheit iſt das Kamel das dümmſte, ungeſchickteſte, ſtörriſcheſte und böswilligſte Säugethier, welches ich kenne. Guter Behandlung iſt es faſt unzugänglich; denn es lernt kaum ſeinen Führer, ſeinen Herrn kennen. Von Liebe, von Anhänglichkeit an ihn, wie alle übrigen Hausthiere, das Schaf nicht ausgenommen, ſie zeigen, iſt keine Spur zu bemerken. Ueberlegung beſitzt es gar nicht, kurz, alle geiſtigen Fähigkeiten ſtehen auf der tiefſten Stufe. Ein Rind iſt dem Kamel gegenüber ein kluges Geſchöpf; nur in dem Schafe hat es einen ihm ungefähr ebenbürtigen Genoſſen. In dem einmal gewohnten Geleis geht es dahin; verläßt es daſſelbe, ſo kann es den Menſchen zur Verzweiflung bringen. Selbſt die edelſten Raſſen dieſes abſcheulichen Thieres zeichnen ſich nur wenig von den übrigen Kamelen aus, welche man unedle nennt.

Schon auf den nächſten Bergzügen, welche man überſteigt, wenn man von Maſſaua aus dem Gebirge der Menſa zuwandert, kann man eine der zierlichſten Antilopen unſeres Gebietes wahrnehmen. Die Sömmerrings-Gazelle (Gazella Soemmerringii) darf ſo recht eigentlich das Kind der Samchara genannt werden. Auf allen meinen Reiſen durch Afrika bin ich nur in dieſem Gebiete jenem ſchmucken Geſchöpfe begegnet, und auch Rüppell und Heuglin geben den Oſt-Abhang des abiſſiniſchen Gebirgslandes, oder richtiger, die Ebenen, von denen aus das Gebirge emporſteigt, als die ausſchließliche Heimat unſeres Thieres an. Von Letzterem erfahren wir, daß die Sömmerrings-Gazelle

es ist, welche sich auch auf manchen nahe der afrikanischen Küste gelegenen Inseln des südlichen rothen Meeres findet. In den Steppen, welche nach Westen hin die Samchara begrenzen, lebt unser Thier ebenfalls; doch scheint es, daß es den Atbara kaum überschreitet.

Der „Tedal", wie die Eingebornen die ihnen wohlbekannte Antilope nennen, ist ein sehr zierliches und außerordentlich kluges Thier. In der Nähe der Dorfschaften, welche noch von Europäern bewohnt werden oder, was gleichbedeutend ist, welche noch Jäger beherbergen, deren Waffen solchem Wilde gefährlich sind, findet sich unsere Gazelle nur einzeln: sie hat sich einfach in ruhigere Gegenden zurückgezogen. Jene breiteren Niederungen der Samchara, welche mit Gebüsch und verschiedenen Gräsern und Kräutern bewachsen sind, dürfen als die eigentlichen Wohnplätze des Tedal angesehen werden. Er betritt zwar auch die mehr oder weniger grasloſen Hügel, an deren Gehänge dürftige Mimosen wachsen, jedoch nur dann, wenn er von einer Ebene zur andern zieht.

In seinem eigentlichen Gebiete begegnet man ihm am öftersten in kleinen Trupps von drei bis acht Stücken, seltner einzeln oder in größeren Scharen. Er ist ein echtes Tagthier, welches nur während der ärgsten Mittagshitze wiederkäuend im Schatten einiger Büsche ruht, sonst aber vom Morgen bis zum Abend gemächlich seinen Standort durchzieht. Die Zahl der Geschlechter in solchen Trupps ist ziemlich gleich; doch hat es mir scheinen wollen, als bestünde jeder Sprung regelmäßig aus mehr Geisen, als Böcken. Wie es zur Zeit der Brunst sein mag, weiß ich nicht: für die Monate, welche uns zur Beobachtung vergönnt waren, dürfte meine Angabe allgemein giltig sein. Nicht selten bemerkten wir auch Paare, wahrscheinlich solche, deren Geis bald setzen wollte. Die größeren Trupps hatten sich vielleicht nur aus Böcken und geltegehenden Geisen gebildet.

Man erkennt den Sprung dieser Antilope oder auch das einzelne Thier schon aus größerer Entfernung an seinen hohen, schlanken Läufen und an dem blendend weiß schimmernden Spiegel, welcher, einem guten Auge wenigstens, noch in einer Entfernung von einer Sechstelmeile sichtbar ist. Der mehr mit den Sitten und Gewohnheiten vertraute Jäger gewinnt auch durch Beobachtung des Betragens bald einen sicheren Anhaltspunkt zur Bestimmung des von ihm erschauten Wildes.

Die Sömmerrings-Gazelle ist weit vorsichtiger und scheuer, als ihre liebliche Schwester, die eigentliche Isis-Gazelle. Selbst in jenen Gegenden, welche nur selten von dem Europäer heimgesucht werden, weicht der Tedal mißtrauisch dem sich nahenden Menschen aus, einem Fußgänger selbstverständlich mehr, als einem Reiter. Sobald sich der Jäger durch einen dichteren Busch, einen Hügel oder die Wände eines Grabens zu decken sucht, geht sein Wild regelmäßig einer offenen Stelle zu und stellt sich hier, möglichst weit entfernt von jedem Gegenstande, welcher ein Heranschleichen des Jägers verdecken könnte, im freien Felde auf. Versucht man die Jagd auf eine günstigere Stelle zu verlegen, so trollt es mit ziemlich raschen Schritten dahin, durcheilt alle buschreichen Stellen so schnell als möglich, erwählt sich wiederum einen freien Platz und erwartet hier seinen Verfolger. Dann beginnt das alte Spiel von Neuem. Diese Vorsicht erschwert die Jagd des Tedal außerordentlich und läßt es erklärlich erscheinen, daß wir von mindestens vierzig Stücken, denen wir begegneten, nur zwei erlegten.

Wie die eigentliche Gazelle, äßt sich die Sömmerrings-Antilope vorzugsweise von Mimosenblättern; doch sieht man sie nebenbei auch mancherlei andere Kräuter abpflücken. Es gelang mir nicht, die betreffenden Pflanzen zu bestimmen. In dem Magen des Getödteten fand ich beide Male fast nur die Ueberreste von Mimosenblättern vor. Nach der Regenzeit, wo ein reichhaltiger Pflanzenwuchs stellenweise die Samchara deckt, soll der Tedal hauptsächlich hier sich äßen, während die Gazelle auch dann noch bei ihrer eigentlichen Nährpflanze, eben der Mimose, gesehen wird.

Anfangs April erhielten wir frischgesetzte Kälber unsrer Antilope, welche die Eingebornen in Schlingen gefangen hatten. Diese Kälber unterscheiden sich von den jungen Gazellen leicht durch ihre bedeutende Größe und die verhältnißmäßige Plumpheit ihrer Formen, von den Alten ihrer Art aber durch das Fehlen des weißen Spiegels; denn nur die Unterseite ihres Leibes ist lichter, als die obere. Beider Färbungen gehen allgemein in einander über, und nirgends zeigt sich eine scharfe Grenzlinie. Zu meiner Verwunderung habe ich bei den freilebenden niemals Kälber gesehen und nehme deshalb an, daß diejenigen, welche wir erhielten, erst den Anfang der Satzzeit bezeichneten. Diese Annahme würde auch mit Dem, was ich hinsichtlich der Fortpflanzungszeit der Gazelle beobachten konnte, im Einklange stehen. — Ungeachtet

aller Mühe, welche ſich die Damen der Geſellſchaft gaben, gelang es nicht, eines dieſer Tedalkälber großzuziehen. Die meiſten ſtarben bereits in den erſten Tagen ihrer Gefangenſchaft. Mehrere erblindeten vor dem Tode ohne erklärliche Urſache.

Obwohl die Eingebornen das leckere Wildpret aller Antilopen zu ſchätzen wiſſen, machen ſie doch nur ſelten Jagd auf die bei ihnen lebenden Arten der reichhaltigen Familie. Hierdurch unterſcheiden ſie ſich ſehr von den Inner-Afrikanern und namentlich von den Bewohnern der öſtlich vom Nil gelegenen Steppen und den Kordoſahneſen. Dieſe jagen alle Antilopen mit ihren vortrefflichen Windhunden und bringen oft von einer einzigen Jagd zwanzig bis dreißig Stück Wild mit nach Hauſe. Die gutberittenen Barka ſollen dieſe Antilope und die Gazelle auch mit Pferden verfolgen und ſie ſchließlich ſo abhetzen, daß ſie ſich ihrer bemächtigen können. Für den mit Feuer bewaffneten Jäger führt der Pirſchgang noch immer am ſicherſten zum Ziele; doch läßt ſich der Tedal auch treiben, vorausgeſetzt, daß hierzu die hinlänglichen und einigermaßen geübten Leute ſich finden.

In der Gefangenſchaft ſieht man die Sömmerringsgazelle nur zufällig. Die Eingebornen bringen ſie auf Beſtellung. Sie kundſchaften gewiſſe Wechſel eines Trupps aus und ſtellen hier in geringen Abſtänden ſogenannte Teller auf. Es ſind dies vielfach durchbohrte Reifen, durch deren Löcher biegſame, an dem einen Ende zugeſpitzte Stäbchen geſteckt werden. Die Stäbchen laufen vom Rande aus ſchief nach unten gerichtet dem Mittelpunkte des Tellers zu und ſtehen hier mit den Spitzen gegen einander. Jeder Teller wird in eine Grube und zwar auf ein kreisförmig zuſammen gebogenes, ziemlich hohes Rindenſtück gelegt, welches verhütet, daß die Grube ſich wieder mit Sand ausfüllt. Um den äußeren Rand des Tellers herum legt man nun eine Schlinge und befeſtigt dieſe an einen ziemlich ſchweren Knüppel. Die Gazelle, welche ruhig ihres Weges wandelt, tritt auf den leicht mit feinem Sande bedeckten Teller, biegt die ſchwachen Stäbe nach abwärts, rutſcht auf ihnen dem Mittelpunkte zu, tritt durch und fühlt nun einen ihr höchſt unangenehmen Kranz am Laufe. Durch Schütteln und Schnellen ſucht ſie ſich deſſelben zu entledigen, zieht aber gerade hierdurch die Schlinge zu und den Knüppel hinter ſich drein. Das erwachſene Thier wird jetzt aufs äußerſte geängſtigt, macht die ſonderbarſten Sprünge und

ſetzt den Knüppel derartig in Bewegung, daß er ihr zuletzt einen oder den andern Lauf zerſchlägt. Junge Thiere legen ſich, ſobald ſie ſich gefeſſelt fühlen, ruhig nieder und werden ſo mit Leichtigkeit die Beute des Jägers. Dieſer bemerkt natürlich bald, daß eine der Fallen ihren Zweck erfüllt hat, folgt der Spur, welche der nachſchleifende Knüppel deutlich genug bezeichnet, und findet das Wild meiſtens in den kläglichſten Umſtänden am Boden liegen. Dann zieht er ſein Meſſer heraus, ſchneidet ihm die Kehle durch, ladet es auf ſein Kamel und bringt es nach Hauſe. Das abgezogene Fell wird gewöhnlich, aber nicht überall, auf den Boden geſpannt, feucht mit gerbſäurehaltigen Mimoſenſchoten bedeckt, hierdurch ziemlich ordentlich zubereitet und dann verſchiedenartig verwendet.

Die eigentliche oder Iſisgazelle (Gazella Dorcas) iſt in der Samchara eine ebenſo häufige Erſcheinung, wie in den Steppen öſtlich und weſtlich vom Nil, wenn ſie ſich auch im Oſten Afrikas niemals in ſo ſtarke Banden zuſammenſchlägt, als im Innern des Erdtheils. In der Samchara wird man ſie ſchwerlich irgendwo vermiſſen, es ſei denn, daß eine der breiteren Niederungen gar zu dicht mit niederem Graſe bedeckt wäre. Solche Stellen meidet die Gazelle. Sie bevorzugt dafür die dürrſten Strecken, diejenigen, wo die Mimoſen, ſo zu ſagen, die einzigen Pflanzen ſind.

Auf allen unſern Zügen habe ich die Gazelle immer nur in kleinern Trupps von drei bis acht Stücken geſehen, ſehr oft auch einzeln. Wahrſcheinlich ſind die ſchwachen Trupps Familien, beſtehend aus einem Bock mit ſeinem Thier und dem jungen Nachkommen, welcher bis zur nächſten Brunſtzeit bei den Eltern verweilen darf. Ebenſo häufig findet man aber auch Trupps, welche nur aus Böcken beſtehen, vielleicht aus ſolchen, welche von den ſtärkeren abgetrieben wurden. Junggeſellen dieſer Art halten bis zur nächſten Brunſtzeit ſehr treu zuſammen.

In das Gebirge hinauf geht die Gazelle nicht. Sie verſchwindet überall da, wo das Gebüſch waldartig wird, und nur einzeln zeigt ſie ſich in der Nähe des eigentlichen Gebirgswalles ſelbſt. Auf der Hochebene von Menſa kommt ſie niemals vor.

Die Gazelle iſt ein echtes Tagthier, welches vom Morgen an bis

gegen Mittag und von Nachmittag vier Uhr an bis zum Abend in ununterbrochener Regſamkeit iſt. Gewöhnlich ſteht der Trupp unmittelbar neben oder unter den niederen Mimoſenbüſchen, deren Kronen ſich von unten an ſchirmförmig nach oben ausbreiten und deshalb dem Wilde unter ihm zugleich ein ſchützendes Dach gewähren. Um Mittag liegen alle Mitglieder des Trupps wiederkäuend unter denſelben Büſchen, gewöhnlich ſo, daß ſie von einer Seite her den Wind und nach der anderen hin freie Ausſicht haben. Ein Vorthier hält dann die Wacht. Erſt nach Sonnenuntergang thun ſich alle Stücke des Trupps nieder. Solange nicht etwas Ungewöhnliches geſchieht, bleibt dieſer auf der einmal gewählten Stelle und wechſelt höchſtens von einem Ort zum andern hin und her, immer auf gleichem Wege. Bei Verfolgung jedoch vertauſcht der Trupp ſofort ſeinen Stand. Schon der Wind iſt hinreichend, eine Geſellſchaft Gazellen zu ſolchem Wechſel zu bewegen. Ich fand ſie immer unter dem Wind, alſo auf der dem herrſchenden Windſtrom entgegengeſetzten Seite der Hügel liegen. Bei herannahender Gefahr flüchtet ſie zuerſt nach dem Kamm des Berges, an welchem ſie ſich äßte, oder einem der benachbarten Hügel zu, ſtellt ſich hier auf und prüft von ihrer hohen Warte aus lange und ſorgfältig die Gegend; dann zieht oder trollt ſie weiter, bis ſie ſich geſichert und die Rückkehr nach dem einmal gewählten Standorte wagen zu dürfen glaubt.

Den eigentlichen Standort eines Sprungs erkennt man mit genügender Sicherheit an mehreren runden, ſehr flachen Keſſeln von etwa drei Fuß Durchmeſſer, welche zumeiſt in dem dürrſten, ſteinigſten Boden ausgeſchlagen und zur Aufnahme der Loſung beſtimmt ſind. Durch Prüfung der Loſung ſelbſt überzeugt man ſich leicht, ob dieſe Keſſel noch am Jagdtage oder früher benutzt wurden.

Im erſteren Falle darf man die Gazellen mit Beſtimmtheit in der Nähe vermuthen oder kann ſie ſogar hier an den Früh- oder Abendſtunden erwarten.

Als die eigentliche Nährpflanze der Gazelle iſt die Mimoſe anzuſehen. So lange dieſer weit verbreitete und gemeine Baum noch friſche Blätter hat, äßt ſich unſer Wild ausſchließlich von ſolchen und läßt alle übrigen Pflanzen unberückſichtigt. Erſt wenn die trockene Zeit hereinbricht und auch die Mimoſen entlaubt, ſucht ſich das Thier andere

Aeßung auf und nährt ſich dann, oft kümmerlich genug, von verſchiedenen grünen und dürren Gräſern, anderen Bodenpflanzen und Zweigen.

Zur Tränke zieht die Gazelle nicht. Ihr genügt der Nachtthau auf den Blättern der Bäume. Neben niederem Geſträuch ſieht man ſie allmorgentlich ſtehen und eifrig die Blätter belecken. Dieſe Genügſamkeit eröffnet ihr auch die dürrſte Wüſte. — Ob ſie, wenn ſie Waſſer in der Nähe hat, mit dieſem ſich tränkt oder auch dann noch mit dem Thau ſich begnügt, will ich unentſchieden laſſen. Pater Fillipini behauptete, daß ſie niemals zu den Tränkplätzen käme. — Auch Gefangene habe ich nicht trinken ſehen.

Die Gazelle iſt ein ſehr bewegungsfähiges, lebhaftes, behendes, anmuthiges und kluges Thier. Ihr Lauf iſt außerordentlich leicht; ſie ſcheint kaum den Boden zu berühren. Ein flüchtiges Rudel gewährt einen wahrhaft prachtvollen Anblick. Aus reinem Uebermuth ſpringt eine Gazelle in Sätzen von vier bis ſechs Fuß Höhe über die andere weg, und ebenſo oft ſieht man ſie über Steine und Büſche ſetzen, welche ihr gerade im Wege liegen, aber ſehr leicht umgangen werden könnten. Vor dem ſie verfolgenden Hunde flüchtet ſie in gewaltigen Sätzen dahin, bergauf oder bergab mit derſelben Leichtigkeit. Dank ihrer Behendigkeit und Ausdauer entrinnt ſie gewöhnlichen Hunden ohne Mühe; und nur die edelſten Windhunde der Steppe werden ihr wirklich gefährlich. Vor dem Reiter nimmt ſie ſich Zeit; ſie weiß, daß es kein Pferd giebt, welches ſie einholen könnte. Ihre Sinne ſind vortrefflich. Sie wittert ausgezeichnet, ſie äugt ſcharf und vernimmt auf große Strecken hin. Gerade wenn ſie ſich auf jene Hügel aufſtellt, kann man deutlich beobachten, daß ſie ſich hauptſächlich mit Hilfe des Geäuges ſichert. Sie iſt harmlos und etwas furchtſam, keineswegs aber ſo muthlos und kampfunluſtig, als man annimmt. Unter dem Rudel ſelbſt giebt es, zumal während der Paarungszeit, Kampf und Streit genug, und die verliebten Böcke rennen dabei ſo heftig mit dem Gehörn gegen einander an, daß einer dem andern gar nicht ſelten eine Stange abbricht: gerade auf der letzten Reiſe habe ich drei oder viermal Gazellen erlegt, denen eine Stange an der Wurzel abgeſtoßen war. Auch mit anderen Säugethieren kämpft die Gazelle, wie man an gefangenen beobachten kann, gern und muthig, wenn auch mehr des Spiels halber, als aus wahrer Streitluſt. Außer der Paarungszeit leben die Böcke eines Sprungs, wie die ver-

ſchiedenen Geſchlechter, ſtets in größter Eintracht unter einander, und ebenſo friedlich zeigen ſie ſich andern, ähnlichen Thieren gegenüber. Mit der Sömmerringsgazelle ſieht man ſie häufig zuſammen; an andern Orten vereinigt ſie ſich mit der Dama (Gazella Dama), und gar nicht ſelten äſt ſie ſich eine Zeit lang mit Ziegen oder Schafen.

Man kann die Gazelle nicht gerade ſcheu, muß ſie aber vorſichtig nennen. Jedem ihr auffallenden Gegenſtand, jedem fremdgekleideten Menſchen, jedem ihr gefährlich dünkenden Thier geht ſie mit großer Sorgfalt aus dem Wege. In Kordofahn ſtieß ich auf Trupps, welche mich ruhig bis auf etwa fünfzig Schritt Entfernung an ſich heran kommen ließen: gerade ſoweit, als der Eingeborne ſeine Lanze ſchleudern kann. Die Thiere hatten in der ſchwach bevölkerten, von der allgemeinen Verkehrſtraße abgelegenen Gegend das Feuergewehr wahrſcheinlich noch nicht kennen gelernt; denn auch nach dem erſten und zweiten Schuß, welcher jedesmal einen Bock niederſtreckte, zogen ſie noch vertraut weiter; erſt nach dem dritten Schuß wurden ſie flüchtig. Vor weißgekleideten Leuten flieht die Gazelle immer mehr, als vor denjenigen, welche das graue Tuch der Eingebornen tragen, und mehr als einmal habe ich beobachtet, daß ſie ſelbſt auf die Geſichtsfarbe ihrer Verfolger achtet.

Nach den verſchiedenen Ländern Nord-Oſt-Afrikas, welche die Gazelle bewohnt, iſt die Brunſtzeit verſchieden. In den Gegenden, welche noch im Gebiet der tropiſchen Regen liegen, tritt der Bock erſt Ende Oktober oder Anfang November auf die Brunſt. Mit lautem, blökendem Schrei fordert er alle Gleichgeſinnten zum Kampfe heraus und ſtreitet mit ihnen gar wacker. Das Thier antwortet dem Blöken durch ein ſanftes, helles Mahnen. Es folgt dem Sieger und nimmt bald gern die verſchiedenſten Liebkoſungen von ihm entgegen. Ich habe den Beſchlag der Gazelle bei gefangenen beobachten können. Der Bock folgt ſeiner Schönen auf Schritt und Tritt nach, beriecht ſie von allen Seiten, reibt den Kopf zart an ihrem Halſe, beleckt ihr das Geſicht, geht wiederholt um ſie herum, erhebt ſich plötzlich auf die Hinterläufe und geht nun auf dieſen dem Thiere nach, welches Anfangs regelmäßig vorwärts rückt und, ſpröde thuend, mit einer raſchen Bewegung ſich ſeitwärts wendet. Der Geprellte läßt ſich aber nicht ſogleich abweiſen, ſondern folgt der Ricke immer wieder, treibt ſie hin und her und hat ſchließlich die Genugthuung, ſeine Schöne ſich gefälliger zu ſehen.

Digitized by Google

Die Ricke geht fünf und einhalb bis sechs Monate hochbeschlagen; dann setzt sie ein Kälbchen, im Norden Afrikas zu Ende März oder zu Anfang April, in den Tropenländern zwischen April und Juli; denn hier ist Satz und Brunstzeit sehr verschieden. In den ersten Tagen seines Lebens ist das Kalb so unbehilflich, daß es von den flinken Arabern oder Abissiniern mit den Händen gefangen werden kann. Während dieser Zeit zeigt die Alte einen großen Muth, wie unser Reh unter denselben Umständen, und der Bock unterstützt sie dabei getreulich. Ein etwa heranschleichender Fuchs oder Wüstenluchs wird abgeschlagen; gegen die größeren Feinde, zumal gegen den, selbst einer Gazelle gegenüber mächtigen Jagdleopard und die großen Wildhunde, kann das Elternpaar seinem Sprößling freilich nicht beistehen. Man darf wohl annehmen, daß die Hälfte aller jungen Gazellen den Raubthieren, zu denen ich in den Steppen auch die Windhunde rechne, zum Opfer fällt; wäre Dies aber nicht der Fall, so würden sie sich wahrscheinlich auch ebenso vermehren, wie im Süden Afrikas die Springböcke.

Sehr jung eingefangene Gazellen werden bald zahm und ertragen auch leicht die Gefangenschaft. In allen großen Städten Nord-Ost-Afrikas sieht man Gazellen in den Höfen der Europäer oder der Türken. In Alexandrien und Kairo laufen die schmucken Geschöpfe in Haus und Hof und selbst in den Straßen umher, und einzelne werden so zahm, daß sie ihrer Herrschaft wie ein Hund auf dem Fuße nachfolgen und Brod oder andere ihnen gebotene Nahrungsmittel aus der Hand nehmen. So zahme Gazellen zeigen sich auch gegen fremde Leute sanft und zutraulich, und wenn die Böcke wirklich einmal ihr Gehörn brauchen, so geschieht Dies mehr, um zu spielen, als in der Absicht, zu verletzen.

Nach Beobachtungen, welche in Kairo ansässige Europäer machten, setzt der junge Gazellenbock im ersten Jahre seines Lebens drei bis vier Ringe auf, was ich aus dem Grunde der Erwähnung werth halte, weil man noch immer annimmt, daß die Zahl der Ringe auf den Stangen des Gehörns mit dem Alter der scheidenhörnigen Wiederkäuer im Einklange steht. Fünf Vierteljahr alte Böcke, welche ich sah, zeigten bereits fünf Ringe auf ihrem Gehörn. Dieses hat von Anfang an dieselbe Stärke, wie später, und deshalb erscheint es bei alten Thieren auch viel schlanker, als bei jungen.

Schon vor Ablauf des zweiten Jahres zeigten gefangene Gazellen-

böcke Luſt zur Brunſt; Ricken bekundeten bereits nach Ablauf von anderthalb Jahren, daß ſie fortpflanzungsfähig waren. Unter dem egiptiſchen Himmel hat es keine Schwierigkeit, Gazellen in der Gefangenſchaft zur Fortpflanzung zu bringen: mehrere Europäer in Kairo bekamen von ihren Hausgazellen in jedem Frühling ein Kalb und haben die Jungen auch immer ohne beſondere Mühe großziehen können.

In ganz Nord-Oſt-Afrika bildet die Gazelle einen Gegenſtand der eifrigſten Jagd. Mit Ausnahme der faulen Abiſſinier ſcheinen faſt alle Völkerſchaften der Nilländer in Ausübung dieſes herrlichen Vergnügens mit einander zu wetteifern. Die Kordofahneſen halten, wie die Beduinen der Samchara, ihre Hunde faſt ausſchließlich der Gazellenjagd halber. Die Türken gebrauchen noch heute den Falken als Jagdgehilfen. Auf meiner Reiſe nach Abiſſinien traf ich mit einem Falkenwärter des Vicekönigs zuſammen, welcher zwei lebende, abgerichtete Edelfalken auf der Hand trug. Es war der in Egipten während des Winters einzeln vorkommende Schlachtfalke (Falco lanarius). Leider habe ich niemals einer Gazellenjagd mit Falken beigewohnt, wohl aber viel davon reden gehört und erfahren, daß die von Haſſelquiſt in ſeiner „Reiſe nach Paläſtina“ gegebene Beſchreibung ſolcher Jagden auf eigene Beobachtung begründet iſt. Im Innern Afrikas kennt man die Benutzung des Falken nicht, ſondern bedient ſich ausſchließlich der Windhunde. Mit ihnen zieht man nach der Steppe hinaus, ſucht einen Trupp Gazellen auf, giebt ſich Mühe, dieſen zu umgehen, und läßt, ſobald der Ring einigermaßen geſchloſſen iſt, die Hunde los. Dieſe unterſtützen ſich wechſelſeitig und laſſen ſelten ein Stück des Rudels entkommen.

Wir Europäer haben die Jagd ausſchließlich mit der Büchſe getrieben und dabei erfahren, daß der Pirſchgang unbedingt am ſicherſten zum Ziele führt. Wenn zwei Jäger ſich vereinigen, gelingt es faſt regelmäßig, eine aufgefundene Gazelle zu erlegen. Man reitet ſo nahe als möglich an das ſich äßende Thier heran, ſpringt hinter einem deckenden Buſche vom Pferde, läßt dieſes von dem zu Fuße nachlaufenden Diener beſteigen und fordert den Gefährten auf, ruhig ſeines Weges weiterzuziehen. Die Gazelle beſchäftigt ſich dann immer zumeiſt mit dem Reitenden und gewährt dem Abgeſtiegenen Zeit, ſich auf Schußnähe an ſie heranzuſchleichen.

Seine Hoheit der Herzog ließ mehrmals, und mit großem Erfolg,

einzelne Gazellen ſich zutreiben. Die Jäger wurden unter dem Winde hinter Büſchen und Felsblöcken angeſtellt und die Gazelle von einer Treiberkette dem Schützen zum Schuß gebracht. Zu ſolcher Jagd gehört freilich eine ſo große Kenntniß, wie der Herzog ſie beſitzt: — vielen andern Jägern dürfte das Beabſichtigte nicht gelingen.

Auf meinen letzten Pirſchgängen habe ich mehrmals beobachtet, daß die überlebende Gazelle eines Paares rührende Beweiſe ihrer Anhänglichkeit an den Gefährten gab. Zwei Mal in den wenigen Jagdtagen habe ich von einem Buſche aus zwei Gazellen erlegt, welche ich vorher zuſammen geſehen hatte. Der überlebende Gefährte blieb nach dem erſten Schuſſe, gleichſam ſtarr vor Schrecken, neben dem Verendeten ſtehen, ließ von Zeit zu Zeit ein ängſtliches Blöken vernehmen, betrachtete mit ſichtlicher Angſt den Getödteten und ging langſam im Kreiſe um ihn herum. Er ließ mir vollkommen Zeit, die Büchſe wieder zu laden und auch ihm eine Kugel zuzuſenden. Die erſten beiden Gazellen, welche ich auf dieſe Art erlegte, waren verſchiedenen Geſchlechts, die andern zwei hingegen, welche ich nach einander zuſammenſchoß, waren Böcke: — aber auch ſie zeigten nicht geringere Anhänglichkeit an einander, als jene, bei denen doch die Gattenliebe ins Spiel kam.

Im Anfange der Jagd gewährte die Gazelle uns oft ein ſehr ſchönes Schauſpiel. Nach den erſten Schüſſen flüchteten alle auf den Kamm des höchſten Hügels, und dort ſtanden ſie dann, ſtarr wie Bildſäulen, oft lange Zeit. Die anmuthigen Geſtalten zeichneten ſich ſo klar gegen den tiefblauen Himmel ab, daß man auch auf große Entfernungen hin jedes Glied des Leibes deutlich wahrnehmen konnte.

Mehrmals kam es vor, daß ſolche Gazellen, nachdem ſie eine Zeit lang auf ihrer Warte geſtanden hatten, langſam auf der andern Seite des Hügels hinabgingen und unmittelbar an ſeinem Fuße oder auch mitten auf dem Gehänge ſtehen blieben. Es ſchien, als fühlten ſie ſich vollkommen ſicher, wenn ſie den Gegenſtand ihrer Furcht aus dem Auge verloren hatten. Ehe ich dieſe ſonderbare Gewohnheit kannte, kroch ich mehrere Male vergeblich nach dem Kamme eines ſolchen Hügels empor und ſuchte von dort aus das Wild, welches dicht vor oder unter mir ſtand, in weiter Ferne; ja ich war, als ich es endlich bemerkte, ſo überraſcht, daß ich es dann im Laufe fehlte. Später freilich änderte ſich die Sache, und

jedes Mal, wenn ich unter ſolchen Umſtänden einen Hügel beſtieg, ſuchte ich zuvörderſt die größte Nähe auf und ſchweifte dann erſt in die Ferne.

Verwundete Gazellen bleiben gewöhnlich nach dem Anſchuſſe eine Zeit lang ſtehen und ziehen hierauf ganz langſam dahin, oft noch auf ziemliche Entfernungen. Nur ſolche, welche ich mit Schrotſchüſſen verwundet hatte, ſah ich nach dem Schuß in vollem Laufe flüchten und dann plötzlich zuſammenſtürzen.

Außer dem Menſchen hat die Gazelle in den von uns durchreiſten Gebieten wohl nur in dem Gepard, dem Wüſtenluchs und dem Wolfshund gefährliche Feinde. Die Raubvögel laſſen ſelbſt die Kälber unangefochten.

Während die Gazelle alle dicht bewaldeten Stellen der Samchara ängſtlich meidet, ſucht das Zwergböckchen (Cephalophus Hemprichiana) gerade die verſchlungenſten und undurchdringlichſten Gebüſche zu ſeinem Wohnplatze auf. Jene Waldſäume an den Ufern der Regenſtrombetten ſind der eigentliche Standort dieſes ungemein anmuthigen Thieres.

In allen einſameren und reicher bewachſenen Thälern iſt das Zwergböckchen geradezu eine gemeine Erſcheinung. Paar wohnt bei Paar, und wenn man den Stand des einen durchſchritten hat, befindet man ſich ſicherlich ſchon im Gebiet des andern. Bis zu ſechs und ſiebentauſend Fuß über das Meer hinauf dürfte man das Zwergböckchen wohl ſelten vermiſſen; immer aber bleiben es die Uferſäume, welche es vorzugsweiſe beherbergen.

Dickichte, welche anderen, größeren Antilopen geradezu undurchdringlich ſein würden, gewähren dieſen Zwergen die prächtigſten Wohnſitze. Für ſie findet ſich auch zwiſchen den engſten Verſchlingungen noch ein Weg und zwiſchen den ſchlimmſten Dornen noch ein Pförtchen. Jene laubenartigen Büſche, welche nach außen zu vollkommen abgeſchloſſen ſcheinen, im Innern aber oft frei, mit friſchem grünem Graſe beſtandene Plätze haben, ſind ihre eigentlichſten Standorte.

In ihnen ruht das Pärchen wiederkäuend aus; zu ihnen flüchtet es, ſobald es ſich verfolgt ſieht: ſie ſind das eigentliche Haus, welches es

bewohnt. Stört man es auf, so kehrt es immer bald wieder zu dem gewohnten Standort zurück, — wenn man es länger verfolgt, gewiß.

Im Anfang hält es ziemlich schwer, den „Beni-Israel“ der arabisch redenden Küstenbewohner oder den „Atro“ der Abissinier zu entdecken. Die Färbung seines weichen, schönen Haares stimmt mit dem Blätterdunkel des niederen Gebüsches so vollständig überein, daß ein scharfes Auge dazu gehört, die zarte Gestalt inmitten des Gebüsches wahrzunehmen. Auch mir ist es gegangen, wie dem berühmten Kapjäger Drayson: auch ich bin anfangs von meinen Begleitern mehrmals auf Zwergböckchen aufmerksam gemacht worden, welche im niederen Gebüsch dahinschlichen, ohne daß ich im Stande war, sie zu entdecken.

„Dort, Herr, da geht es; sieh, hier im nächsten Gebüsch ein Böckchen und Rickchen!“ sagte mir mein Begleiter und bezeichnete mir genau die Stelle; aber es war mir unmöglich, Etwas zu bemerken. Erst, wenn das Pärchen über den Uferſaum heraustrat, sah ich es; dann aber war es längst außer Schußweite. — Jemehr man aber die Gewohnheiten des zierlichen Wildes kennen lernt, umso sicherer darf man auf Erfolg bei seinen Jagden rechnen.

Der Beni-Israel hält fest an dem einmal gewählten Stande und kehrt unter allen Umständen zu diesem zurück, sobald er es vermag. Er ist wachsam, äußerst vorsichtig und listig, gleichsam als wisse er, daß nur diese Eigenschaften ihn vor der großen Menge seiner Feinde retten können.

Wenn man recht achtsam und möglichst lautlos längs der Regenstrombetten dahinschleicht, oder noch besser, wenn man sich im Gebüsche selbst verbirgt und Andere treiben läßt, kann man die Sitten und Gewohnheiten dieses Thieres wohl kennen lernen. Beim geringsten Geräusch erhebt sich ein Glied des Pärchens, gewöhnlich der Bock, vom Boden, rückt nach einer lichteren Stelle des Busches vor, stellt sich, nach der verdächtigen Gegend hingerichtet, starr wie eine Bildsäule auf, wendet das Gehör vorwärts und lauscht nun regungslos dem Kommenden entgegen. Der Lauf, welcher erhoben wurde, bleibt erhoben; Geäuge und Gehör haften an ein und derselben Stelle, und nur der Haarschopf zwischen den Hörnern deutet durch sein Senken oder Heben den wechselnden Gedankengang des besorgten Geschöpfes an. Das Thier bleibt gewöhnlich im Dunkel des Gebüsches zurück, bis der Bock durch ein eigenes Mahnen, einen schnäuzenden, wie es scheint durch die Nasenlöcher hervor-

gebrachten Laut oder durch ein Aufſchlagen des einen Hufes auf den Boden die Mahnung zur Flucht giebt. Auf eines dieſer Zeichen hin verlaſſen beide augenblicklich den ihnen gefahrdrohenden Ort und ſtehlen ſich einer geſicherten Stelle zu. Ich kenne keinen Wiederkäuer weiter, welcher ſeine Flucht mit gleicher Vorſicht antritt. Der Beni-Iſrael ſchleicht lautlos zwiſchen dem dichteſten Gebüſch fort, bis er freiere Strecken erreicht hat. Hier geht er von Buſch zu Buſch weiter, immer in Abſätzen. Den Raum von einem Buſch zum andern durcheilt er ſo ſchnell als möglich; hinter jedem Buſch aber macht er längere Zeit Halt, ſichert ſich von neuem und ſetzt erſt nach dem Ergebniß ſeiner Beobachtung den Weg weiter fort. Auch auf der Flucht geht der Bock immer voraus, etwa zehn oder fünfzehn Schritte vor dem Thiere her, und dieſes trifft nur dann mit ihm zuſammen, wenn jener hinter einem Buſche Halt gemacht hatte. Von dort aus geht der Bock wieder voraus, das Thier folgt ihm wenige Augenblicke ſpäter, — und ſo geht es von Buſch zu Buſch.

Ein einmal aufgeſcheuchtes Zwergböckchenpaar bleibt immer längere Zeit in Bewegung, jedenfalls ſolange, als der Jäger in der Nähe verweilt. Es zeigt ſich dieſem da, wo es noch nicht viele Nachſtellungen erfahren hat, halbe Stunden lang immer in dem gleichen Abſtande von achtzig bis hundert Schritten und führt ihn, wenn er die Verfolgung ungeſchickt fortſetzt, mehrere Stunden lang in Kreiſen von etwa einer Viertelſtunde Durchmeſſer hin und zurück. So lange kein Schuß fiel, trollen beide Zwergböckchen ganz gemächlich in derſelben Weiſe vor dem Menſchen dahin; nach einem Schuſſe dagegen ſtößt der Bock wieder jenen ſcharfen Schnänzer aus, unmittelbar darauf werden beide flüchtig und jagen jetzt mit Leibeskräften davon, zuweilen auch während der Flucht den eigenthümlichen Laut noch drei bis vier Mal wiederholend.

Ein ſolches, eigentlich flüchtiges Pärchen gewährt einen ganz ſonderbaren Anblick. Bei der raſchen Bewegung verſchwindet ſcheinbar die Antilopenähnlichkeit, und man glaubt eher einen Haſen, als einen hirſchähnlichen Wiederkäuer vor ſich zu haben. —

Die flüchtigen Zwergböckchen durcheilen etwa vier bis ſechshundert Ellen mit gleicher Geſchwindigkeit; auf größere Strecken kann man ſie in ſeinem Gebiet niemals mit den Augen verfolgen. Wahrſcheinlich kehren ſie erſt nach einigen Stunden wieder nach ihrem urſprünglichen Standorte zurück.

Unwillkürlich kommt man zu der Anſicht, daß es in jeder geeigneten Niederung mehrere Pärchen des Zwergbockes geben muß, welche nur auf den Augenblick warten, einen der günſtigeren Standorte einzunehmen.

Wenn man erſt mit dem Beni-Iſrael vertraut geworden iſt, erkennt man ſeine bevorzugten Wohnplätze ſchon von Weitem. Unter den dichten Büſchen iſt der dichteſte, zumal wenn er laubenartig iſt, gewiß der vor allen erwählte, eigentliche Standort. Ihn beſtimmen außerdem noch beſondere, ſehr gerechte Zeichen. Wie die Gazelle, ſchlägt ſich auch der Beni-Iſrael ſeichte, runde Keſſel aus, in denen er ſeine Loſung abſetzt. Dieſe Keſſel liegen ſelten weiter, als dreißig oder vierzig Schritte von dem Lieblingsbuſche eines Pärchens entfernt und werden wahrſcheinlich allmorgentlich von dem betreffenden Paare aufgeſucht und mit neuer Loſung bereichert. Der Jäger braucht nun blos die Loſung in einem dieſer Keſſel zu unterſuchen, um mit Sicherheit zu erfahren, ob er in dem nächſten dichten Buſche ein Pärchen des Beni-Iſrael erwarten darf oder nicht. Iſt die Loſung friſch, ſo kann er das Erſtere mit vollſter Ueberzeugung behaupten.

Nun kommt es oft genug vor, daß man mit ein Paar raſchen, glücklichen Schüſſen beide Gatten eines Pärchens erlegt und ſomit einen bevorzugten Standort freimacht. Denſelben Buſch aber darf man ſchon am andern Tage wieder beſuchen; denn man kann mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß er wieder beſetzt iſt.

Ein Jäger, welcher ſo Tag für Tag ein und daſſelbe Gebiet durchwandert und alles Wild, welches er in ihm findet, niederſchießt, wird nach geraumer Zeit jedes Jagdrevier veröden. Nicht ſo iſt es, wenn er ſeine Jagd auf Zwergböckchen beſchränkt; wenigſtens zeigt ſich die Verödung erſt viel ſpäter, als bei jedem andern Wilde. Man begreift gar nicht, woher die Thiere kommen. Erfahrene Jäger, wie Pater Fillipini, verſicherten mir, daß ſie Jahre lang an derſelben Stelle gejagt und alle Zwergböckchen, welche vor ihnen aufgegangen waren, ſchon aus Mangel an Wildpret zuſammengeſchoſſen, dennoch aber niemals eine eigentliche Verödung des ſo arg mißhandelten Jagdgrundes beobachtet hätten. Das ausgeſchoſſene Gebiet füllte ſich über Nacht wieder; und wenn man nur ein Paar Tage lang einen Theil deſſelben nicht beſuchte, fand man ihn ſicher wieder beſetzt. Dieſe Thatſache beweiſt einerſeits, wie außerordent-

häufig das Zwergböckchen an geeigneten Orten iſt, andrerſeits aber auch, daß immer wenigſtens einzelne Paare umherſtreifen, in der Abſicht, ſich einen guten Standort zu erwerben.

Das Zwergböckchen äßt ſich gern von den Blättern der Mimoſen, keineswegs aber ſo ausſchließlich, wie die Gazelle. Den Hauptbeſtandtheil ſeiner Nahrung dürften wohl die ſaftigen Gräſer ausmachen, welche ſo üppig im Schatten ſeiner Lieblingsbüſche wachſen. — Wie die genannte, anſpruchsloſe Schweſter kann auch das Zwergböckchen das Waſſer ganz, oder wenigſtens längere Zeit entbehren: der Nachtthau genügt ihm. Oft trifft man es in Thälern an, welche gänzlich waſſerlos und weithin von dürrer Wüſte umgeben ſind; von ihnen aus kann das Thierchen unmöglich jeden Tag nach anderen, günſtigeren zur Tränke ziehen. An den wenigen Waſſertümpeln, welche in den Regenſtrombetten übrigbleiben und die einzigen Tränkplätze der Gegend bilden, habe ich mich vergeblich bemüht, einen der unverkennbaren Tritte aufzufinden, welche der kleine, feine Huf des Zwergböckchens dem weichen, fettigen Boden eindrückt. Pater Fillipini hat den Beni-Iſrael niemals trinken, wohl aber eifrig die thaufriſchen Blätter der niederen Gebüſche belecken ſehen.

Der kundige Leſer wird ſchon aus dem Vorhergehenden entnommen haben, daß das Zwergböckchen eines der wenigen Säugethiere iſt, welches in ſtrenger Ehe lebt. Wenn man von ihm ſpricht, muß man wirklich immer von einem Pärchen reden. Einzelne Beni-Iſrael habe ich blos dann geſehen, wenn ich einen Gatten des Thieres zuſammengeſchoſſen hatte. Aber dieſe Verwaiſten waren am andern Tage ſchon nicht mehr auf dem alten Orte aufzufinden. Man gewöhnt ſich zuletzt ſo an die Treuinnigkeit des Zuſammenhaltens der Gatten, daß man ſich wundert, wenn man einmal mehr als zwei Zwergböckchen zu gleicher Zeit bemerkt. Dann aber ſind es immer nur ihrer Drei oder ihrer Vier, d. h. ein Paar mit ſeinem Sprößling, oder zwei Paare. Trupps von größerer Zahl kommen nicht vor; ſogar diejenigen Paare, welche eine Zeit lang, vielleicht erſt durch Verfolgung bewogen, zuſammengehen, haben ihre beſonderen Standorte und trennen ſich baldmöglichſt wieder von einander.

Von den Eingebornen konnte ich nicht mit Beſtimmtheit erfahren, in welchem Monate des Jahres der Zwergbock auf die Brunſt tritt; dagegen erhielten wir Anfangs April Kälber dieſer Antilopenart, welche erſt vor wenigen Tagen geſetzt ſein konnten, und waren ſomit im Stande,

wenigſtens die Satzzeit zu beſtimmen. Ein abiſſiniſcher Jäger erzählte mir, daß es, ungeachtet des innigen Eheverbandes, während der Brunſtzeit zu heftigem Streit unter den Böcken komme; doch iſt den Ausſagen der Abiſſinier nicht eben viel Vertrauen zu ſchenken, weil ſie die für einen gewiſſenhaften Forſcher höchſt unangenehme Eigenſchaft beſitzen, auf gethane Fragen möglichſt vielſagende Antworten zu geben, bei denen ſie ihre ſehr rege Einbildungskraft nicht eben zu zügeln pflegen.

Wie es ſcheint, werden von den Abiſſiniern nur junge Zwergböckchen gefangen; wenigſtens gelang es uns nicht, erwachſene zu erhalten. Obgleich man das Wildpret des Beni-Iſrael nicht verſchmäht, macht man doch nirgends eigentliche Jagd auf ihn. Von den Kaffern wiſſen wir, daß ſie andere, unſeren Zwergböckchen ganz ähnliche Schopfantilopen mittelſt Schnellgalgen fangen, welche ſie auf den Wechſeln der Thiere aufſtellen: in Abiſſinien kennt man derartige Mordwerkzeuge nicht. Ohne das Feuergewehr wird man übrigens ſchwerlich den behenden und vorſichtigen Geſchöpfen viel anhaben können.

Uns Europäern gewährt die Jagd des Beni-Iſrael großes Vergnügen, und wenn man ſich erſt mit ihr vertraut gemacht hat, iſt ſie auch ſehr ergiebig. Während unſerer Reiſe wurden tagtäglich mehrere Zwergböckchen erlegt, ohne daß eigentlich Jagd auf ſie gemacht worden wäre: man ſchoß ſie nebenbei. Wir bedienten uns ausſchließlich des Schrotgewehres, weil wir beobachtet hatten, daß die Büchſenkugel gewöhnlich den Leib des zarten Thieres ganz zerreißt und das Wildpret mehr oder weniger verſtümmelt; auch werden dieſelben Gebüſche, welche Zwergböckchen beherbergen, von ſoviel Frankolinen und Perlhühnern bewohnt, daß die Jagd unter allen Umſtänden ergiebig ausfällt. Wenn eine größere Jagdgeſellſchaft ſich vereinigt und, durch Treiber und gut geſchulte Hunde unterſtützt, die Uferſäume der Regenbetten im Halbmond abgeht, dürften nur wenige Zwergböckchen entkommen: denn diejenigen, welche aufgeſchreckt wurden, fliehen regelmäßig ſeitwärts von der Richtung des Waſſerbettes ab und kommen dann den äußerſten Schützen vors Rohr.

Das Wildpret der Zwergantilope iſt nicht beſonders zu empfehlen. Es hat immer wenigſtens eine ſchwache Andeutung des moſchusähnlichen Geruches, welchen die kohlſchwarze Abſonderung der Wangendrüſen in hohem Grade beſitzt; auch iſt es hart und verhältnißmäßig ſehr zähe.

Dagegen verdient die Leber wegen ihrer Zartheit und ihres trefflichen Geſchmackes hoch geprieſen zu werden.

Ueber das Gefangenleben des Zwergböckchens kann ich leider nicht viel berichten. Das einzige Kälbchen, welches wir erhielten, wurde von den Damen unſerer Geſellſchaft mit der größten Sorgfalt gepflegt und ſeiner ſchönen, ſchmucken Geſtalt und ſeines lieblichen Weſens halber mit vieler Zärtlichkeit behandelt. Man gab dem Thierchen in einer ſäugenden Ziege die paſſendſte Pflegemutter, welche man auftreiben konnte, und gewöhnte es auch bald an dieſelbe. Ein unglücklicher Zufall aber machte ſeinem jungen Leben ein vorzeitiges Ende. Es ſtarb in Folge einer Halsgeſchwulſt, welche ſich auffallend ſchnell entwickelte. Nach Dem, was ich erfuhr, glaube ich keinen Augenblick zweifeln zu dürfen, daß auch der Beni-Iſrael ſeinem Pfleger daſſelbe Vergnügen bereitet, welches andere Zwergantilopen ihren Beſitzern gewähren.

Schon Rüppell bemerkt, daß ein ganzes Heer von Feinden dem kleinen, niedlichen Buſchbewohner nachſtrebt. Die Zahl der Raubſäugethiere und Vögel, welche Jagd auf dieſes Thier machen, läßt ſich nicht mit Sicherheit angeben; ſchwerlich aber wird man ſich irren, wenn man annimmt, daß alle Windhunde und alle Wildkatzen unſeres Gebietes, höchſtens mit Ausnahme der tölpiſchen Hiäne und des Löwen, ſowie alle Adler dem Zwergböckchen gefährlich werden dürften. Leopard und Gepard ſind als die ſchlimmſten Feinde zu verzeichnen: daß erſterer gerade dieſem Wilde eifrig nachſtrebt, habe ich bereits oben erwähnt. Namentlich die jungen, in den Liſten und Fertigkeiten ihrer Eltern noch unerfahrenen Zwergböckchen ſollen arg gefährdet ſein; und es nimmt Einen wirklich Wunder, wie es bei ſo zahlreichen Verfolgern noch ſo viele Beni-Iſrael geben kann. Auch bei dieſem Thiere ſieht man wieder, daß nur der Menſch es iſt, welcher das von der Natur vermittelte Gleichgewicht aufzuheben vermag.

Wenige Stunden nach dem erſten Eintritte in das Gebirge der Menſa kann der aufmerkſame Reiſende eine der gewandteſten, kräftigſten und kühnſten Antilopen wahrnehmen, welche wegen dieſer Eigenſchaften ſchon ſeit langen Jahren hoch berühmt geworden iſt: ich meine den

Klippſpringer (Oreotragus saltatrix). Rüppell iſt meines Wiſſens der Erſte, welcher angiebt, daß dieſe längſt bekannte afrikaniſche Gemſe auch in Abiſſinien lebt. Bis zum Erſcheinen ſeines großen Werkes über die abiſſiniſchen Wirbelthiere nahm man Südafrika und zwar vorzugsweiſe das Kapland als ausſchließliche Heimat des Klippſpringers an, und heute noch giebt es Forſcher, wie z. B. Giebel, welche die Rüppell'ſche Bemerkung nicht gewürdigt haben.

Ueber das Leben und Treiben des noch heut zu Tage ſehr wenig gekannten Thieres berichtet Rüppell nicht. Unſere bisherige Kenntniß hierüber beruht auf wenigen und unvollſtändigen Beobachtungen, welche Reiſende und Jäger im Kaplande gemacht haben. Jeder Beitrag zur Lebenskunde muß deshalb willkommen erſcheinen. Aber es iſt nicht gerade leicht, das Leben des Klippſpringers zu erforſchen; gewöhnlich ſieht man ihn, den Flüchtigen, nur kurze Zeit oder aus ſo großer Ferne, daß auch das beſte Glas ſich unwirkſam zeigt. Unſere Jagdgeſellſchaft konnte ebenfalls nur wenig Beobachtungen ſammeln, ſoviel Mühe ſie ſich auch gab, das kühne und gewandte Gebirgskind kennen zu lernen. Ich vermag blos Folgendes zu berichten:

Der Klippſpringer oder „Saſſa" der Eingebornen bewohnt paarweiſe und nicht gerade ſelten alle felſigen Berggegenden Abiſſiniens, welche mit Gebüſch bewachſen ſind. Im Gebirge der Menſa iſt er eine ziemlich häufige Erſcheinung. Seine Gewohnheiten machen es auch dem weniger achtſamen Reiſenden leicht, ihn zu entdecken. Wer den Saſſa beobachten oder jagen will, muß die Morgen- und Abendſtunden wählen; denn nur um dieſe Zeit pflegt ſich das Thier auf größere Entfernungen hin dem Auge zu zeigen. So lange am Morgen die Pflanzendecke, welche die Felswände ſo üppig einhüllt, thaunaß iſt, hütet ſich unſere Antilope, zwiſchen dem Gebüſch, den Gräſern und dem Kaktus umherzuſtreifen, und klettert deshalb auf große Felsblöcke, welche alle flacheren Gehänge bedecken, oder auf die Grate und Kanten der ſteileren Felſen, ſtellt ſich dort mit etwas zuſammengehaltenen Hufen aufrecht hin und verweilt Stunden lang in dieſer Stellung, ohne Leben zu verrathen. Es ſcheint, als ob das Thier ſich zu ſolchem Ausruhen, wie ich es nennen möchte, am liebſten die höchſtgelegenen Felsblöcke ausſucht, und ſo kommt es denn, daß man in der reinen Luft die gegen den klaren Himmel ſcharf abgezeichnete Geſtalt ſchon aus großer Entfernung wahrnehmen kann.

Am Kap hat man die Beobachtung gemacht, daß der Klippſpringer Quaderſandſteine allen übrigen Felsarten vorzieht; in Habeſch findet er ſich nach meinen Erfahrungen auf jeder Geſteinsart, aber doch auf den großen, breitrückigen Granitblöcken lieber, als auf den ſcharfgratigen Thonſchieferfelſen.

Man begegnet dem Klippſpringer regelmäßig paarweiſe; doch kommt es auch, und gar nicht ſelten, vor, daß zwei Paare ſich zuſammenſchlagen. Ebenſo ſieht man einen Sprung von drei Saſſa's, unzweifelhaft ein Paar in Geſellſchaft ſeines Sprößlings, welcher nach einſtimmigen Berichten der Eingebornen bis zur nächſten Satzzeit bei den Eltern verweilt. Größere Trupps als ſolche, welche aus vier Stücken beſtehen, habe ich nicht geſehen.

Jedes Paar hat ſeinen feſten Stand und hält an ihm mit derſelben Zähigkeit feſt, wie das Zwergböckchen. Dieſe Angabe gründet ſich auf langjährige Beobachtung unſeres Freundes Fillipini in Menſa. Der erfahrene Jäger konnte mir mit vollſter Beſtimmtheit ſagen, auf welchem Theil einer Bergwand Saſſas ſtänden; er vermochte es, den Aufenthalt jedes ihm bekannten Paares bis auf wenige hundert Schritte hin zu beſtimmen.

Der Standort iſt übrigens ein ziemlich ausgedehnter, weil der Saſſa, je nach dem Wetter, höher oder tiefer ſteigt. Am gewöhnlichſten findet man ihn in einer Meereshöhe von 2000 Fuß an aufwärts. Tiefer unten habe ich ihn nie bemerkt; doch iſt es gar nicht unmöglich, daß er auf dem erſten Gebirgswall ſelbſt bis an den Fuß der Berge, alſo in eine Höhe herabſteigt, welche kaum mehr als 800 Fuß über dem Spiegel des rothen Meeres liegt.

Bei heiterem Wetter wendet ſich der Klippſpringer immer mehr der Höhe zu, bei Regen, Nebel, Kälte ſteigt er in die tieferen Thäler herab. Er äßt ſich wahrſcheinlich nur bei Tage und zwar vorzugsweiſe in den Vormittagsſtunden. Nachmittags liegt das Paar oder der Trupp wiederkäuend auf Felsplatten oder wenigſtens auf pflanzenfreien Stellen des Abhanges im Schatten der Bäume oder noch lieber auf größeren Steinblöcken ſelbſt, regelmäßig ſo, daß nach der einen Seite hin eine freie Ausſicht möglich iſt. Von Zeit zu Zeit erſcheint einer der Gatten auf der nächſten Höhe, um von dort aus Umſchau zu halten.

Das Geäße des Saſſa beſteht aus Mimoſen und anderen Baumblättern, aus Gräſern und ſaftigen Alpenpflanzen. Soviel als möglich

äßt ſich das Thier von den Felſen aus, allein es kommt auch vor, daß es ſich förmlich in dem Graſe oder zwiſchen den Kaktus verſteckt und ſo, geborgen auch vor dem ſchärfſten Auge, weiterzieht. Während man in den Früh- und Abendſtunden auf halbe Meilen hin das anziehende Wild gewahrt, kann man ſich zur Mittagszeit vergeblich mühen, es an dem bekannten Standorte zu entdecken; mich belehrte der Zufall über dieſes Verſtecken-Spielen, wie ich es nennen möchte.

Ueber die Brunſt- und Satzzeit des Saſſa weiß ich nichts Genaues anzugeben. Im März traf ich noch Junge im Geleit ihrer Eltern; ein Böckchen, welches ich erlegte, hatte etwa drei Viertheile der Größe ſeiner Alten erlangt. Ich vermuthe, daß die Satzzeit mit Beginn des eigentlichen Frühlings d. h. mit Anfang der großen Regenzeit zuſammenfällt; denn das Alter jenes Böckchens durfte ich wohl auf ein halbes Jahr ſchätzen.

Bemerken will ich zugleich, daß dieſer junge Klippſpringer noch keine Spur des Gehörns zeigte.

Die Abiſſinier fangen zufällig einen oder den andern Klippſpringer in Schlingen. Eigentliche Jagden auf ihn betreiben blos Diejenigen, welche Feuergewehre beſitzen und zu führen wiſſen. Sie ſind ſehr eifrige Jäger und verſchonen kein ihnen erlaubtes Wild, welcher Art es auch ſein möge. Gewöhnlich ſtehen ſolche Jäger im Dienſte von Europäern und haben durch dieſe die Jagdwaffe erhalten, und ſomit kann man eigentlich ſagen, daß nur die Europäer gefährliche Feinde unſerer Antilope ſind. Unter den Menſa iſt das Feuergewehr noch ſo gut wie unbekannt, und wahrſcheinlich ſind diejenigen Saſſas, welche das von uns durchreiſte Gebiet bewohnen, deshalb verhältnißmäßig ſo wenig ſcheu. Ruhig und unbeſorgt habe ich verſchiedene Klippſpringer, welche über dem Thale von Menſa auf einem hervorragenden Felſengrate ſtanden, auf uns herabäugen ſehen, obgleich wir in gerechter Schußnähe dahinzogen. Starr und bewegungslos ſtanden die gedrungenen Geſtalten auf ihrer Warte, die Lichter feſt auf uns gerichtet, das große Gehör ſeitlich vom Kopfe abgehalten, ohne durch eine andere Bewegung, als durch Drehen und Wenden des Gehörs, Leben zu verrathen. Sie ſcheinen an die doch ziemlich oft im Thale auf- und niederwandernden Menſchen ſo gewöhnt zu ſein, daß ſie uns höchſtens mit Neugier, nicht aber mit Furcht betrachteten.

Wie bald ſo großes Vertrauen ſich in Mißtrauen verkehren kann, habe ich auf meinen Jagden deutlich genug bemerkt. Diejenigen Saſſas,

welche ich bei der erſten Jagd ziemlich ſorglos geſehen hatte, ſpotteten auf der zweiten aller meiner Liſt; ſie entflohen ſchon auf große Entfernung. Es ſchien mir, als ob ſich der Saſſa aus dem anderen Thieren ſo furchtbaren Knallen des Schuſſes nicht viel mache; wahrſcheinlich iſt er das Krachen in ſeinem Gebirge gewohnt. Mir gelang es, auf eine Familie von drei Stücken zwei Mal nach einander zum Schuſſe zu kommen und denſelben Bock noch zu erlegen, welchen ich vorher gefehlt hatte. Der Trupp war nach dem Knall wohl verwundert, aber doch ohne große Furcht auf einige ziemlich nahe Felſen geklettert, wahrſcheinlich in der Abſicht, von dort aus ſich Gewißheit über den Vorfall zu verſchaffen, und verharrte ſolange an dieſem Orte, bis ich mich zum zweiten Male auf Schußweite genähert hatte.

Bei anderen Saſſas brachte der Knall des Schuſſes eine unglaubliche Wirkung hervor. Ein Klippſpringer, den ich wegen der weiten Entfernung fehlte, ſprang mit einem ungeheuren Satze hoch oben von ſeinem Felſen herab und mit Vogelſchnelle von einem Abſatze zum andern, bis er verſchwunden war. Nur unter ſolchen Umſtänden erkennt man, wie gewandt und ſicher das Thier klettert. An den ſteilſten Felswänden entlang, neben Abgründen vorüber, welche jeden Fehltritt zu einem verderblichen machen würden, eilt der Klippſpringer mit einer Leichtigkeit und Zierlichkeit dahin, als ginge er auf ebenem Boden, gleichviel, ob er aufwärts oder abwärts ſteigt. Die geringſte Unebenheit iſt ihm genug, feſten Fuß zu faſſen, und unter allen Umſtänden ſind ſeine Bewegungen ebenſo ſicher wie ſchnell. Es iſt unmöglich, daß unſere Gemſe, daß der Goral Indiens, daß überhaupt ein Wiederkäuer beſſer und ſicherer klettert, als er. Das dahinfliegende, gleichſam an dem Felſen ſchwebende Thier reißt unwillkürlich zur Bewunderung hin, am meiſten natürlich, wenn es aufwärts flüchtet. Dann arbeitet jeder Muskel. Der Leib erſcheint noch einmal ſo kräftig, als ſonſt, die ſtarken Läufe wie aus federndem Stahle gebaut. Jeder Sprung ſchnellt den Saſſa hoch in die Luft; bald zeigt er ſich ganz frei den Blicken, bald iſt er wieder zwiſchen den Steinen oder in dem filzartigen Dickicht der Pflanzen verſchwunden. Bei der Eile ſeiner Flucht genügen wenige Augenblicke, um ihn allen Verfolgungen zu entziehen.

Das Wildpret des Saſſa iſt weiß von Farbe, hat einen ziemlich ſtarken, bockartigen Geruch und erinnert im Geſchmack an das Fleiſch der

Ziegen, ohne jedoch jenen unbeſchreiblichen Geſchmack verloren zu haben, welcher alle freilebenden Thiere kennzeichnet. Ich meine, daß es dem Wildpret des Steinbockes noch am nächſten kommt. Von dem der Zwergantilope unterſcheidet es ſich ſehr zu ſeinem Vortheil durch die große Zartheit, welche es beſitzt. Ein aus dem Schlegel geſchnittenes Bratenſtück dürfte, wenn es ordentlich zubereitet würde, auch den anſpruchsvollſten Gutſchmecker befriedigen. Die Leber iſt ebenfalls ausgezeichnet.

Die Decke kann man nicht benutzen; das Haar iſt im hohen Grade ſpröde und brüchig, die Haut locker und haltlos.

Es iſt mir gar nicht unwahrſcheinlich, daß der Klippſpringer in unſeren mittleren Gebirgsgegenden und noch leichter in den ſüdeuropäiſchen eingebürgert werden könnte. Seine Heimat reicht in ſo bedeutende Höhen empor, daß ihm die Kühle unſeres Klimas ſchwerlich viel ſchaden würde. Auf ihn alſo ſollten ſich die Beſtrebungen unſerer Akklimatiſatoren richten: er würde ein dankbarer Gegenſtand ihrer Bemühungen ſein!

Wenn man es wagen darf, das eigentliche Wild Afrikas mit dem unſrigen zu vergleichen, kann man den ſtolzen Algaſeen der Abiſſinier oder den Kudu der Kapländer (Strepsiceros Kudu) den mittelafrikaniſchen Hirſch nennen. Ich gebe mit dieſen Worten weniger meine Anſicht, als die gewichtige ſeiner Hoheit des Herzogs wieder und glaube ihnen dadurch ein beſonderes Gewicht zu verleihen; denn wenn Jemand im Stande iſt, über eine derartige Aehnlichkeit zu urtheilen, ſo iſt es der Herzog, der mit allen Sitten und Gewohnheiten des Edelwildes ſo innig vertraute und ſcharf beobachtende Jäger.

Unſere Geſellſchaft hatte das Glück, das ſtolzeſte und ſtärkſte Wild des von uns durchſtreiften Gebietes, eben den Algaſeen, mehrmals zu erlegen; und zwar waren es gerade der Herzog und die beiden Fürſten, denen St. Hubertus gnädig ſich zeigte. Wir Andern haben die ſtattlichen Thiere wohl von fern dahinziehen ſehen, aber niemals einen Schuß auf ſie abgefeuert.

Nach meinen früheren Erfahrungen bewohnt der Algaſeen auch die

Steppen von Kordofahn und diejenigen, welche zu beiden Seiten des Atbara ſich ausbreiten. Gerade in der Nähe des letztgenannten Fluſſes ſoll er, nach neueren Nachrichten, welche ich erhielt, beſonders häufig ſein. In der Gegend von Maſſaua meidet er die Samchara und bewohnt nur das Gebirge. Hier fanden wir ihn erſt in einer Höhe von mindeſtens 2000 Fuß über dem Meere, aber bis zu 7000 Fuß aufwärts, immer an Bergwänden. Er lebt einzeln oder in kleinen Trupps. Alte Böcke einſiedlern, von den Thieren hingegen vereinigen ſich gern drei oder vier Stück und ziehen Monate hindurch, wahrſcheinlich bis zur Brunſtzeit, mit einander im Gebirge umher. Ob auch die jüngeren Böcke, welche durch die alten, ſtärkeren vom Trupp abgeſchlagen wurden, ſich zuſammenſcharen und für ſich Rudel bilden, weiß ich nicht. Südafrikaniſche Jäger wollen Dies bekanntlich beobachtet haben; Pater Filliſpini wußte mir jedoch nichts Beſtimmtes darüber anzugeben.

Die oben erwähnte Aehnlichkeit des Algaſeen mit unſerem Hochwild beſchränkt ſich ſelbſtverſtändlich nur auf die Lebensweiſe. Wie unſer Hirſch durchſtreift der Algaſeen ein ziemlich großes Gebiet, und in ihm wechſelt er mit großer Regelmäßigkeit hin und her. An einigen Stellen des Menſathales fand ich einen im ſandigen Flußbett ſehr ſtark betretenen Wechſel und erfuhr durch fortgeſetzte Beobachtung derſelben, daß hier wohl allnächtlich unſer Wild hin und her ziehen mochte. Haltung und Gang des Algaſeen erinnern an den Hirſch; erſtere iſt ebenſo ſtolz, letzterer ebenſo zierlich und dabei doch gemeſſen, wie bei dem Edelwild unſerer Wälder. So lange der Algaſeen ungeſtört iſt, ſchreitet er ziemlich langſam und majeſtätiſch längs der Bergwände dahin, dem dornigen Gebüſch vorſichtig ausweichend, ohne jedoch den Buſchwald zu ſcheuen. Während der Mittagszeit ſieht man ihn ſelten; ſchon lange vor Sonnenuntergang aber iſt er in Bewegung, und noch in den Vormittagsſtunden zieht er hin und her. Gegen Abend tritt er auf grüne Blößen im Walde heraus und äßt ſich hier von den üppigeren oder duftigeren Gräſern und Kräutern, welche dieſe Blößen beſtehen. Sonſt ſollen die Blätter verſchiedener Bäume und Geſträuche einen guten Theil ſeines Geäßes ausmachen; unter ihnen ſteht das bei faſt allen Wiederkäuern ſo beliebte Mimoſenblatt natürlich mit in erſter Reihe. Abweichend von den Gazellen und den kleinen Buſchböckchen zieht der Algaſeen regelmäßig und zwar in den Nachmittagsſtunden zur Tränke, und dieſes

Bedürfniß nach Waſſer iſt es wahrſcheinlich auch, welches ihn in unſeren Gebieten hauptſächlich an das Gebirge feſſelt.

Der aufgeſcheuchte Algaſeen trollt ziemlich ſchwerfällig dahin; nur auf ebenen Stellen wird er flüchtig. Ehe Das geſchieht, ſtößt er ein weit hörbares Schnauben und ein dumpfes Blöken aus; letzteres rührt jedoch nach Fillipini's Beobachtung nur vom Thiere her, nicht vom Bocke, welcher blos zur Brunſtzeit ſchreien ſoll.

Nach den mir gemachten Angaben tritt der Bock in Habeſch Ende Januars oder Anfangs Februar auf die Brunſt. Um dieſe Zeit iſt gegen Abend ein ausdrucksvolles Georgel zu vernehmen, ganz wie bei unſerem Hirſche und ſelbſtverſtändlich in derſelben Abſicht. Heftig ſtreiten ſich gleichſtarke Böcke um das Recht des Beſchlags, und wie bei dem Edelwild kommt es vor, daß während des Streites jüngere Böcke die Gelegenheit ſich zu Nutze machen und die brünſtigen Thiere beſchlagen. Der Satz fällt mit der großen Regenzeit zuſammen, gewöhnlich Ende Auguſts oder Anfang Septembers; die Thiere würden demnach ſieben bis acht Monate hochbeſchlagen gehen. Nur äußerſt ſelten findet man noch Böcke bei den Thieren, nachdem ſie geſetzt haben; die Mutter allein ernährt, bewacht und beſchützt ihr Kalb.

In den Steppen am Atbara hetzt man, wie glaubwürdige Reiſende mich verſicherten, den Algaſeen, welchen die dortigen Araber „Tedal“ nennen, mit Pferden und tödtet ihn, wenn er ſich zum Kampfe ſtellt, mit der Lanze: in Abiſſinien jagen ihn blos Diejenigen, welche Feuergewehre beſitzen; denn die Beſchaffenheit des Landes macht jede Jagd zu Pferde unmöglich. Fillipini zog den Pirſchgang allen übrigen Jagdarten vor, rühmte jedoch auch den Anſtand an Tränkplätzen als ergiebig. Der Herzog und die beiden Fürſten erlegten alle Algaſeen, welche geſchoſſen wurden, auf der Pirſche, weil es zur Zeit unſeres Aufenthaltes noch zuviel Waſſer gab, als daß beim Anſtand bei den Tränkplätzen auf einen günſtigen Erfolg hätte gerechnet werden können.

Nach allen Beobachtungen, welche gemacht wurden, iſt der Algaſeen als ein höchſt wachſames Thier zu betrachten. Näher als auf 200 Schritte Entfernung kommt man ſelten zum Schuß, und ſolche Entfernung iſt doch nur wenigen Schützen gerecht. Ausführlichere Angaben über die Jagd muß ich der Feder Seiner Hoheit ſelbſt überlaſſen; mir fehlen hierzu die nöthigen Beobachtungen.

Das Wildpret des Algaſeen darf vorzüglich genannt werden. Es hat mit dem unſres Hirſches im Geſchmack und hinſichtlich ſeiner Derbheit große Aehnlichkeit, erinnert jedoch zugleich auch an Rindfleiſch. Die Decke giebt ein gutes Leder und das Gehörn, den Abiſſiniern wenigſtens, Füllhörner zur Aufbewahrung von Honig, Salz, Kaffee und dergleichen.

Außer in dem Menſchen dürfte der erwachſene Algaſeen wenig Feinde haben. Es iſt anzunehmen, daß der Löwe in unſeren Gebieten hauptſächlich auf ſo große Antilopen ſein Augenmerk richtet; vor dem Leopard, dieſem Hauptwilderer, aber iſt der ſtarke, wehrhafte Bock und ſelbſt das Altthier wahrſcheinlich geſichert; beläſtigt wird das Wild dagegen von einigen Biesfliegen und Eingeweidewürmern und ſoll auch noch einen Feind haben, welcher ihm beſchwerlich fällt. Ich wiederhole hier die Angabe eines deutſchen Kaufmanns in Maſſaua, verwahre mich aber im voraus gegen alle Folgerungen. Der Genannte, welcher ſeiner vielen Reiſen halber oft gezwungen iſt, durch die Jagd ſeinen gewöhnlich ſehr dürftig beſtellten Vorrath an Lebensmitteln zu verbeſſern, überließ mir ein Gehörn, welches ſich durch eigenthümliche, lederartige Anhängſel auszeichnete, mit der Bitte, „dieſe Auswüchſe nicht abzuſchneiden, weil ſie ſich ſchon am Gehörn des lebenden Bockes befunden hätten.“ Wie die genaue Unterſuchung ergab, waren die ſonderbaren Zotteln nichts Anderes, als Geſpinnſte der Larve einer Schlupfweſpe, jedenfalls eines in der Nähe dieſer Gruppe zu ſtellenden Kerbthieres. Die Larve hatte den hornigen Theil der Stangen bis auf den Knochenkern durchbohrt und das durch ſie verurſachte Loch außen überſponnen. Gelehrte Freunde, welche ich um Rath fragte, konnten mir keinen Aufſchluß über das Thier ſelbſt geben, weil wir in den Geſpinnſten nur noch Ueberbleibſel der Puppen zu finden vermochten; doch hielten es Inſektenkundige nicht für unmöglich, daß ein Kerbthier wirklich ſchon bei Lebzeiten der Antilope ſeinen Wohnſitz an der betreffenden Stelle aufgeſchlagen hat. Ich kenne kein ähnliches Beiſpiel einer derartigen Schmarotzerei und bin deshalb nicht im Stande, eine auf anderweitige Beobachtung geſtützte Anſicht auszuſprechen. So viel aber iſt ſicher, daß beide Stangen des fraglichen Gehörnes nahe ihrer Wurzel einmal zahlreich von einem Kerbthier bevölkert geweſen ſind. Ob dieſes vor oder nach dem Tode der Antilope ſich eingeniſtet, bleibt die Frage.

Nur höchſt ſelten wird in Nord-Oſt-Afrika der junge Algaſeen ein-

gefangen und gezähmt. Ich habe ihn nie in der Gefangenschaft gesehen. Einem Thierschausteller, Herrn Casanova, aber wurden eben in den um den Atbara gelegenen Steppen mehrere Algaseen lebend gebracht, und er würde diese ebenso sicher nach Europa gebracht haben, wie seinen jungen afrikanischen Elefanten, hätten sie sich führen lassen. Herr Casanova erzählte mir, daß die gefangenen Algaseen innerhalb der Umzäunung sich sehr nett betragen, sich aber sofort äußerst widerspenstig gezeigt hätten, wenn man den Versuch machte, sie an Stricken zu leiten. An einer Oryx-Antilope (Oryx leucoryx) habe ich während meines ersten Aufenthaltes in Afrika Dasselbe erfahren und nehme deshalb auch keinen Anstand, die Casanova'schen Mittheilung für vollkommen glaubwürdig zu halten.

Die letzte Antilope, welche wir auf unseren Gebieten auffanden, die stolze Beïsa (Oryx Beisa) nämlich, den eigentlichen Oryx der Alten, habe ich blos zweimal gesehen und dabei wenig Gelegenheit gehabt, Beobachtungen zu machen. Nur auf unsrer ersten Reise nach Mensa hatten wir, d. h. Baron von Arkel d'Ablaing und ich, das Glück, mit dem Thiere zusammenzustoßen.

Das erste Stück, welches wir sahen, äßte sich am Gehänge eines Hügels, der Trupp auf einer Ebene, beide von Gräsern oder bezüglichen Kräutern, welche auf dem Boden wuchsen. Ungeachtet wir uns große Mühe gaben, den ersten, einzelnen Bock zu erlegen, war es uns doch unmöglich, ihm nahe genug zu kommen. Er wich uns so geschickt aus, daß wir nicht zu Schusse kommen konnten, und zeigte uns dabei, daß er auch berittenen Menschen nicht traue. An den zweiten Trupp versuchten wir vergeblich uns heranzuschleichen. Wir mußten einen vom Wasser ausgerissenen Graben zu unserer Deckung benutzen und kamen bei einer Biegung desselben in den Wind. Obgleich wir nun noch mindestens 400 Schritt von den Antilopen entfernt waren, hatten sie doch Witterung bekommen und trollten davon. Zufällig begegnete ich demselben Trupp, welcher einige Haken geschlagen haben mochte, kurze Zeit darauf wieder. Er trat plötzlich hinter einem Hügel hervor, um welchen auch ich von der andern Seite gerade herumkam. Beim Anblick der Menschen standen

die prächtigen Thiere still, gleichsam starr vor Schrecken, und ließen mir vollkommen Zeit, mein Gewehr auf den stärksten Bock des Rudels abzufeuern. Unglücklicher Weise aber hatte ich den Büchsenlauf meines Gewehres mit dem Schrotlauf verwechselt, und so entging mir das schöne, in allen Sammlungen noch so seltene Thier. Nach dem Schusse trollten die Antilopen davon; eigentlich flüchtig aber wurden sie nicht.

Auf dieses zweimalige Zusammentreffen und einige dürftige Berichte, die ich erhielt, gründet sich das Wenige, was ich weiß. Rüppell vermuthet ganz richtig, daß die Beïsa längs der Küste des rothen Meeres ziemlich weit nördlich hinaufgeht. Bei Suakim findet sie sich gewiß, und nach Heuglins Beobachtung reicht sie südwärts bis zum Lande der Somali. Im Gegensatze zum Algaseen bevorzugt sie die Tiefebenen und zwar am meisten jene hügeligen Stellen der Samchara, welche wohl dürftig, aber doch noch bewachsen sind und in den tieferen Stellen jahraus jahrein Wasser besitzen. Sie ist allen Küstenbewohnern wohl bekannt; man spricht von ihr, wie von einem Geschöpf, welches man an bestimmten Orten täglich sehen kann. Meine Kameltreiber behaupteten, daß sie zuweilen auch in Trupps von 15 bis 20 Stücken vorkäme, und daß solche Gesellschaften längere Zeit an ein und derselben Stelle sich aufhielten. Nach der Meinung dieser Leute äßt sich die Beïsa ausschließlich von Gräsern und Kräutern, nicht vom Gelaube der Bäume, wie andere Antilopen. Sie meidet die Thäler, in denen dichtes Buschwerk sich befindet, sorgfältig und sucht immer die freiesten Stellen auf.

Ein Trupp ruhig dahinziehender Beïsas gewährt einen überaus großartigen Anblick. Jeder meiner Leser, welcher die von Rüppell, dem Entdecker der Beïsa uns gegebene schöne Abbildung (Rüppell, neue Wirbelthiere, Taf. 5.) gesehen hat, kann sich leicht vorstellen, wie prächtig sich das stolze Gewild zwischen den dunklen Hügeln der Samchara ausnimmt. Doch ist die Haltung der Beïsa nicht gerade eine edle oder anmuthige; das Thier ist als Antilope schwerfällig, nicht aber zierlich. Der Gang ist ziemlich leicht und elastisch, der Lauf dagegen ein verhältnißmäßig plumper Trab. Eigentlich flüchtig habe ich die Beïsa freilich nicht gesehen. Das Gehörn trägt sie stets sehr aufrecht, und hierdurch unterscheidet sie sich zu ihrem Vortheil von dem ihr so verwandten Oryx leucoryx. Dagegen bewegt sie den Wedel fortwährend nach Rinderart und erfreut hierdurch das Jägerauge nicht eben besonders.

Ueber die Brunſt- und Satzzeit wußte man mir Nichts anzugeben. Wahrſcheinlich fällt die Satzzeit in die Monate Auguſt und September d. h. in den Anfang der großen Regenzeit.

Auch die Beïſa wird gegenwärtig nur von Europäern, und auch von dieſen blos zufällig gejagt, wenigſtens bei Maſſaua. Unter den Europäern, welche ich dort fand, konnte ſich jedoch keiner rühmen, das ſtattliche Wild wirklich erlegt zu haben. Schon Rüppell erwähnt, daß nach Ausſage der Eingebornen die verwundete oder hart bedrängte Beïſa ſich muthig gegen ihren Verfolger kehrt und in ſolchen Fällen mittelſt ihrer ſpitzen Hörner den Jägern oft lebensgefährliche Verwundungen beibringt. Ich füge Dem hinzu, daß alle Eingebornen das Thier wahrhaft fürchten und einem Kampf mit ihm ängſtlich aus dem Wege gehen. Der Bock, auf welchen ich nahe genug mit Schroten geſchoſſen hatte, dachte jedoch nicht daran, mit mir Streit zu beginnen, ſondern zog mit den übrigen eilfertig ſeines Weges, obgleich er ziemlich ſtark verwundet war.

Nirgends in Oſt-Afrika fand ich ein Beutezeichen dieſes Thieres in den Hütten der Eingebornen; dagegen ſah ich die Hörner der Beïſa als Spazierſtöcke in den Händen einiger Somalis, welche ich in Aden traf. Wenn ich nicht irre, erwähnt auch Heuglin in einer ſeiner Schriften, daß die Somalis gerade die Beïſahörner als Stoßwaffen zu benutzen wiſſen.

Die Ziegen Nord-Oſt-Abiſſiniens gehören derjenigen Art oder Raſſe an, welche Fitzinger (Wiſſenſchaftlich-populäre Naturgeſchichte der Säugethiere, IV., Seite 130) Hircus aethiopicus nennt. Das Thier ſteht in der Größe bedeutend unſerer Hausziege nach und kennzeichnet ſich durch das ſtark niedergedrückte, nach rückwärts gerichtete, mittelgroße Gehörn, den ſtrammen, auf niederen Beinen ruhenden Leib und einen ſehr langen und ſtarken Bart. Die mittellangen Ohren ſind ſchmal, ſtumpf zugeſpitzt und aufrecht ſtehend. Die Färbung iſt verſchieden, wie bei unſeren Hausziegen.

In ganz Mittel-Afrika iſt die Ziege ein ſehr verbreitetes Hausthier. Namentlich am weißen Fluß und in Kordofahn ſieht man große Herden dieſes nützlichen Geſchöpfes, und alle Wälder beherbergen es in bedeutender Menge. Nicht ſelten begegnet man hier einer Ziegenherde, von wel-

cher der größte Theil etwas für Wiederkäuer geradezu Unerhörtes leiſtet. Auf ſchief ſtehenden Stämmen ſind die Thiere zur Krone einer Mimoſe emporgeklettert und äßen ſich hier behaglich von den für ſie ſonſt unerreichbaren Blättern, kühn jeden einzelnen Huf auf einen Aſt oder Zweig geſtellt und ſich ſchaukelnd und wiegend, trotz einem Affen oder einem Eichhorn. Auf unſerer letzten Reiſe hatten wir ſolch Schauſpiel nicht.

Die Ziege wird, in der Nähe Maſſauas namentlich, in der Samchara gehalten. Hier ſcheint ſie geradezu den Haupttheil des Viehbeſtandes auszumachen, und nur in unmittelbarer Nähe des Gebirges dürfte das Rind in noch größerer Menge auftreten, als ſie. Im bunten Gedränge belebt ſie die dunklen Hügel der Samchara und macht der Gazelle ihre Aeßung ſtreitig. Weit über die dürren Ebenen vertheilt ſie ſich, ſorgfältig jedes dem Kiesboden entſproſſene Pflänzchen aufſuchend und wo möglich abweidend. Alle Brunnen umlagert ſie des Mittags in großen Scharen; an jedem Waſſer, auch an dem brackigen, kann man ſie finden, und tief ausgetretene Pfade führen von verſchiedenen Seiten nach ſolchen Erfriſchungsorten. Auf jedem Jagdzuge trifft man eine größere oder geringere Herde dieſer lebendigen und regſamen, munteren und neckiſchen Geſchöpfe an. Viele Familien nomadiſiren der Ziege zu Gefallen; kleine Zeltdörfchen entſtehen und vergehen ihretwegen. Zwar beſitzen auch die Dörfler, die Leute von Umkullu, Eilet und Aſuhs ihre Ziegenherden; allein der feſte Wohnſitz beſchränkt die Zahl derſelben bedeutend, und nur die wirklich hin und herziehenden Küſtenbewohner können als die eigentlichen Beſitzer und Züchter der Ziege betrachtet werden. Sie bleiben, wie es ſcheint, jahraus jahrein in der Samchara, und jede Familie, oder wenn man will, jede Zeltdorfſchaft durchweidet ihr beſtimmtes Gebiet zu wiederholten Malen.

Nachts treibt man die Herde in eine Umzäunung von Dornen, Seriba genannt, welche, wie ich ſchon einmal bemerkt habe, wegen ihrer Liederlichkeit ſich auszeichnet und nur durch Feuer vor den ſie allnächtlich umheulenden Hiänen und dem ſie umſchleichenden Schakal, dem Jagdleopard und dem Löwen geſchützt werden kann. Gleich nach der Ankunft der Ziegen beginnt das Melken; die Schläuche werden gefüllt, und unmittelbar darauf verläßt ein Glied der Familie mit dem milchbeladenen Eſel den Lagerplatz, um das Erzeugniß der Herde in Umkullu oder Maſſaua zu verwerthen; denn nur während der Kühle

der Nacht ist es möglich, Milch in süßem Zustande bis zum Dorf oder zur Stadt zu bringen. Am Morgen melkt man die Ziegen zum zweiten Male für den eigenen Bedarf, dann treibt man sie wiederum in die Samchara hinaus: — und so geht's fort, jahraus jahrein.

Im Gebirge findet man die Ziege viel seltener; hier ist das Rind das eigentlich bevorzugte Hausthier: ihm wendet man alle Kräfte zu, und die Ziegen hält man nur nebenbei oder dann, wenn man zu arm ist, sich selbst einige Kühe zu erwerben. Das pflanzenreiche Gebirg bietet für die leckere Ziege genug Nahrung dar, und deshalb hört hier auch die Wanderung, dem Hausthier zu Gefallen, gänzlich auf. Die Menſa und Bogos nomadiſiren nur ihrer Rinderherden, nicht der Ziegen wegen. Für dieſe erbaut man neben der Wohnung einen Stall, welcher blos dadurch von der Hütte des Gebirgsbewohners ſich unterſcheidet, daß er feſter und ſchöner gebaut iſt, — des Leoparden halber, welcher gar wohl weiß, daß gerade in dem Stalle für ihn das Beſte zu holen, und daß die Beute dort am leichteſten d. h. ungeſtörteſten zu erwerben iſt.

Die Ziege wird überall in ganz Mittelafrika ſehr hoch geſchätzt, und man hat Urſache dazu. Bei geringer Mühe gewährt ſie einen verhältnißmäßig großen Ertrag. Manche Nomadenſtämme und ſo auch die Menſa ſtellen das Fleiſch der Ziege dem des Schafes vollkommen gleich, und alle Innerafrikaner verſtehen, die Ziegenfelle manchfach zu verwenden. Aus ihnen bereitet man die überall ſo nothwendigen Schläuche, die Säcke, in denen die bewegliche Habe von einem Ort zum andern geſchafft wird, und mancherlei Kleidungsſtücke, vor Allem die niedliche Schürze, „Rahhad“ genannt, welche die Mädchen bis zur Verheirathung tragen, eine Schürze, welche den ſchönen braunen Kindergeſtalten überaus anmuthig ſteht. Alle Innerafrikaner wiſſen die Felle mit der gerbſäurehaltigen Schote der Kharrat-Mimoſe vortrefflich zu gerben und ein Leder von ſchöner, brauner Farbe aus ihm herzuſtellen, welches durch Beſtreichen mit ſaurem Rahm einen beſonderen Glanz erhält. Sie benutzen das Leder ſo vielfach, daß es nirgends zur Ausfuhr kommt. —

In Aden und Mocha, wie in der Samchara und im Hochgebirge habe ich nur das unter dem Namen Ovis pachycerca persica bekannte Stummelſchwanzſchaf geſehen, kein anderes, obgleich zuweilen große

Herden des in Innerafrika so außerordentlich häufigen Fettsteißschafes (Ovis steatopyga capensis) bis an die Küste des rothen Meeres getrieben werden.

Das Schaf wird in Innerafrika ausschließlich seines Fleisches wegen gezüchtet und deshalb der Ziege überall nachgestellt. Der Türken, Europäer und der Vornehmen des Landes halber, welche das Schaffleisch dem der Ziege und des Rindes vorziehen, hält man es, aber nirgends in so großer Anzahl, wie die Ziege. Ueber sein Leben ist nicht viel zu sagen; auch das so hübsch gezeichnete, persische Schaf ist ein dem Menschen vollkommen unterworfener und willenloser Sklave, welcher den Beobachter niemals fesseln kann. Der Hirt behandelt das Schaf ganz in ähnlicher Weise, wie die Ziege, ja er mischt es den Herden dieses klugen Thieres gewöhnlich bei, um weniger Mühe mit ihm zu haben. Zu Ende der großen oder der kleinen Regenzeit sondert man im abissinischen Küstenlande die feist gewordenen Schafe aus und führt sie gelegentlich nach der asiatischen Küste und zumal nach Aden über, weil man dort bessere Preise für sie erzielen kann.

Das Fell des Schafes wird nur zu leichten Säcken benutzt; schon zu Schläuchen ist es unbrauchbar.

Rüppell behauptet (Neue Wirbelthiere, S. 26.), daß das Fettsteiß- oder Stummelschwanzschaf (Ovis steatopyga, *Pallas*) nichts Anderes sei, als eine „Monstrosität" von Ovis ammon (Ovis Argali) hervorgebracht durch künstliche Verdrehung der Schwanzwirbel! Ich bezweifle, daß er solche Behauptung durch irgend welche Beobachtung zu stützen vermag. Zuerst muß bewiesen werden, daß das betreffende Thier wirklich von dem gewaltigen Argali abstammt: — solcher Beweis ist aber nicht zu führen; sodann müßte festgestellt werden, daß ein Gebrechen, eine Verunstaltung von Geschlecht zu Geschlecht forterbt: — auch Dies dürfte schwerlich nachgewiesen werden können. Ich meinestheils versichere, niemals in Afrika Etwas von einer derartigen Verstümmelung gehört oder erfahren zu haben, ebensowenig, als ich in Versuchung gekommen bin, irgend ein afrikanisches Schaf und am allerwenigsten das so ausgezeichnete persische Stummelschwanzschaf für einen Abkömmling des Argali anzusehen. Die beiden Thiere haben gar keine Aehnlichkeit! —

Für die Gebirgsbewohner ist unter allen Hausthieren das Rind das wichtigste. In ganz Abissinien hält man vorzugsweise jene Rasse des afrikanischen Buckelochsen (Bos africanus), welche sich durch ihren schlanken Bau und durch die gewaltigen, weitgestellten Hörner auszeichnet (Bos africanus Sanga.) Der Reichthum der Mensa besteht ausschließlich in Rinderherden, und wenn auch dieselben weit an Zahl hinter denen zurückstehen, welche die Bakhara, Bischarihn, Kababisch und andere Nomadenstämme des innern Afrika besitzen, sind sie doch immer noch zahlreich genug, um dem Gebirge ein eigenthümliches Gepräge aufzudrücken.

Die abissinischen Rinder sind unter den afrikanischen Rassen genau Dasselbe, was die Schweizerkühe unter unsern Rindern: Thiere, bei denen das Gebirgsleben alle Fähigkeiten geweckt und zur höchstmöglichsten Stufe ausgebildet hat. Der „Sanga“ oder „Sankha“ ist ein höchst geschicktes, gewandtes und muthiges, aber dabei äußerst lenksames, gutmüthiges Thier, welches so leicht keinem andern Geschöpf Etwas zu Leide thut und sich der treuen Obhut seiner Hirten gern und willig unterwirft. Diese sehen im Gedeihen der Herden ihr eigenes Wohlbefinden und ordnen deshalb ihr Leben den Bedürfnissen der Rinder vollständig unter. Nur dem Namen nach sind sie fest ansitzende Leute; in Wahrheit ziehen sie wie die Nomaden beständig von Ort zu Ort. Schon oben habe ich mitgetheilt, daß sie alljährlich regelmäßig vier Züge unternehmen, um alle Weide des Gebietes, welches sie das ihrige nennen, möglichst auszunutzen. Wenn die große und die kleine Regenzeit ihre ersten Güsse über die Ebenen senden und dort das verdorrte Land zu neuem Leben erwecken, verlassen die Mensa ihre Höhen und wandern nach der Tiefe hinab, siedeln sich hier an gewissen Plätzen zeitweilig an und kehren wieder nach der kühleren und feuchteren Höhe zurück, wenn es unten für ihre Herden keine Weide mehr giebt. Ihr weniges, bewegliches Gut führen die Herden selbst mit zur Tiefe hernieder; denn der Ochs ist, wie ich ebenfalls schon bemerkte, in Nord-Ost-Abissinien das bevorzugte Lastthier. Er trägt in den ledernen Säcken das Getreide, welches man im Thale von Mensa ererntete, zum Dorfe empor; er schleppt das Wasser herbei, welches die Hausfrau in ihrer dürftigen Wohnung verbraucht; ihn belastet man mit den wichtigsten Bestandtheilen der Hütte des Mensa, mit jenen geschmeidigen Stäben, aus denen man die Wände und Lagerstätten

zuſammenſetzt, ſowie mit den wenigen Kochgeſchirren, welche man braucht; er dient ſogar als Reitthier für das zartere Geſchlecht der Frauen.

Im Gebirge hat man die günſtigſten ebenen Stellen ausgeſucht, um zeitweilig Seribas zu errichten. Freundlich grün, wie die Matten der Alpen, ſchimmern dieſe Stellen aus dem bunten Gewande der Bergwände hervor; man hat auf ihnen ſorgfältig alles Gebüſch weggeſchlagen oder weggebrannt und eine Ebene geſchaffen, welche durch den reichen Dung zu beſonderer Fruchtbarkeit befähigt iſt. Solche Hürdenplätze liegen an allen Gehängen um Menſa herum, und jeder der reicheren Herdenbeſitzer nennt mehrere von ihnen ſein eigen.

Eine zahlreiche Viehherde dieſes Gebirgsvolkes gewährt einen wirklich prachtvollen Anblick, mag ſie nun zerſtreut an den ſteilen Bergwänden weiden oder in gedrängter Reihe durch eines der Thäler dahinziehen, heimwärts ſich wendend oder nach der Tränke begehrend. Der eigentlichen Herde voran ſchreitet einer der ſtattlichen Menſa, bewehrt mit Lanze und Schild, bewehrt, als ſtünde ihm irgend ein Kampf bevor. Ihm folgen die breitgeſtirnten, glatten Rinder in ungeduldiger Haſt, aber jedem Wort gehorchend, jeden der ſonderbaren Laute, welche der Mann ausſtößt, verſtehend. Minutenlang, ja Viertelſtunden weit dehnt ſich ſolcher Zug, hier und da nur unterbrochen durch einen der Hirten, welcher eine neue Abtheilung anführt, bis endlich der Aelteſte aus der Familie den Schluß des Ganzen macht. Zahlreiche Geſellſchaften ſchmarotzender Vögel wandern mit der Herde. Auf Rücken und Bauch, an Kopf und Hals der Rinder ſitzen und klettern die Madenhacker und ſchauen mit den hellen gelblichen Augen munter um ſich. Mit dem Zuge fliegt und läuft ein zahlreiches Heer von Schafſtelzen, zumal in den letzten und erſten Monaten des Jahres, wo dieſe allbeliebten Vögel gerade in der Winterherberge ſich befinden. Raſch ſetzt eines der Männchen auf einen benachbarten Buſch ſich nieder und ſingt dabei ſein einfaches Liedchen; dann eilt es dem übrigen Fluge nach, welcher, einem Bienenſchwarm vergleichbar, die Herde umſchwebt. Auch der Gebirgsrabe iſt ein regelmäßiger Gaſt bei den Rindern, welche ſo von ſeinen Dienſten überzeugt ſind, daß ſie ihn mit gleicher Freundlichkeit dulden, wie Madenhacker und Stelze.

Solange die Rinder nur die gewohnten Geſtalten ihrer Hirten erblicken, ſolange ſie nur braune Männer ſehen, bewegen ſie ſich in

gleichmäßiger Eile dahin; jedes Neue, Ungewohnte aber erſchreckt ſie auf das Höchſte. Der zwiſchen ihnen erſcheinende Europäer kann eine ganze Herde in Angſt verſetzen. Jedesmal wenn unſere Geſellſchaft im Thale von Menſa mit einer Herde zuſammentraf, hatten die Hirten viel zu thun, um die entſetzten Thiere zu beruhigen; aber niemals kam es vor, daß dieſe Rinder, nach Art anderer, den Gegenſtand der Furcht auch mit Haß betrachtet und ihn mit ihrer rohen Stärke bedroht hätten. Gutmüthigere Thiere habe ich niemals kennen gelernt.

Ebenſo ſchön wie der lange Zug, ſieht es aus, wenn die Rinder an den ſteilen Hängen der Alpenthäler weiden. Wie Gemſen klettern ſie zwiſchen den Felsblöcken umher; auf den ſteilſten Galerien gehen ſie dahin mit ſtaunenswerther Sicherheit. Stellen, von denen man meint, daß ſie blos der gewandten Ziege zugänglich wären, ſind hier die Weide der Rinder, und im ganzen Menſagebiet giebt es wohl kaum eine Bergwand, vor welcher die geſchickten Thiere zurückbeben ſollten.

Die Menſa halten ihre Rinder hauptſächlich der Milch wegen. Dieſe bildet das vorzüglichſte Nahrungsmittel der Hirten, von Jugend auf bis ins ſpäteſte Alter. Erwachſene Männer nähren ſich zuweilen Tage lang von nichts Anderem. Das Melken geſchieht in eigenthümlicher Weiſe. Wenn die Zeit herankommt, in der ſich die Herden der Seriba nahen, ſieht man dort vor jeder Hütte ein Feuer angezündet, durch welches Steine erhitzt werden. In jedes Melkgefäß legt man einen der heißen Steine und auf ihn milkt man. Die Hitze des Steins iſt hinreichend, friſchgemolkene Milch faſt bis zum Kochen zu erwärmen, und die Menſa ſind feſt überzeugt, daß nur ſolche heiße Milch ihnen zuträglich iſt. — Auf die ſonderbaren Gebräuche, welche noch außerdem ſtattfinden, will ich hier nicht eingehen; ihre Beſchreibung kommt mir nicht zu.

Das Fleiſch des Rindes wird nur bei Feſtlichkeiten gegeſſen. Die Geburt eines Sohnes, die Hochzeitsfeier einer Tochter, das Leichenbegängniß eines Mannes oder einer der chriſtlichen Feiertage gelten als Feſte, bei denen es ohne ein geſchlachtetes Rind nicht abgehen darf. Dem zu ſchlachtenden Thiere ſchneidet man, wie überall in Innerafrika, die Halsſchlagadern durch; dann wird es ſofort enthäutet und mit großer Geſchicklichkeit zerſtückelt. Das Fleiſch bratet man auf erhitzten Steinen, die Knochen, des Marks wegen, im Feuer ſelbſt. Das Fell findet vielfache Verwendung; doch trifft man ſelten eines an, welches ohne ſchad-

hafte Stellen ist. Noch heutigen Tages nämlich heilen die Mensa alle Krankheiten der Rinder, wie die meisten, welche sie selbst betreffen, durch das Feuer, und daher kommt es, daß man selten ein Rind sieht, welches nicht auf den verschiedensten Theilen seines Leibes Brandnarben trägt. Nur die Reichen verkaufen einzelne Rinder aus ihren Herden an Händler, welche aus der Samchara kommen. Die Aermeren thun Dies schon aus dem Grunde nicht, weil die verschiedenen Festlichkeiten innerhalb ihrer Familie ihnen soviel Rinder kosten, als sie eben entbehren können. Im Ganzen ist der Handel mit Rindern unbedeutend. Aber die Mensa brauchen auch nicht zu handeln; denn die wenigen Thaler, welche der Großvater für einen verkauften Ochsen empfing, finden sich gewöhnlich noch im Besitz der Familie vor, zumeist an irgend einem nur dem Familienoberhaupt bekannten Orte vergraben.

Vom siebzehnten Grade nördlicher Breite an ist der afrikanische Elefant (Elephas africanus) in allen Gebirgen der Ostküste Afrikas eine regelmäßige Erscheinung. In den Ländern des Innern reicht er kaum so weit nach Norden herauf; am blauen Flusse findet er sich nicht nördlich vom vierzehnten, am weißen erst südlich des dreizehnten Grades der gegebenen Breite. Die Alpengegenden Afrikas scheinen ein von ihm sehr bevorzugtes Gebiet zu sein. In ihnen findet der Riese der Wildniß noch im Anfang der trockenen Zeit des Jahres hinreichende Nahrung und eben in den wildesten Theilen des Gebirges die ihm so erwünschte Ruhe vor dem Menschen.

Durch englische Naturforscher, welche in Indien lebten, haben wir erfahren, daß der indische Elefant bis zu bedeutenden Höhen emporsteigt. Gleichwohl überraschte es uns alle, den afrikanischen Elefanten in einem Gebirge aufzufinden, welches von weit besser für das Bergleben ausgerüsteten Wiederkäuern ängstlich gemieden und nur von wenigen Bevorzugten ständig bewohnt wird. Aber der Elefant versteht es mit meisterhafter Geschicklichkeit, diejenigen Stellen sich auszuwählen, welche eine Uebersteigung der Gebirgsrücken möglich machen und ihm zugängliche Weideplätze erschließen. Bereits die englischen Naturforscher, und namentlich Tennent, erwähnen, daß der Elefant mit menschlichem Scharfsinne

die günſtigen Päſſe der Gebirgsgegend aufzufinden und ſeine Gangſtraßen verhältnißmäßig äußerſt bequem anzulegen wiſſe. Ich kann dieſe Angabe vollſtändig beſtätigen. Immer fanden wir die Elefantenwege mit äußerſtem Geſchick angelegt; immer beobachteten wir, daß das kluge Thier wie ein verſtändiger Straßenbauer zu Werke gegangen war.

Schon auf meiner erſten Reiſe habe ich den Elefanten als vortrefflichen Wegegründer kennen gelernt; die von mir durchwanderten Gegenden Oſtſudahns aber bieten dem Thiere nicht Gelegenheit, ſeine ganzen Fähigkeiten zu zeigen. Er lebt dort nach Dickhäuterart in den Niederungen und zumal in den Urwäldern an den Ufern der Flüſſe, weil letztere allein auch während der trockenen Jahreszeit das ihm ſo unumgänglich nothwendige Waſſer gewähren. In dem eigentlich jungfräulichen Walde, welcher den Axtſchlag des Menſchen noch nicht vernahm, iſt der Elefant der wahre Herrſcher.

Ein Trupp der gewaltigen Thiere durchzieht in gerader Richtung den Wald. Das ärgſte Dickicht, die verſchlungenſte Dornenmauer hindert ſie nicht. Einer der Stärkſten ſchreitet voran und bricht mit ſeinem gewandten und kräftigen Rüſſel alle Pflanzen nieder, welche ſein Fortſchreiten aufhalten. Nur die älteren Bäume werden umgangen, die übrigen ohne weiteres zuſammengebrochen. Ein guter Theil der abgeriſſenen Zweige und Aeſte wird gleich verzehrt oder wenigſtens entſchält, der übrige bei Seite geworfen oder zuſammengetreten. Schon nach einmaligem Gange eines Elefantentrupps entſteht auf dieſe Weiſe im Urwald ein Weg, den man einen gebahnten nennen möchte; bei wiederholtem Begehen durch die Elefanten wird dieſer Weg zur wirklichen Straße, welche dann andere Thiere oder die Menſchen gern benutzen.

In ähnlicher Weiſe verfährt der Elefant auch im Gebirge; allein dieſes häuft natürlich die Schwierigkeiten der Gründung eines für ihn geeigneten Weges. Es gilt hier, nicht nur das Gewirr der Pflanzen, ſondern auch die Steigung zu überwinden. Daß der Elefant ſich vor letzterer nicht ſcheut, und wäre ſie auch eine noch ſo bedeutende, haben wir im Gebirge der Menſa deutlich genug geſehen. Bei allen im Bergſteigen erfahrenen Thieren beobachtete ich, daß ſie ganz von ſelbſt darauf kommen, im Zickzack ſteile Berge zu erklimmen. Vielleicht machen hiervon nur Klippſpringer und Gemſe, Goral, Wildſchafe und Steinböcke eine Ausnahme. Das ſpaniſche Maulthier geht, ohne von ſeinem

Treiber dazu aufgefordert worden zu ſein, an den ſteilſten Stellen ſeines Weges ſtets in Schlangenlinien aufwärts; die Rinderherden der Menſa treten ſich ohne Anleitung gleiche Wege aus, und ſo auch die Elefanten. In einer Hinſicht aber zeichnen ſich die letzteren vor allen mir bekannten Thieren ſehr zu ihrem Vortheil aus. Sie wählen immer die günſtigſten Päſſe im Gebirge zur Ueberſchreitung bedeutender Höhen. Im Chor von Menſa durchſchneiden die Elefantenwege nur da das Hauptthal, wo von beiden Seiten her und nicht weit von einander entfernt Querthäler einmünden. Sie allein ſind geeignet, den ſchweren Thieren einen bis zu bedeutenden Höhen über die Thalſohle emporſteigenden Weg zu bieten, und in ihnen findet man dann auch regelmäßig die Elefantenwege angelegt. Der Trupp, welcher von einer Seite über die Höhen herkommt, ſteigt gemächlich in das Thal hinab, geht in ihm auf- oder abwärts bis zum jenſeitigen Querthale und klimmt nun hier wieder zur andern Höhe empor. So lange die Steigung eine nicht bedeutende iſt, geht der Elefantentrupp ſoviel als möglich gerade aus, aber wo das Thal nach oben hin ausläuft, beginnen die Schlangenlinien des Weges, führen bis zum Kamme empor und ſenken ſich auf der andern Seite deſſelben wieder bis zum nächſten Thale herab.

Das Bedürfniß nach Waſſer während der trockenen Zeit des Jahres iſt es, welches dieſe Elefantenwege hervorruft. Zur Zeit der Regen bietet das Gebirge oder der große, reiche Urwald den Elefanten überall alle Bedingniſſe zu erwünſchtem Wohlſein dar. Die jeder Beſchreibung ſpottenden Regengüſſe des tropiſchen Frühlings rufen einen Reichthum an Pflanzen ins Leben, welcher jeder Elefantenherde für längere Zeit genügend erſcheinen muß. Das Waſſer füllt zugleich alle Becken im Gebirge wie in der Ebene bis zum Rande an und gewährt hierdurch den Elefanten die Möglichkeit, auch länger an ein und derſelben Stelle zu verweilen. Solange es Waſſer genug in der Höhe giebt, denken die Thiere gar nicht daran, größere Wanderungen zu unternehmen. Sie ſtreifen von einem Hange des Gebirges oder von einem Theile des Urwaldes, von einer Gegend der Steppe zur andern, machen jede Lache gewiſſermaßen zum Sammelort oder zum Mittelpunkt ihrer Wanderungen und verwüſten, weidend, die Bäume ringsum.

Jede ſolche Lache zeigt dem Beobachter nur zu deutlich die Spuren der ſie umlagernden Elefanten. Die unverkennbare Fährte iſt nahe am

Rande in dem fettigen Boden abgedrückt; nach gewiſſen Seiten hin führen die geraden Wege in den Wald hinaus; in einigem Abſtande von ihnen ſieht man ungeheure Löcher in das trockenere Erdreich gewühlt, dazu beſtimmt, der während des Mittags ruhenden Herde zum Lager zu dienen und Schutz gegen die überaus läſtigen Stechmücken und Fliegen zu gewähren: denn mit dem trockenen Staub jener Löcher bedeckt ſich der Rieſe des Waldes während der Ruhe linienhoch ſeinen ungeheuren Leib; ihn wirft er beſtändig mit Hilfe ſeines Rüſſels dahin, wo ihn das ſchmerzliche Jucken von der Anweſenheit der verhaßten Schmarotzer belehrt. Solche „Paddellöcher", wie ich ſie nennen möchte, fand ich namentlich unweit der Ufer des blauen Fluſſes in großer Anzahl. Um ſie möglichſt bequem ſich anzulegen, hatten die Elefanten ganze Stellen des Waldes vollkommen verwüſtet, alle im Wege ſtehenden Bäume des Dickichts zuſammengebrochen und den größten Theil von ihnen bis hoch zum Wipfel entaſtet. Ob ſie auch im Gebirge die gleichen Reinigungsanſtalten ſich ausgraben, weiß ich nicht; doch glaube ich, es annehmen zu dürfen.

Mit der mehr und mehr überhandnehmenden Dürre, welche ſofort nach Aufhören der Regen beginnt und ſchon nach kurzer Zeit den ſo reichen Wald in ein herbſtliches Gewand kleidet, werden die Elefanten genöthigt, namentlich des Waſſers wegen, allnächtlich längere oder kürzere Wanderungen zu unternehmen. In den Urwäldern am blauen Fluſſe vernimmt man ſchon in den Monaten November und Dezember jede Nacht das trompetenartige Schreien oder Blaſen der zum Waſſer kommenden Thiere und bemerkt, daß alle Wege, welche von der Höhe zum Waſſer herabführen, jetzt regelmäßig begangen werden. Die Herde erſcheint kurz vor Mitternacht und verweilt bis gegen den Morgen hin am Fluſſe. Hier gräbt ſie ſich ebenfalls Löcher aus, wahrſcheinlich, um ſich zu baden oder zu kühlen; doch ſieht man auch, eben an den Fährten, daß viele Glieder der Herde in dem fließenden Waſſer ſelbſt zeitweilig ſich bewegt und bezüglich gelagert haben. Schon vor Sonnenaufgang iſt die ganze Herde wieder verſchwunden und den höheren Stellen des Waldes zugezogen oder gar bis in die Steppe hinausgegangen, und nur zufällig gewahrt der Reiſende in jenen Gegenden, deſſen Straße der Strom bildet, eine in der Nähe des Fluſſes ſelbſt weidende Herde der gewaltigen Thiere.

Im Gebirge bedingen ganz ähnliche Verhältniſſe die allnächtlichen Waſſergänge und die größeren Wanderungen der Elefanten. Während

der Regenzeit giebt es auch hoch oben auf den Bergen überall Waſſer in Menge, und fände es ſich auch nur in den Becken, welche der zeitweilige Strom in den Rinnſalen hier und da im felſigen Geſtein aushöhlte. Allein nirgends hält ſich dieſes allen Dickhäutern ſo unentbehrliche Element lange nach Aufhören der Regen oben auf der Höhe. Bald findet ſich nur noch in tieferen Thälern Waſſer, ſei es als ein dürftig genug dahinrieſelndes Bächlein, wie wir ſolches im Chor von Menſa ſahen, oder als ein unter der Oberfläche tropfenweiſe fortſickerndes Fädlein, welches erſt durch Aufwühlen des Erdreichs zugänglich und nutzbar gemacht werden kann. Das eine, wie das andere lockt jetzt die Elefanten von ihren Höhen herab in die Tiefe; nur des Waſſers wegen ſteigen ſie nach unten. Je mehr die Thäler vertrocknen, deſto näher ziehen ſie den Waſſerſtellen, und um ſo härter nehmen ſie erklärlicher Weiſe die Pflanzenwelt mit, welche die nächſten Höhen rings um das waſſerreiche Thal bedeckt. Die Dürre hilft ihnen getreulich in der Verwüſtung: und ſo währt es denn nicht lange, und das Gebirge iſt verödet. Dann müſſen ſich die Elefanten wohl oder übel entſchließen, eine gewiſſe Gegend gänzlich zu verlaſſen und nach anderen, nahrungsverſprechenderen zu ziehen. Aber ſie thun Dies nur gezwungen; denn ſobald ſich die Verhältniſſe geändert haben, d. h. ſobald die erſten Regengüſſe gefallen ſind, kehren ſie wieder nach dem beliebten Aufenthaltsorte zurück. Hierin allein iſt der Grund der regelmäßigen Wanderungen zu ſuchen.

In der Nähe des Dorfes Menſa ziehen die Elefanten alljährlich vier Mal vorüber: zwei Mal nach Beginn der Regenzeit und zwei Mal nach Anfang der Dürre; denn wie ich oben bemerkte, wechſeln gerade in unſerem Gebirge Frühling und Herbſt zweimal im Jahre. Die vom Gebirge herunterziehenden Elefanten wandern zunächſt dem Ain-Saba zu, welcher ſein Waſſer aus weit höher als Menſa gelegenen Gebirgen Abiſſiniens empfängt und deshalb auch ungleich länger behält, als alle übrigen Regenſtröme des Gebirges, welcher ſelbſt während der Glutzeit des Jahres noch viele Dümpfel beſitzt, in denen ſogar Nilpferde ſich aufhalten und der waſſerreicheren Zeit des Jahres harren können.

Auch im Gebirge iſt man nicht im Stande, die Wege der Elefanten zu verkennen. Sie ſind ſcharf genug bezeichnet, wenn auch nicht gerade durch die abgedrückten Fährten der Elefanten ſelbſt. Dieſe kann man an vielen Stellen ſchon wenige Stunden, nachdem die Elefanten den

Weg begangen hatten, nicht mehr gewahren; ſie drücken ſich wenig in dem harten Fußboden ab oder verwiſchen ſich im Geröll. Nur da, wo ein Mitglied der Herde ſeine Fußſäule gerade auf einen Kaktus niederſetzte, zeugt dieſer von der Laſt, welche er getragen; denn alle ſeine Blätter ſind bis zur Wurzel hinab zerquetſcht. Der Elefant allein tritt ſo den Kaktus nieder; jedes andere Thier des Gebirges, vielleicht mit alleiniger Ausnahme noch des Nashorns, verſucht, ihn zu umgehen. Doch auch dieſes Zeichen kann nur wenige Stunden oder bezüglich Tage nach dem Wechſeln der Elefanten als ein gerechtes angeſprochen werden und nebenbei immer noch trügen: es giebt andere, welche ſicherer ſind. Der Weg, welchen eine Elefantenherde nahm, iſt mit aller Beſtimmtheit vorzüglich an zwei Dingen zu erkennen: an der Loſung und an den abgeriſſenen Aeſten, welche neben dem Wege liegen.

Die Loſung kann nur ein ganz unbewanderter oder ungeſchickter Jäger verwechſeln; ihr gegenüber erſcheint alle andere klein und unbedeutend. Es iſt weniger die Menge derſelben, die auf einem Klumpen liegt, ſondern die Größe und Geſtaltung, welche den Elefanten verräth. Je nach der Nahrung des rieſigen Dickhäuters iſt ſie verſchieden. Beſteht die Aeßung des Elefanten vorzugsweiſe in Gräſern und Kräutern oder Baumblättern, ſo kommt die Loſung hinſichtlich ihres Gefüges noch am meiſten mit dem Miſt des Pferdes überein: allein auch wenn ſie dieſem Miſt ganz ähnlich beſchaffen wäre, ſo würden doch immer noch die ungeheuren Klumpen den Elefanten errathen laſſen. Aeßte ſich dagegen dieſer ausſchließlich von Zweigen, ſo erkennt man die Loſung ſofort daran, daß in ihr Aſtſtücke von ziemlicher Länge und bedeutender Stärke zu finden ſind. Im Menſa-Gebirge, welches reich an Gras und Kräutern iſt, habe ich nie ſo mächtige Loſungsklumpen von Elefanten gefunden, als in den Wäldern des blauen Fluſſes. Dort lagen einzelne Maſſen, welche bei dem gewöhnlichen Durchmeſſer von 4 bis 5 Zoll das Doppelte, ja das Dreifache an Länge hatten und Aſtſtücke von 5 Zoll Länge und $1^1/_2$ Zoll im Durchmeſſer enthielten. Unter den Landthieren vermag nur das Nashorn noch derartige Loſung abzuſetzen. — Ueber das Alter der Loſung giebt die einfache Unterſuchung Aufſchluß. Unter der afrikaniſchen Sonne trocknen die ohnehin bis aufs äußerſte ausgeſaugten Pflanzentheile derſelben ſchon in zwei Tagen zu harten Klumpen zuſammen oder zerſtieben zu einem formloſen Miſthaufen. Am erſten und zweiten Tag enthält

die Losung regelmäßig Scharen von Mistkäfern; sind diese einmal verschwunden, so wurde die Losung vor mindestens drei Tagen abgesetzt.

Die abgerissenen und abgebrochenen Aeste lassen den Elefanten ebenso wenig verkennen. Man braucht blos an den Bäumen emporzusehen, so wird man entdecken, daß die Aeste noch aus einer Höhe herabgerissen worden sind, welche höchstens Giraffen erreichen können. Abgesehen von dem verschiedenen Aufenthaltsort, schält aber die Giraffe nicht die Aeste ab, wie der Elefant Dies regelmäßig zu thun pflegt. Als ein drittes gutes Zeichen will ich noch derjenigen Zweige erwähnen, welche dem vorbeigehenden Elefanten gerade mundrecht waren und von ihm gleich abgebissen wurden. Mit Hilfe seines Rüssels hat das Thier eine ganze Partie der äußeren feinsten Zweige zusammen in das Maul gestopft und mit den riesigen Backzähnen abgequetscht, — so nur kann ich mich ausdrücken.

Die abgerissenen und abgebissenen Zweige wie die Losung lassen einen Elefantenweg stundenweit verfolgen. So lange die Herde in Bewegung ist, äßt sie sich auch, und bei der Menge der Thiere und der Masse der Nahrung, welche der Elefant verbraucht, wird auch fortwährend von einem oder dem andern Losung abgesetzt. Die Menge des Mistes würde leicht über die Zahl der Herde Aufschluß geben können, wenn man erst wüßte, wieviel und wie oft ein einzelner Elefant loſete.

Die Elefanten beschreiten an abschüssigen Stellen Wege im Gebirge, welche so schmal sind, daß die eine Seite des Körpers beinahe an die Bergwand anstreifen muß. Bei solchen Gelegenheiten kommt es vor, daß einer der Elefanten in der Dunkelheit einen Fehltritt thut und ein Stück an der Bergwand hinabrollt. Ein solcher Sturz scheint ihm aber nicht viel zu schaden. Dies folgere ich aus einer Beobachtung, welche ich machte. Als ich im Mensa-Thale zuerst die Losung der zahlreichen Elefantenherde auffand, folgte ich dem Wege, den die Herde gegangen war, und kam dabei an einen für Elefanten sehr schmalen Weg, über welchen nothwendigerweise die ganze Gesellschaft geschritten sein mußte. An einer Stelle dieses Pfades hatte ein großer Stein gelegen, halb über dem Gehänge, halb auf dem Wege. Dieser Stein war ausgebrochen, in die Tiefe hinabgerollt. Er allein aber konnte unmöglich in dem dichten Grase und Gebüsch, welches den Hang nach unten hin bedeckte, die greuliche Verwüstung angerichtet haben, welche ich bemerkte. Es war,

als ob eine große Walze da hinab gerollt wäre und Alles niedergequetſcht hätte, was ihr im Wege lag. Die Folgerung führte nothwendigerweiſe zu dieſem, ſehr ergötzlichen Ergebniß: einer der Elefanten hatte in der Dunkelheit den Stein und zwar auf ſeiner überhängenden Seite betreten, möglicherweiſe gedrängt von anderen Mitgliedern ſeiner Herde. Der Stein war ausgebrochen; der Elefant hatte das Uebergewicht verloren und einen großartigen Purzelbaum nach unten geſchoſſen. Von der Tiefe herauf führte auch wirklich ein einziger Pfad nach dem oberen Wege zurück. Der Sturz hatte alſo dem ſchweren Thiere Nichts geſchadet.

Sehr anziehend war mir auch folgende Beobachtung, welche die Ueberlegung der Elefanten deutlich darlegte. Der Chor von Menſa zieht ſich, wie die meiſten Gebirgsthäler, in größeren oder kleineren Windungen durch die Berge. Viele dieſer Windungen werden von dem Wege, welchen die Menſa mit ihren Herden begehen, abgeſchnitten, theils des Umweges halber, theils auch, um jähe, vom Waſſer im Thale ausgeriſſene Felsabſtürze zu vermeiden. Die Elefanten kannten alle dieſe Schleichwege, wie ich die Verkürzungen nennen möchte, genau, denn regelmäßig waren ſie da, wo ein Hinderniß ihnen das Fortſchreiten im Thale erſchwert haben würde, den Pfad der Menſa gegangen. Ich muß hierbei noch ausdrücklich bemerken, daß das Thal ſelbſt ihnen beſſere Weide gegeben haben würde, als jene Schleichwege, von denen aus ſie die Aeſte an den Bäumen bis hoch hinauf abgeriſſen hatten.

Der Elefant hat ſeine Lieblingsäßung ſo gut wie andere Thiere. Er iſt nicht gerade wähleriſch, meidet aber doch gewiſſe Bäume. Einige Mimoſen und der Chriſtusdorn ſcheinen ihm verhaßt zu ſein, wahrſcheinlich der ſpitzen Stacheln wegen, welche nur Kamel und Giraſe wenig zu behelligen ſcheinen. Dafür frißt der Elefant im Innern Afrikas die Aeſte eines Baumes, welchen ich nicht beſtimmen kann, leidenſchaftlich gern, und die Sudahneſen nennen dieſen Baum deshalb geradezu „Sadjer el Fihl“ — Elefantenbaum. — Es iſt derſelbe, welcher auch dem Menſchen nützlich wird: die Sudahneſen benutzen ſeine Früchte zum Waſchen ihrer Kleidungsſtücke anſtatt unſrer Seife. Man entkernt die Frucht, quetſcht ſie, vermiſcht ſie mit Waſſer und gewinnt durch Schlagen mit den Händen oder Stampfen mit den Füßen einen dicken, zur Reinigung der Zeuge geeigneten Schaum. In gewiſſen Theilen des Urwaldes wird der betreffende Baum von den Elefanten nach und

nach beinahe ausgerottet. Sie begnügen ſich bald nicht mehr mit Zweigen und Blättern allein, ſondern reißen auch die ſtärkſten Aeſte ab, um die Schale derſelben zu verzehren. Wahrſcheinlich behagt ihnen gerade das Schaumige beſonders. Beachtenswerth iſt, daß die Dornen, welche der Sadjer el Fihl beſitzt, die Elefanten nicht abſchrecken. Im Menſagebirge werden namentlich die Oelbäume arg heimgeſucht und deshalb ſieht man dieſe auch nur in der nächſten Nähe des Dorfes Menſa ſelbſt im vollſten Wuchſe. Baumzweige ſcheinen unter allen Umſtänden die Hauptnahrung auszumachen, das Gras wird wahrſcheinlich blos da abgeweidet, wo es in reichlicher Menge aufſchießt und bequem abgepflückt werden kann. Kakteen und Wolfsmilcharten ſoll auch der Elefant nicht berühren.

Die Fortpflanzungszeit unſeres Dickhäuters ſcheint nicht an beſtimmte Monate des Jahres gebunden zu ſein. Die Eingebornen verſichern, daß man allzeit ſehr junge Elefanten bei den Herden anträfe. Dabei iſt freilich zu bedenken, daß es ſehr ſchwer hält, das Alter eines jungen Elefanten auf Monate hin abzuſchätzen. Das verhältnißmäßig langſame Wachsthum kann hier leicht zu argen Täuſchungen Veranlaſſung geben. Soviel iſt wohl ausgemacht, daß der junge Elefant lange Zeit geſäugt wird; den Schutz der Alten genießt er ſicherlich mehrere Jahre hindurch. Dies erfuhren wir deutlich bei der ſchönen Jagd, welche der Herzog und die beiden Fürſten abhielten: die Mutter des dabei erbeuteten jungen Elefanten wurde nur deshalb erlegt, weil ſie ihrem angegriffenen Kinde zu Hilfe eilte, und dieſes wollte ſich nach ihrem Tode nicht von der Mutter trennen.

In Abiſſinien jagt man den Elefanten neuerdings wohl faſt ausſchließlich mit dem Feuergewehr; wenigſtens erfuhr ich Nichts mehr von den ſonderbaren Jagdarten, welche frühere Reiſende uns mitgetheilt haben. Die eigentlichen zünftigen Elefantenjäger ſtehen zumeiſt in dem Dienſte von europäiſchen Kaufleuten in den größeren Städten. Von dieſen erhalten ſie eigene weitmündige Gewehre, Pulver und Blei, eine gewiſſe Monatslöhnung und die Hälfte des Elfenbeins, können alſo im günſtigſten Falle ſich ſehr hübſche Summen erwerben. Wenn ſie im Gebirge jagen wollen, beſteigen ſie die höheren Berge und halten von hier aus Umſchau; dann prüfen ſie den Wind und ſchleichen ſich vorſichtig, wie Katzen auf dem Boden dahinkriechend, ſo nahe als möglich an den Elefanten an, zielen lange und bedächtig und feuern ihm die Kugel durch das Ohr in den Schädel. Ihre dunkle Hautfarbe kommt ihnen bei ſolcher Jagd na-

türlich ſehr zu ſtatten; denn die Elefanten ſind überaus vorſichtig und äugen, wenn auch ſchlecht, doch immer noch gut genug, um einen Jäger rechtzeitig wahrzunehmen. Ueber die überaus glückliche Jagd, welche der Herzog und die beiden Fürſten machten, brauche ich hier Nichts zu ſagen: — ſie iſt bereits geſchildert worden.

Im Oſt-Sudahn ſind außer den Europäern nur die freilebenden Neger am weißen Fluß und in den Gebirgen Takhales gefährliche Feinde des Elefanten. Am blauen Fluß machte man früher gar keine Jagd auf die ſo gewinnverſprechenden Dickhäuter; gegenwärtig, d. h. ſeit des Abenteurers Malzac's Zeiten, wird es wohl anders geworden ſein. Die Neger greifen den Elefanten ganz in derſelben Weiſe an, wie die Nomaden, mit Lanzen nämlich. Sie ſchleudern ihm ſo viele von dieſen in den Leib, bis er der Unmaſſe von Wunden erliegt. Du Chaillu verſichert, daß die Eingeborenen des weſtlichen Afrikas genau in derſelben Weiſe verfahren. Bei den Bakhara-Arabern wird die Jagd aus dem Grunde anziehend, weil ſie zu Pferde geſchieht. Dieſe vortrefflichen Reiter verfolgen den Elefanten und ſchleudern ihm im ärgſten Jagen die Lanze mit ſehr großer Sicherheit und Kraft zu.

Heut zu Tage iſt die Elefantenjagd im hohen Grade lohnend. Je ſeltener das Thier wird, umſomehr gehen die Preiſe des Elfenbeins in die Höhe, und ſchon in unſern Tagen kann ein glücklicher Jäger mit einem Schuß ſeine ſechs- bis achthundert Thaler gewinnen. So viel koſten zwei Stoßzähne eines ſtarken, männlichen afrikaniſchen Elefanten. Vieles von dem Elfenbein, welches gegenwärtig in Indien gekauft wird, ſtammt aus Afrika. Es wurde von der Oſtküſte nach Aden und weiter nach Indien geführt. Zur Zeit ſind für die von mir bereiſten Länder Maſſaua und Berbera die wichtigſten Ausfuhrplätze. Nicht minder wichtig aber iſt Charthum; hier ſammelt ſich alles Elfenbein, welches vom blauen oder weißen Fluß, aus Takhale und Fuhr kommt. Der Handel mit dieſem koſtbaren Stoff erfordert große Summen, wirft aber auch reichen Gewinn ab. Wie gewöhnlich, bereichern ſich die Aufkäufer zum Nachtheil der eigentlichen Jäger. Den Negern am weißen Fluß bietet man für einen weißen, großen, ſchweren Elefantenzahn eine Handvoll blauer Glasperlen an und hat bisher mit dieſer armſeligen Münze ſchon Tauſende von Centnern Elfenbein bezahlt. Die europäiſchen Jäger machen ſelbſtverſtändlich beſſere Geſchäfte als die Neger, aber auch ſie

fallen den Wucherern zum Opfer. Wie die Spinne in ihrem Netz, ſo ſitzen dieſe ruhig in Charthum und warten auf die Verlegenheiten, welche dieſen oder jenen Jäger treffen. Der leichte Erwerb des Geldes hat Verſchleudern deſſelben nothwendig im Gefolge; ſelbſt derjenige Jäger, welcher Tauſende gewann, kommt einmal in Verlegenheit, und nun muß er, ſo zu ſagen, Leib und Seele dem Wucherer verpfänden.

Man unterſcheidet im Oſtſudahn hauptſächlich folgende Arten des Elfenbeins:

1) Sin (Zahn), fehlerfreie, über fünfzehn Pfund ſchwere Zähne;
2) Muſchekhed (geſprungene), große, aber zerriſſene Zähne;
3) Bara, kleine Zähne unter fünfzehn arabiſchen Pfunden und
4) Schemfie (ſonnige), d. h. Zähne, welche lange Zeit in der Sonne gelegen haben. Von der erſteren Sorte koſtet gegenwärtig der Centner von hundert arabiſchen oder ein- und achtzig Wiener Pfunden 120 Thaler unſeres Geldes. Die letztere Sorte wird mit kaum der Hälfte berechnet.

Bisher iſt es keinem Volksſtamme des innern Afrika eingefallen, Elefanten zu zähmen. Man fängt die Thier nicht einmal und zwar aus dem Grunde, weil man die Mühe ſcheut, Corrals zu bauen, wie in Indien, oder vielleicht auch, weil man dieſe Fangweiſe nicht kennt. Daß es aber möglich iſt, lebende Elefanten von den Nomaden zu erhalten, hat der ſchon genannte Herr Caſanova bewieſen. Dieſer Thierkundige — ſo darf ich ihn wohl nennen — befand ſich zur Zeit unſeres Aufenthaltes im oberen Stromgebiet des Atbara, namentlich am Sudit oder Sedit, in der Abſicht, dort allerlei lebende Thiere zu erwerben. Durch reichliche Belohnungen ermunterte er die Nomaden zum Fange des allerverſchiedenartigſten Wildes, und als die Elefanten vom Gebirge herabkamen, forderte er ſie auf, einen von dieſen ihm zu verſchaffen. Schon nach vierzehn Tagen befand er ſich im Beſitz eines prächtigen jungen Männchens, welches nebſt ſeiner Mutter in Schlingen gefangen worden war. Die auf Pferden heranbraſenden Araber ſchreckten die Herde in die Flucht, tödteten die Alte und nahmen das Junge mit ſich nach Hauſe. Caſanova fütterte es anfangs ausſchließlich mit Milch, welche er durch Mehlzuſatz etwas verdickte, und es gewöhnte ſich raſch an dieſe Nahrung. Schon nach wenig Tagen zeigte es ſich ſehr zutraulich und ſeinem Pfleger ergeben. Es lief frei im Hofe umher und folgte wenige Wochen ſpäter ſeinem Herrn auf dem Fuße nach, auch ins Freie. Nach

Monatsfrist konnte es als vollständig zahm angesehen werden, und so wurde die Reise nach Suakim angetreten. Diese währte zweiundfünfzig Tage, und die ganze Strecke ging der kleine Elefant willig zu Fuße, nach Casanova's Ausspruch, wie ein Hündchen hinter dem Herrn daher.

Ich sah das wirklich liebliche Thier zu meiner großen Freude auf der letzten Michaelismesse in Leipzig. Es entzückte Jedermann, wegen seiner Zahmheit und Gemüthlichkeit, zog aber doch am meisten die Thierkundigen an, schon aus dem Grunde, weil es bewies, daß wir bis jetzt noch keine einzige getreue Abbildung des afrikanischen Elefanten besitzen. Aus diesem Grunde dürften auch die im Atlas zum Reisewerk des Herzogs von der Meisterhand unsres Thier- und Landschaftsmalers, Herrn Kretschmer, gegebenen Zeichnungen einen mehr als gewöhnlichen Werth beanspruchen. Sie zeigen den wirklichen afrikanischen Elefanten in seiner Heimat, inmitten der diese kennzeichnenden Pflanzenwelt. Eine nicht minder richtige Abbildung wird mein „Thierleben" enthalten.

Mindestens mit derselben Theilnahme, welche wir alle dem Riesen des Festlandes widmeten, habe ich das Leben und Treiben seines zwerghaften Verwandten, des Klippschliefers (Hyrax habessinicus) verfolgt. Es war mir eine rechte Freude, gleich nach Eintritt ins Gebirge überall diesem so anziehenden, gemüthlichen Vielhufer zu begegnen. Jede Felsenwand, welche Klippdachse beherbergte, wurde sicherlich ein Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit. Die seit uralten Zeiten bekannten Felsenbewohner sind auch gar zu nette Gesellen!

Wir fanden den abissinischen Klippschliefer in den tiefsten Stellen des Gebirges von Mensa kaum minder häufig, als auf manchen Felsblöcken oder mit Felsen übersäeten Bergwänden der Höhe. Eigentlich war er überall zu Hause, wo sich ein passender Wohnort für ihn fand; je geklüfteter und zerrissener die Felswand war, um so häufiger traf man ihn an. Wenn wir so recht ruhig durch die Thäler ritten, sahen wir die Thiere reihenweise auf den Felsengesimsen sitzen oder noch öfter in der bequemen Kaninchenstellung liegen; denn die Klippschliefer sind ein gar bequemes, faules Volk, welches es sich, wenn es nicht der Nahrung wegen umherläuft,

ſo wohlich macht, als möglich. Dabei ſind ſie trotz ihrer angebornen Furchtſamkeit in den von uns durchreiſten abiſſiniſchen Gebirgen wenig ſcheu, aus dem einfachen Grunde, weil Niemand ſie verfolgt. So lange man ruhig bleibt, kann man ſie prächtig beobachten; eine raſche Begegnung freilich, oder ein lautes Geräuſch verſcheucht ſie augenblicklich. Ein Schuß verödet alle die felſigen Straßen, auf denen ſich das muntere Volk des Gebirges herumtummelte. In Folge des merkwürdig zitternden, dem Angſtruf der graugrünen Meerkatze täuſchend ähnlichen Schreies eines der wacheſtehenden Klippſchliefer erhebt ſich die ganze Geſellſchaft, Alles rennt und flüchtet mit Nager-Geſchwindigkeit, und einen Augenblick ſpäter iſt die ganze Menge verſchwunden. Aber die liebe Neugier iſt auch dem Klippſchliefer eigen. Eine Minute ſpäter lugt hier und da ein Köpfchen aus einer Spalte einer Höhle heraus; die Anzahl derſelben mehrt ſich, und bald regt ſich das alte Leben wieder.

Schon Bruce erwähnte, daß der abiſſiniſche Klippdachs oder „Aſchkoko“ der Eingebornen unmittelbar in der Nähe der Städte geeignete Felſenwände bewohnt und ſo recht eigentlich vor den Augen des Menſchen ſein Weſen treibt. Von dieſem Forſcher rührt überhaupt die beſte Lebensbeſchreibung her, welche wir bis jetzt erhalten haben. Meine eigenen Beobachtungen ſtimmen mit ſeinen Angaben vollkommen überein.

In der Nähe des Dorfes Menſa fand ich vier Anſiedelungen der Klippſchliefer und hatte ſomit vielfach Gelegenheit, ihr Leben und Treiben kennen zu lernen. Eine dieſer Anſiedelungen war unſerem Lagerplatze ſehr nahe; ſie lag unmittelbar am Wege, welchen die ganze Einwohnerſchaft des Dorfes vom Morgen an bis zum Abend belebt, weil er zur Quelle des Bächleins hinabführt. Die zweite Geſellſchaft der Thiere hatte einen mitten aus der Ebene ſich erhebenden Felſen erwählt; die übrigen Trupps bewohnten die Berge im Süden der Ortſchaft. Höchſt wahrſcheinlich gab es auch in größerer Entfernung überall dergleichen Anſiedelungen; denn auf der größten Strecke, welche wir im Gebirge durchzogen, auf dem Wege von der Samchara bis zum Dorfe Menſa, waren, wie bemerkt, unſere Thiere an jeder günſtigen Felſenwand mit Beſtimmtheit aufzufinden.

Die Geſellſchaften der Klippſchliefer ſind nicht überall gleich ſtark. Ihre Anzahl hängt von der Beſchaffenheit des Wohnplatzes ab. Iſt dieſer eine weitausgedehnte, von einer üppigeren Pflanzenwelt geſchmückte

Felſenwand, ſo ſieht man die Thiere nur einzeln, d. h. in Gruppen von vier, ſechs, acht, höchſtens zehn Stücken; wurde dagegen ein einzeln ſtehender Felsblock von einer Geſellſchaft in Beſitz genommen, ſo iſt dieſe regelmäßig ſehr zahlreich. Dies erklärt ſich aus der Anhänglichkeit der Klippſchlieſer an den einmal gewählten Ort und aus ihrer Geſelligkeit. Da, wo eine größere Strecke ihnen überall die gleichen Vortheile des Wohnens gewährt, trennt ſich die ganze Bewohnerſchaft der Gegend in verſchiedene Familien, oder wenigſtens Gruppen; dort hingegen, wo der Wohnort in einem gewiſſen Theile des Gebirges allein die Bedingniſſe zum Wohlbefinden der Klippſchlieſer bietet, vereinigt er mehrere Gruppen oder Familien zu einem einzigen großen Rudel. Jener einzelne, aus der Hochebene ſich erhebende Felſen, war von mindeſtens ſechszig Klippſchliefern bewohnt, und an keiner Stelle des Gebirges ſah ich eine gleich ſtarke Anzahl.

Die Klippſchlieſer laſſen ſich noch am erſten mit unſerem Kaninchen vergleichen, und es iſt deshalb Luther gar nicht zu verdenken, wenn er das hebräiſche Wort „Saphan“ mit Kaninchen überſetzt. Nur ſind die Klippdachſe in weit höherem Grade Felſenbewohner, als die genannten Nager. Höchſt wahrſcheinlich graben ſie auch, wie die Kaninchen, ſchwerlich aber Höhlen in lockeres Erdreich. Die natürlichen Klüfte der Felſen, die Höhlungen oder Ritzen zwiſchen oder unter dem Geſtein ſind ihre Wohnungen. Von ihnen aus unternehmen ſie ihre kurzen Weidegänge, zu ihnen flüchten ſie bei der geringſten Gefahr zurück.

Unſere Vielhufer ſind in Gegenſatz zu ihren Verwandten nur bei Tage thätig. In den Morgen- und Abendſtunden ſind ſie am lebendigſten; während des Mittags liegen ſie reihenweiſe auf den Steinen, ſich behaglich ſonnend und der faulſten Ruhe hingebend.

Einzelne ſitzen wie Hunde auf dem Hintertheil und ſtemmen ſich dabei auf die Vorderfüße; andere legen ſich nieder, wie Haſen und Kaninchen zuweilen es zu thun pflegen, vorn auf die Füße geſtützt, hinten auf der Seite liegend und die Beine weit von ſich geſtreckt; wieder andere lagern ſich wie Katzen mit unter der Bruſt zuſammengelegten Vorderhufen. Einige ſind ſtets als Wachen vorgeſchoben und überſehen von ihrer hohen Warte aus ſorgfältig die ganze Gegend. Sobald ſich etwas Verdächtiges zeigt, ſtoßen ſie jenes ſonderbar zitternde Geſchrei aus; alle erheben ſich und laufen ſo ſchnell als möglich der nächſten Ritze zu.

Hierbei lernt man ſie in ihrer vollen Beweglichkeit kennen. Der unbeſorgt dahingehende Klippſchliefer ſchleicht mehr, als er geht; er macht ſehr kleine Schritte und ſchleppt den dicken Leib faſt auf dem Boden dahin. Hierdurch erhält der Gang verhältnißmäßig etwas ſehr Schwerfälliges und viel von der eigenthümlichen Ruhe, welche die Dickhäuter kennzeichnet. Ganz anders bewegt ſich das Thier, wenn es erſchreckt wurde. Jetzt gilt es, ſo ſchnell als möglich der entſetzlichen Gefahr zu entrinnen. In kurzen Sätzen ſpringt es dahin; mit meiſterhafter Geſchicklichkeit klettert es auf- oder abwärts; wie ein Wieſel durchſchlüpft es Spalten und Höhlen. Kein Theil des Geklüftes erſcheint ihm unzugänglich; es läuft wie eine Eidechſe mit Klebefingern an den Wänden empor. Der Ballen ſeines Fußes mag es dabei weſentlich unterſtützen. Derſelbe iſt verhältnißmäßig ſehr weich, aber doch rauh und ſomit vortrefflich geeignet, den Klippſchliefern bei jeder Stellung auf dem Felſen einen ſichern Anhaltspunkt zu bieten. Manchmal meint man, daß ſie förmlich an dem Felſen ankleben, — gerade wie die Geko's, an welche ſie mich oft erinnert haben. Kopfunterſt laufen ſie von wirklich halsbrechenden Höhen mit einer Sicherheit und Gewandheit herab, als gingen ſie auf ebenem Boden. Bei ſolchen gefährlichen Wegen benehmen ſie ſich genau wie die Katzen, wenn ſie von einem Baumſtamme herunterſpringen: ſie laſſen ſich ein gewiſſes Stück an der Wand hinabgleiten und ſchnellen ſich, wenn ſie in geeigneter Höhe angekommen ſind, plötzlich von ihr ab mit geſchicktem Sprunge auf den erkornen nächſten Block- oder Felszacken. In den Ritzen des Geſteins ſteigen ſie außerordentlich behend auf und nieder. Ich ſah ſie nach Art unſerer Schornſteinfeger emporklimmen: ſie ſtemmten ſich mit dem Rücken an die eine Seite der Ritze, mit den Füßen an die andere, bewegten ſich wechſelſeitig in wunderſamer Weiſe und kamen ganz flott vorwärts. Wenn ich nach den Lebensbeſchreibungen urtheilen darf, welche ich über die Wollmäuſe und die Murmelthiere geleſen habe, glaube ich annehmen zu können, daß ſie dieſen Thieren am meiſten ähneln. Im Springen gleichen ſie wahrſcheinlich mehr den Wollmäuſen, als den tölpelhafteren Murmelthieren. Unter den mir aus eigener Anſchauung bekannten Thieren übertrifft ſie hierin nur Eichhorn oder Marder.

Ueber das geiſtige Weſen der Klippſchliefer ein richtiges Urtheil zu fällen, iſt ſchwer. Man bemerkt an ihnen ein ſonderbares Gemiſch von großer Sanftmuth und unglaublicher Aengſtlichkeit. Sie ſind nicht ſcheu,

aber im höchſten Grade furchtſam. Ein vorüber fliegender Rabe iſt hinreichend, ſie in tödliche Angſt zu verſetzen, während ſie ſich ganz dreiſt auf dem Felſen lagern, wenn ein Aasgeier an ihnen vorbeiſtreicht oder unweit von ihnen auf dem Felſen ſitzt. Vor dem braunen Eingeborenen weichen ſie kaum aus; der fremdartig gekleidete Europäer aber flößt ihnen großes Entſetzen ein. Klug kann man ſie nicht nennen; denn nur das Plötzliche oder das Fremdartige erſchreckt ſie: die eigentliche Gefahr wiſſen ſie nicht abzuſchätzen. Ich bin ihnen oft nachgeklettert und habe mich zwiſchen den Steinen verſteckt, um ſie zu beobachten. Da erfuhr ich, daß ſie äußerſt neugierig zwar, aber zugleich höchſt ängſtlich mich anſtaunten, ohne dabei an wirkliche Sicherung zu denken. Sobald ſie in ihren Klüften angekommen waren, hielten ſie ſich für geſichert. Wenn man ſie aufſchreckte, während ſie unten am Fuße der Felſen weideten, ergriff ſie namenloſes Entſetzen, und jeder ſuchte, ſich ſoviel als möglich zu verbergen. Hatte man aber den Felſen erklettert und befand man ſich, ſo zu ſagen, mitten unter ihnen, ſo verharrten ſie träge am gewählten Verſteckplatz, gleichviel ob dieſer gut oder ſchlecht war d. h. ihnen wirklich Zuflucht gewährte oder nicht. Die dumme Neugier ſcheint einer der hervorragendſten Züge ihres Weſens zu ſein.

Gräſer und Kräuter, welche unmittelbar am Fuße ihrer Lieblingsfelſen wachſen, ſind die Nahrung der Klippſchliefer. Es iſt mir wahrſcheinlich, daß ſie auch Baumblätter verzehren, und Ehrenberg giebt ja die Tamariskenzweige ausdrücklich als eine leckere Speiſe für ſie an; aber ich habe hierüber keine Beobachtung gemacht. Beim Weiden gehen ſie mit kleinen Schritten langſam vorwärts und beißen das Gras wie Pferde mit ihren beiden Vorderzähnen ab. Gerade beim Freſſen unterſcheiden ſie ſich ſehr auffällig von den Nagern. Ihren größeren Verwandten ſcheinen ſie auch darin zu ähneln, daß ſie ungeheuer viel freſſen. Bei allen, welche ich erlegte, war der verhältnißmäßig ſehr große Magen bis zum Zerplatzen angefüllt, und auf ihren Felſen fand man die für ſo kleine Thiere geradezu unverhältnißmäßigen Kothklumpen in unglaublicher Menge. Auch die Loſung läßt ſich nur mit der der Vielhufer vergleichen, ſie iſt nicht gekörnt; ſondern bildet einen Haufen. In den größeren Spalten des Geklüftes liegt ſie ſcheffelweiſe.

Man hat gemeint, daß die Klippſchliefer Wiederkäuer ſein könnten. Ich möchte dieſe Anſicht bezweifeln; denn ich habe nie Etwas von Wieder-

käuern bei ihnen bemerkt. Beim Freſſen bewegen ſie allerdings die Kinnlade genau ſo, wie die Wiederkäuer es zu thun pflegen, während der Ruhe aber, wo doch das Wiederkäuen eigentlich ausgeführt zu werden pflegt, ſieht man keine Bewegung der Kauwerkzeuge.

Höchſt wahrſcheinlich ſind ſie im Stande, den Genuß des Waſſers monatelang zu entbehren. Um den allein ſtehenden Felſen herum, welchen ſie bewohnten, findet ſich während vieler Monate weit und breit kein Tropfen Waſſer, und dieſen Felſen verlaſſen die furchtſamen Thiere, wie ich mich genau überzeugt habe, bei Tage nicht, bei Nacht aber noch viel weniger. Der Nachtthau genügt auch ihnen zur Erfriſchung.

Noch einmal will ich bemerken, daß ich die anziehende Beobachtung Heuglins hinſichtlich des Freundſchaftslebens unſeres Klippſchliefers mit der geſtreiften Manguſte und einer Dorneidechſe beſtätigt gefunden habe. Man konnte faſt mit Sicherheit darauf rechnen, das mordluſtige Raubthier in jeder Klippſchliefer-Anſiedelung aufzufinden, und die Eidechſe vollends war eine ſo regelmäßige Erſcheinung, als gehöre ſie zu den Anſiedlern ſelbſt. Begründet iſt es auch, daß jedes der ſo verſchiedenen Thiere von der Geſammtheit als Warner angeſehen wird. Die Manguſte oder Eidechſe verbirgt ſich, wenn der Klippſchlieſer ſich ängſtlich zeigt, und dieſer verſchwindet, wenn er die Eidechſe ſich verbergen ſieht!

Ueber die Fortpflanzung des Aſchkoko bin ich nicht ins Klare gekommen. Bekanntlich glaubt man, daß alle Klippſchlieſer eine ziemliche Anzahl von Jungen zur Welt bringen, und Dies aus dem einfachen Grunde, weil das Weibchen ſechs Zitzen hat. Ich kann mich der allgemein giltigen Anſicht nicht anſchließen, obwohl beſtimmte Beobachtungen mir fehlen. Aber unter allen Geſellſchaften, welche ich bemerkte, gab es ſo wenig Junge, daß man bei Annahme der Sechszahl eines Wurfes nothwendigerweiſe zu der offenbar falſchen Folgerung hätte kommen müſſen, unter der ganzen Geſellſchaft befinde ſich nur ein einziges oder höchſtens zwei fortpflanzungsfähige Weibchen. Dazu kommt, daß ich immer nur ſehr wenige ungefähr gleich alte Junge bemerken konnte; auch habe ich niemals geſehen, daß eine Alte von mehreren Kleinen umringt geweſen wäre. So bin ich allmählich zu der Meinung gelangt, daß der Klippſchliefer nur ein einziges oder höchſtens zwei Junge wirft. Die Eingebornen wußten mir über dieſen Punkt nichts Beſtimmtes mitzutheilen. — Ob Heuglin Recht hat, wenn er annimmt, daß der Klipp-

ſchliefer ein ſehr langſames Wachsthum beſitze, muß ich dahin geſtellt ſein laſſen; ich weiß weder dafür noch dagegen Etwas vorzubringen.

Die Abiſſinier behaupten, daß der Klippſchliefer ein ſehr biſſiges Thier ſei, und auch Ehrenberg ſtimmt dieſer Anſicht bei; ich dagegen möchte mich lieber zur Meinung des Grafen Mellin hinneigen, welcher von einem Klippſchliefer, den er zahm hielt, ſagt, daß er, „ein vollkommen wehrloſes Weſen genannt werden müſſe, welches ſich weder durch ſeine Zähne, noch durch ſeine Klauen vertheidigen könne“. Angeſchoſſene, aber noch recht muntere Klippſchliefer, welche ich fing, verſuchten nicht, zu beißen, während doch jeder verwundete Nager wüthend um ſich beißt.

Bei den Abiſſiniern gilt der Aſchkoko, ſeiner geſpaltenen Klauen wegen, für ein unreines Thier. Niemand jagt ihn, und jeder Gläubige verabſcheut ſein Fleiſch. Ich verſuchte vergeblich, einen mahammedaniſchen Knaben, welcher ſich in unſeren Dienſten befand, von der Güte ſolchen Wildprets zu überzeugen; er verſicherte mir, daß keiner ſeiner Väter jemals von dem Verbotenen genoſſen habe und der Genuß nothwendigerweiſe verderblich ſein müſſe. Die Beduinen des ſteinichten Arabiens, welche doch auch Mahammedaner ſind, kennen derartige Bedenken nicht; ſie ſind, wie ſchon Ehrenberg berichtet, eifrige Jäger des Klippſchliefers. Auf meiner Reiſe nach dem Sinai beſtellte ich bei einigen Arabern verſchiedene Thiere und darunter auch den „Wabbr“, wie ſie unſern Vielhufer nennen. Wenige Tage ſpäter brachten ſie mir zwei Stück davon, verlangten aber einen ziemlich hohen Preis dafür, weil ſie behaupteten, daß gerade der Klippſchliefer ſehr gut zu eſſen ſei. Um das Wildpret ſchmackhafter zu machen und zugleich länger vor der Fäulniß zu bewahren, hatten ſie die erlegten Klippſchliefer ausgeweidet und die Bruſthöhle mit würzigen, duftigen Gebirgskräutern angefüllt.

Die Jagd des Klippſchliefers hat keine Schwierigkeiten. Man braucht ſich einfach in der Nähe eines Standortes der Thiere anzuſtellen und kommt dann ganz ſicher zum Schuſſe. Aber die Lebenszähigkeit der kleinen Geſellen iſt unglaublich groß. Selbſt tödlich Verwundete wiſſen noch eine Ritze zu erreichen, und dann iſt gewöhnlich das weitere Nachſuchen vergeblich. Den Fang konnte ich leider nicht verſuchen; doch darf ich aus allen Beobachtungen ſchließen, daß kleine, vor die Ritzen geſtellte Tellereiſen ſicher zum Ziele führen würden.

In Abiſſinien iſt wahrſcheinlich der Leopard der ärgſte Feind des

Klippſchliefers; wenigſtens ſchließen die Jäger Dies aus dem ängſtlichen Schreien unſerer Felſenbewohner, welches man zuweilen mit Einbruch der Nacht vernimmt. Es fragt ſich nur, ob man dieſes Geſchrei auf Rechnung einer begründeten Furcht, oder allein auf die jener großen Aengſtlichkeit unſerer Thiere zu ſtellen hat. Der Klippſchliefer fürchtet ſich auch vor dem Hunde in hohem Grade. Auf unſerer erſten Reiſe im Menſathale hatte einer der Hunde eine Klippdachsfamilie ausgewittert, welche zufällig in der Tiefe des Thales ſich befand. Die entſetzten Thiere eilten ſo ſchnell als möglich der nächſten Ritze zu, klemmten ſich in dieſe hinein und wurden nun von den Hunden kunſtgerecht geſtellt. Obgleich ſie vollſtändig in Sicherheit waren, erhoben ſie doch ſämmtlich ein lautes Geſchrei und machten dadurch mich aufmerkſam. Ich glaubte es nicht mit Klippſchliefern, ſondern mit graugrünen Meerkatzen zu thun zu haben, ſo genau glich das Angſtgeſchrei der Vielhufer jenem der Affen. Nach Durchkriechung des Gebüſches ſtand ich vor der zerklüfteten Felswand, in welcher die Klippdachſe ſich verſteckt hatten. Sie waren ſo entſetzt über das furchtbare Raubthier vor ihnen, daß ſie mich nicht nur ganz nahe herankommen ließen, ſondern auch dann noch feſt aushielten, als ich mit dem Krätzer des Ladeſtocks einen von ihnen anzuſchrauben und auf dieſe Weiſe zu fangen verſuchte. Der Fang würde wirklich gelungen ſein, wenn das Gewinde des Krätzers etwas größer geweſen wäre; ſo aber machte ſich der verhältnißmäßig kräftige Klippſchliefer durch einen raſchen Ruck mit Verluſt eines Haarbündels los und kletterte ſchnell in der Ritze nach oben empor. Solche Furcht vor den Hunden beruht vielleicht doch auf trüber Erfahrung; wenigſtens traue ich es dem ſchwarzrückigen Schakal recht gut zu, unter Umſtänden ſich über einen Klippdachs herzumachen. Ob die größeren Raubvögel dem wehrloſen Vielhufer wirklich gefährlich ſind oder nicht, wage ich nicht zu entſcheiden; faſt möchte ich glauben, daß der Raubadler und die übrigen großen Raubvögel zu ſchwach wären, als daß ſie einen Klippſchliefer erheben und fortführen könnten.

Ueber das Warzenſchwein (Phacochoerus africanus) haben wir eigene Beobachtungen nicht machen können. Das Thier iſt im Gebirge eigentlich nirgends ſelten und auch ein paar Mal von uns geſehen

worden, jedoch immer nur in größerer Entfernung und blos auf wenige Augenblicke.

Nach den Erkundigungen, welche wir eingezogen haben, bewohnt die „Haroja“ der Abiſſinier hauptſächlich jene mit Gebüſch und hohem Gras bewachſenen Ebenen, zumal diejenigen in der Nähe des Dorfes Eilet. Ihr Leben iſt mit Ausnahme des ſonderbaren Nahrungserwerbs ganz das unſeres Schwarzwildes. Starke Eber trifft man einzeln, jüngere rudeln ſich mit den Bachen zuſammen. Zuweilen kommen Rudel von zwanzig bis dreißig Stück vor. Im Gebirge ſind die Geſellſchaften immer kleiner, und nur an den Waſſerplätzen ſammeln ſich während der Nacht größere Haufen dieſer abenteuerlichen Geſchöpfe.

Das Warzenſchwein iſt wie unſer Schwarzwild hauptſächlich bei Nacht thätig; doch iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß es ſich auch bei Tage in der Nähe ſeines Keſſels umhertreibt. Seine eigentlichen Weidegänge tritt es erſt nach Sonnenuntergang an. In der zweiten oder dritten Nachtſtunde erſcheint es am Waſſer, und wenn die Dürre erſt die meiſten Regenſtrombetten des Gebirges ausgetrocknet hat, kann man es mit aller Sicherheit an den wenigen Waſſerdümpfeln oder an den ſtreckenweis überirdiſch dahinfließenden Wäſſerchen in den Thälern erwarten. Auch zum Waſſer kommen die Keuler einzeln, die Bachen mit den Friſchlingen dagegen rudelweiſe. Kurz vor Sonnenaufgang ſieht man das Thier ſeinem Keſſel wieder zuwandern. Der erſte fahle Schein im Oſten iſt ihm das Zeichen zum Aufbruch, aber der Weg, den es zu durchlaufen hat, iſt manchmal weit, und ſo kommt es, daß man es noch kurz vor Sonnenaufgang ſehen kann, eiligen Laufes dahintrollend. Ein ſtarker Keuler kreuzte um dieſe Zeit in der Samchara unſern Pfad.

Nach Fillipini's Behauptung friſcht die Bache nicht immer zu derſelben Zeit im Jahre, wohl aber jedes Mal während der Regenzeit, alſo entweder im Auguſt und September oder im Februar und März. Die Zahl der Friſchlinge eines Wurfes ſchwankt zwiſchen vier und acht. Häufig vereinigen ſich zwei oder drei Bachen mit ihren Friſchlingen. Dieſe folgen der Mutter ungefähr ein Jahr lang, wahrſcheinlich bis zur nächſten Friſchzeit.

Nur die Europäer verfolgen das Warzenſchwein. Die Eingebornen halten es für unrein, und zwar die Chriſten ebenſowohl, als die Mahammedaner; ſie haben deshalb keinen Grund, nach ſolchem Wilde zu jagen,

und fürchten das gewaltige und nach Wildschweinart höchst muthige Geschöpf vielzusehr, als daß sie es aus reiner Jagdlust oder in der guten Absicht, ein so verworfenes Thier zu tödten, bekämpfen sollten. Von Massaua aus geht man gewöhnlich nach Eilet, wenn man Warzenschweine jagen will.

Das Wildpret der Haroja soll einen ganz vortrefflichen Geschmack besitzen. Nur solches, welches von einem sehr alten Hauptschweine herrührt, ist ungenießbar, weil es einen eigenthümlichen, widerlichen Geruch im hohen Maße an sich trägt.

Wie leicht begreiflich, halten weder die christlichen noch die mahammedanischen Bewohner von Habesch das Warzenschwein für würdig, eine Zeitlang ihr Gehöft zu beleben. Der jetzige Statthalter der türkischen Besitzungen im Südosten des rothen Meeres, ein großer Thierfreund, war aufs äußerste entrüstet, als vor ungefähr zwei Jahren einer von seinen, in Glaubenssachen wenig erfahrenen Unterthanen ihm ein Paar junge Frischlinge brachte, in der Absicht, dem Gewaltherrscher damit ein höchst angenehmes Geschenk zu machen. Der gute Türke verkannte gänzlich die edle Absicht des Abissiniers und ließ ihm, anstatt der erhofften Belohnung, fünfundzwanzig Streiche auf die Fußsohlen verabreichen, mit der Mahnung, in Zukunft besser Thierkunde zu treiben und nicht das Haus eines gläubigen Muselmannes in so schändlicher Weise zu verunreinigen!

Das merkwürdigste aller Seethiere des rothen Meeres, den Dujong (Halicore Dujong), über dessen Vorkommen im rothen Meere der verdienstvolle Rüppell zuerst uns Kunde gab, habe ich leider nicht zu sehen bekommen, jedoch einiges Wenige über ihn erfahren, welches ich wiederum mittheilen will.

Im Süden des rothen Meeres ist die Nähke el Bahhr oder zu deutsch „Kamelstute des Meeres“ ein allen Schiffern bekanntes Thier, wenn auch vielleicht nicht gerade unter diesem Namen; denn der Dujong heißt auch „Djilid“ (der Lederige), „Dauileh“ (der Lange) und endlich „Urum“. Mein Schiffführer versicherte mich, daß man zur geeigneten Jahreszeit, wahrscheinlich zur Zeit der Paarung, oft mehrere dieser Thiere in den seichten Buchten wahrnehmen könne, während sie mit einander spielend mit halbem Leibe

aus dem Waſſer ſich erheben, bald auftauchen und bald wieder verſchwinden. Je reicher die Bucht an Meerespflanzen iſt, um ſo häufiger ſoll die Sirene ſein, und namentlich in der Nähe des Dalak-Archipels, wo auch Rüppell ſie entdeckte, findet ſie ſich ſo regelmäßig, daß alljährlich Jagd auf ſie gemacht werden kann. Mit dieſer Jagd beſchäftigen ſich zumeiſt die zünftigen Fiſcher; doch verſäumt auch der Schiffer keine Gelegenheit, ſich in den Beſitz des, ſeines Fleiſches und der Zähne wegen, hochgeſchätzten Thieres zu ſetzen. Man jagt gewöhnlich in den Monaten des Hochſommers und zwar einzig und allein mit dem Wurfſpieß. Die Fiſcher rudern in kleinen, leichten Booten nach dem von den Sirenen bevorzugten Buchten und warten hier, bis eine von ihnen ſich über das Waſſer erhebt; dann werfen ſie ihr den Wurfſpieß in den Leib. Gar nicht ſelten beginnt nun eine tolle Jagd. Das angeworfene Thier ſucht ſich ſo eilig als möglich in das tiefere Meer zu retten. Es ſchwimmt mit verhältnißmäßig ſehr großer Schnelligkeit und ſchleift nicht nur die leichte Barke, ſondern auch ein größeres Boot ohne ſonderliche Beſchwerde hinter ſich her. Ein deutſcher Kaufmann aus Maſſaua erzählte mir, daß er bei einer Reiſe im rothen Meere gelegentlich der Jagd einer Sirene faſt verunglückt wäre. Der Schiffsführer hatte zwei dieſer Thiere in einem engen Sunde ſpielen ſehen, ſein Boot in den Sund geſteuert und der größten, mindeſtens acht Ellen langen Sirene einen Wurfſpieß zugeſchleudert. Sofort nach empfangener Verwundung eilte das Thier dem tieferen Meere zu, und dabei ſchwamm es ſo raſch und kräftig dahin, daß es das ganze Boot wie einen leichten Kahn hinter ſich drein ſchleifte und es der vielen Korallenklippen wegen in große Gefahr brachte. Glücklicherweiſe war die Verwundung eine tödliche geweſen, und ſchon nach wenigen Minuten ermatteten die Kräfte des Meerſäugers ſo, daß der in ſolcher Jagd geübte Schiffer ihn bis hart an das Schiff ziehen, mit Hilfe einer zweiten Harpune tödten und dann auf Deck bringen konnte. Hier wurde die Beute von den Matroſen ſofort ausgeweidet und in Stücke zerlegt. Dieſe ſalzte man ein und hing ſie drei Tage lang in die Sonne. Erſt dann waren ſie, nach Behauptung der Araber, zum Genießen geeignet.

Gegenwärtig ſind die Zähne des Urum in Maſſaua keine geſuchte Waare mehr, ſie ſind einfach aus der Mode gekommen, und deshalb nimmt auch der Fang der Sirene von Jahr zu Jahr an Bedeutung ab.

Der Delfin des rothen Meeres (Tursio Abusalam) ist ebenso häufig, als die Sirene selten. Ihn sieht man so zu sagen stündlich und immer in zahlreichen Gesellschaften. Unter fünfzehn oder zwanzig habe ich diese schnellen und ich möchte sagen zudringlichen Geschöpfe kaum gesehen. Sie folgen jedem Schiffe mit Ausdauer, den schnellsegelnden ostindischen Dampfschiffen ebensowohl, als den arabischen Barken; ihre wundervolle Schwimmfertigkeit gestattet ihnen, mit jedem Fahrzeug auszuhalten. Sie schwimmen viel schneller, als das Postdampfschiff, welches vierzehn Meilen in der Stunde durcheilt; denn sie umkreisen dasselbe ohne Unterlaß in weiten Bogen und schießen zuweilen, gleichlaufend mit demselben, so schnell durch das Wasser, daß ihnen gegenüber das Schiff stillzustehen scheint. Vor dem Bug treiben sie sich gewöhnlich in dichtem Gedränge umher, und von hier aus sind sie am besten zu beobachten oder bezüglich zu erlegen. Der Herzog und die beiden Fürsten schossen während unserer Rückreise von Massaua nach Sues mehrere zusammen. Sofort nach dem Schusse drehte sich das getroffene Thier im Wasser herum und trieb nun rückwärts. Auf dieses Zeichen blieben alle anderen Delfine auch zurück, und wenige Minuten später sah man nicht einen mehr beim Schiffe. Der Capitain unseres Dampfbootes versicherte, daß der ertödtete Delfin von seinen Gefährten augenblicklich in Stücke zerrissen und aufgefressen würde; er behauptete, Dies mehrmals mit angesehen zu haben. Ich wiederhole hier diese Angabe, weil ich in den mir bekannten Beschreibungen der Delfine eine ähnliche Beobachtung nicht gefunden habe.

Der Delfin wird von den Arabern sehr hoch geachtet und gilt gewissermaßen als ein heiliges Thier. Seinen Namen „Vater des Heils“ oder richtiger: „Vater des Grußes“ erhielt er deshalb, weil er die Schiffe bei ihren Fahrten über das Meer begleitet und hart vor dem Schiffe wie grüßend auftaucht. Trotz dieser Hochachtung macht sich kein Schiffer ein Gewissen daraus, ihm zu gelegener Zeit einen Wurfspieß zuzuschleudern; denn das Fleisch gilt, nachdem es ein paar Tage in der Sonnenglut gehangen hat, als ganz vorzüglich und sehr gesund.

Verzeichniß

der

geſehenen Vögel.

Nachstehendes Verzeichniß enthält blos die während der Reise Seiner Hoheit des Herzogs im oder am rothen Meere und in Habesch gesehenen und bestimmten Vögel. Viele andere, welche ich nicht zu erkennen vermochte, habe ich ganz weggelassen und nur weiter oben erwähnt. Ueber einige Arten bin ich nicht ganz sicher, habe Dies aber jedes Mal durch ein ? hinter dem Namen angedeutet. Für die übrigen Angaben glaube ich bürgen zu können.

I. Ordnung der Tagraubvögel (Rapaces).

A. Familie der Geier (Vulturidae).

1. 1) Der Mönchsgeier, Neophron pileatus, *Burchell* (Trav. in the interior of southern Africa II., 195 als Vultur pileatus).

Cathartes monachus, *Temm.*
Percnopterus niger, *Lesson.*
Neophron caruncuiatus, *A. Smith.*

Arabisch: Nissr el Charra (Kothgeier).

Außerordentlich häufig in der Samchara, wie im Gebirge.

2. 2) Der Schmuzgeier, Neophron percnopterus, *Linné*, als Vultur percnopterus (*Gmel. Linné*, Syst. nat. I. 249).

Vultur aegyptius, *Brisson.*
Vultur leucocephalus, *Latham.*
Vultur stercorarius, *La Peirouse.*
Vultur albicans, *Meisner* u. *Schinz.*
Cathartes percnopterus, *Temm.*

Arabisch: Racham.

Ziemlich einzeln in der afrikanischen Ostküste, häufig in Südarabien und Jemen, Sudahn, Nubien und Egipten.

3. 3) Rüppells Geier, Gyps Rueppellii, *Mihi* (Naumannia II. 1852, 41 ff.).

Vultur Kolbii, nach *Rüppell* (Atlas Taf. 32).

Gyps magnificus, *J. W. v. Müller.*

Nicht ſelten vom 18. Grade nördlicher Breite an nach Süden hin.

4. 4) Der Schopfgeier, Vultur occipitalis, *Burchell* (Trav. II. 310 ff.).

Nicht ſelten, aber immer einzeln in beiden Beobachtungsgebieten.

5. 5) Der Ohrengeier, Otogyps auricularis *Daudin.*

Vultur aegyptius, *Savigny.*

Otogyps nubicus, *Griffith.*

Arabiſch: Niſſr.

Häufig in Nord-Oſt-Afrika vom 28. Grade nördlicher Breite an; auch in der Samchara und im Gebirge nicht ſelten.

B. Familie der Falken (Falconidae).

6. 1) Der Augur, Buteo Augur, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 38. Taf. 16).

Arabiſch: Sukhr.

Amhariſch: Gedakede.

Einzeln im Gebirge.

7. 2) Der Raubadler, Aquila rapax, *Temm.* (Pl. color. 455).

Falco senegallus? *Cuvier.*

Aquila Choka? *A. Smith.*

Falco Belisarius, *Le Vaillant.*

Aquila naevioides, auct.

Paarweiſe in der Samchara; häufig im Sudahn.

8. 3) Der lichte Raubadler, Aquila albicans, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 34. Taf. 13).

Einige Mal im Gebirge beobachtet, nicht erlegt.

9. 4) Der weißgefleckte Habichtsadler, Spizaëtos leucostigma? *Heuglin.*

In Menſa erlegt.

10. 5) Der Gaukler, Helotarsus ecaudatus, *Daudin* (*Le Vaillant*, Afr. Taf. 7).

Falco ecaudatus, *Daudin.*
Helotarsus typicus, *A. Smith.*
Theratopius ecaudatus, *Lesson.*
Arabiſch: Sukhr el Hakihm (Arztadler).
Abiſſiniſch: Hevai-Semai (Himmelsaffe).
Einzeln in beiden Beobachtungsgebieten.

11. 6) Der Flußadler, Pandion haliaëtos, *Linné* (XII. 129) als Falco haliaëtos.

Arabiſch: Manſuhri (der Späher) oder Ketahf und Rhataß (der Taucher).

Ende Februar und Anfangs März nicht ſelten an den Küſten und Inſeln des rothen Meeres.

12. 7) Der Wanderfalk, Falco cervicalis? *Lichtenstein* (Mus. Berol.).

Falco Osiris, *Paul von Würtemberg.*
Falco chiqueroides, *A. Smith.*
Arabiſch: Sukhr el Seïth (Jagdfalk).
Abiſſiniſch: Gete-Gete.
Einzeln im Gebirge.

13. 8) Der einfarbige Falk, Aesalon ardosiacus, *Viell.* (Encycl. 1283).

Falco concolor, *Temm.* (Pl. col. 330).
Einzeln auf Inſeln des rothen Meeres.

14. 9) Der Schmarotzermilan, Milvus parasiticus, *Daudin* (*Le Vaillant*, Afr. Taf. 22. le parasite).

Arabiſch: Hitaie.
Gemein in ganz Nord-Oſt-Afrika, Arabien und Jemen.

15. 10) Der Singhabicht, Melierax polyzonus, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 36. Taf. 15).

Ziemlich ſelten in der Samchara und im Gebirge; ſehr häufig im Sudahn.

16. 11) Der Sperber, Micronisus sphaenurus, *Rüppell* (Syſtematiſche Ueberſicht der Vögel Nord-Oſt-Afrikas, S. 6. Taf. 2, ſowie Neue Wirbelthiere, S. 42).

Einzeln in der Samchara und im Gebirge.

17. 12) Der Steppenweih, Strigiceps pallidus, *Sykes* (*Proceedings*, 1832, als Circus pallidus).

Falco pallidus, *Temm.*
Falco dalmatinus, *Rüppell.*
Circus Swainsonii, *A. Smith.*

Häufig in den Steppen des Innern, seltener in Egipten und in der Samchara.

18. 13) Der Schlangengeier oder Sekretär, Gypogeranus serpentarius, *Gm.* (*Gm. Linné* I. 250 als Falco serpentarius).

Gypogeranus africanus, *A. Smith.*
Gypogeranus gambensis, *Olgilby.*

Arabisch: Theïr el Nessihb (Schicksalsvogel).

Einzeln in der Samchara.

C. Familie der Eulen (Strigidae).

19. 1) Der Uhu, Bubo cinerascens, *Guérin.*

B. Dilloni, *Desmarest*, fälschlich als
B. lacteus, *Cuvier.*
Strix lactea, *Temm.*

Arabisch: Buhme.

Abissinisch: Gahn und Hali-Basta.

Paarweise auf Hochbäumen der Samchara und des Gebirges bis nach Mensa hinauf.

20. 2) Die afrikanische Ohreule, Bubo maculosus, *Vaillant* (Gal. d'Oiseaux 23).

Strix africana, *Temm.*
Strix nisuella, auct.

Arabisch und abissinisch wie der vorige.

Einzeln im Gebirge auf Bäumen und Felsen.

II. Ordnung der Sperlingvögel (Passeres).

A. Familie der Nachtschatten (Caprimulgidae).

21. Der dreifleckige Nachtschatten, Caprimulgus tristigma, *Rüppell* (Systematische Uebersicht, S. 14. Taf. 3).

Arabisch: Gurre.

Einzeln in den tiefen Thälern und am Fuße des Gebirges.

B. Familie der Schwalben (Hirundinidae).

22. 1) Der abiſſiniſche Segler, Cypselus abyssinicus, *Lichtenstein* (Streubel, Iſis 1848).

C. affinis, *Gray.*

C. Rueppellii? *Heuglin.*

Einzeln bei Menſa beobachtet.

23. 2) Die Seglerſchwalbe, Atticora pristoptera, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 105. Taf. 39, als Hirundo und bez. Chelidon pristoptera).

Einmal bei Menſa erlegt.

24. 3) Die Rauchſchwalbe, Cecropis rustica, *Linné* (Syst. nat. I. 1015).

Arabiſch: Theïr el Djiene (Paradiesvogel).

Auf dem Zuge im Anfange des März ein häufiger Gaſt in der Samchara und im Gebirge.

25. 4) Die geſtreifte Schwalbe, Cecropis abyssinica, *Guérin* (Rev. zool. 1843).

Cecropis striolata, *Rüppell.*

Hirundo puella, *Temm.*

Hausſchwalbe in beiden Beobachtungsgebieten.

26. 5) Die rothſtirnige Schwalbe, Cecropis rufifrons, *Le Vaillant* (Afr. 245).

Ziemlich einzeln im Gebirge.

27. 6) Die ſchwarzſteißige Schwalbe, Cecropis melanocrissus, *Rüppell* (Syſtematiſche Ueberſicht, S. 17. Taf. 5).

Mehrere Male bei Menſa geſehen.

28. 7) Die fadenſchwänzige Schwalbe, Ubromitus filifera, *Steph.* (Gen. zool. VIII. 78).

Hirundo filicaudata, *Frank.*

Chelidon ruficeps, *Boje.*

Einzeln in der Samchara beobachtet; ſeltener, als in Nubien.

29. 8) Die Felſenſchwalbe, Cotyle obsoleta, *Caban.* (Mus. Heinemann I. 50).

Einzeln an den Felſenwänden der Hochthäler; ungleich ſeltner, als an felſigen Stellen der egiptiſchen und nubiſchen Wüſten.

30. 9) Die Mehlſchwalbe, Chelidon urbica, *Linné*.
Hirundo urbica, *Linné*.
Hirundo logopoda.
In ziemlich ſtarken Flügen Anfangs März auf dem Zuge.

C. Familie der Raken (Coraciadae).

31. Die abiſſiniſche Mandelkrähe, Coracias abyssinica, *Gm.* (*Gm. Linné* Syst. S. 379).
Einzeln am Ain-Saba. Von Seiner Hoheit dem Herzog beobachtet.

D. Familie der Eisvögel (Alcedinidae).

32. Der blaurückige Eisvogel, Ispidina cyanotis? *Swainson* (Western Afr. II. 103).
Alcedo nutans, *Vieill.*
Todus coeruleus, auct.
Todus pictus, *Bodd.*
Einzeln am Bache des Menſathales.

E. Familie der Bienenfreſſer (Meropidae).

33. 1) Der Bienenfreſſer, Merops apiaster, *Linné* (Syst. S. 182).
Ende März in zahlreichen Flügen auf dem Zuge.

34. 2) Savigny's Bienenfreſſer, Merops Savignyi, *Le Vaillant.*
Merops longicauda.
Wie der vorige.

35. 3) Lafrenay's Bienenfreſſer, Merops Lafrenayi, *Guérin.*
Einzeln, wahrſcheinlich Standvogel im Gebirge.

F. Familie der Nageſchnäbel (Trogon).

36. Die Narina, Trogon (Apoloderma?) Narina, *Vieill.* (Encycl. 1360).
Einmal im Menſathale geſehen.

III. Ordnung der Dünnſchnäbler (Tenuirostres).

A. Familie der Wiedehöpfe (Upupidae).

37. 1) Der Wiedehopf, Upupa senegalensis? *Swainson* (Western Afr. II. S. 114).

Upupa epops, var. senegalensis.

Arabiſch: Hud-Hud.

Einzeln in der Samchara bei Umkullu, auch im Gebirge bei Menſa; viel häufiger im Sudahn.

38. 2) Der Baumwiedehopf, Promerops erythrorhynchus, *Cuvier* (*Le Vaillant* Taf. 1 und 2).

Einzeln bei Menſa; häufiger im Oſt-Sudahn.

B. Familie der Honigſauger (Nectarineadae).

39. 1) Der ſchimmernde Honigſauger, Nectarinea metallica, *Lichtenstein* (Doubl. S. 15).

Sehr gemein in der Samchara; nicht im Gebirge.

40. 2) Nectarinea habyssinica, *Ehrenberg* (Symb. phys. Aves, Tab. 4).

Paarweiſe in dem Chor von Menſa.

41. 3) Der ähnliche Honigſauger, Nectarinea affinis, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 87, Taf. 31).

Gemein von 3000 Fuß über dem Meere an nach aufwärts.

42. 4) Der prächtige Honigſauger, Nectarinea famosa? *Vieill.* (Oiseaux d'Afrique. Vol. II. Taf. 37 und 38).

Sehr einzeln bei Menſa.

43. 5) Der blutfleckige Honigſauger, Nectarinea cruentata, *Rüppell* (Syſtematiſche Ueberſicht, S. 26. Taf. 9).

Paarweiſe ſelten im Gebirge, nicht unter 5000 Fuß über dem Meere.

IV. Ordnung der Singvögel, (Zahnſchnäbler) (Dentirostres).

A. Familie der Sänger (Lusciniadae).

44. 1) Der rothſtirnige Buſchſchlüpfer, Drymoica rufifrons, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 110. Taf. 41, als Prinia rufifrons).

Sehr häufig im niedern Gebüſch des Gebirges.

45. 2) Camaroptera brevicaudata, *Rüppell* (Atlas ꝛc. S. 53. Taf. 35, als Sylvia brevicaudata).

Ficedula brevicaudata, *Rüppell.*
Syncopta brevicaudata.
Sylvia chrysocnema, *Lichtenstein.*

Nicht beſonders ſelten im Gebirge um Menſa herum.

46. 3) Der Laubſänger, Ficedula umbrovirens? *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 112).

Einzeln bei Menſa.

47. 4) Der Mönch, Curruca — Epilais — atricapilla, *Brül.*

Motacilla atricapilla, *Linné.*

Einzeln in der Winterherberge.

48. 5) Die abiſſiniſche Baumnachtigall, Aedon minor, *Cabanis* (Mus. Hein. S. 39).

Sehr häufig im Gebüſch der Samchara.

49. 6) Der Steinſchmätzer, Saxicola oenanthe, *Bechstein.*

Motacilla oenanthe, *Gm.*

Auf dem Zug in der Samchara.

50. 7) Der ſandfarbene Steinſchmätzer, Saxicola isabellina, *Rüppell* (Atlas ꝛc. S. 52. Taf. 34).

Nicht ſelten in der Samchara.

51. 8) Der dunkle Steinſchmätzer, Saxicola lugubris, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 77. Taf. 28).

Paarweiſe nicht ſelten bei Menſa.

52. 9) Der schwarzschwänzige Steinschmätzer, Saxicola melanura, *Rüppell* (*Temm.* Pl. col. 257).

Häufig auf Inseln des rothen Meeres und in beiden Arabien; einzelner in Südnubien.

53. 10) Der Drosselschmätzer, Thamnolaea albiscapulata, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 74. Taf. 26, als Saxicola albiscapulata).

Auf Felsen und Bäumen paarweise nicht selten bei Mensa.

54. 11) Hemprichs Wiesenschmätzer, Pratincola Hemprichii, *Ehrenberg* (Symb. phys.).

Einzeln im Gebirge.

55. 12) Der Drosselrothschwanz, Ruticilla? rufocinerea, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 76. Taf. 27, als Saxicola rufocinera).

Einzeln und paarweise auf Bäumen, nie auf Felsen.

56. 13) Der Gartenrothschwanz, Ruticilla phoenicura, *Linné* (Syst. nat. XII. p. 335, als Motacilla phoenicura).

Noch Mitte April in der Winterherberge bei Mensa.

57. 14) Die gelbe Stelze, Motacilla sulphurea, *Bechstein* (Naturgesch. Deutschl. III. S. 459).

Motacilla boarula, *Penn.*

Motacilla melanops, *Pall.*

Einzeln am Bache des Mensathales.

58. 15) Die Bachstelze, Motacilla alba, *Linné* (Syst. nat. I. 331).

Häufig in ganz Nord-Ost-Afrika.

59. 16) Die sammtköpfige Schafstelze, Budytes melanocephala, *Lichtenstein* (Doubl. S. 36).

Als Wintergast häufig bei allen Viehherden im Gebirge.

60. 17) Die schwarzköpfige Schafstelze, Budytes atricapilla, *Brehm.*

Wie die vorige.

61. 18) Die grauköpfige Schafstelze, Budytes cinereocapilla, *Brehm.*

Ebenso.

62. 19) Die grünköpfige Schafstelze, Budytes campestris, *Pallas* (It. III. app. S. 696).

Ebenso.

63. 20) Die gemeine Schafstelze, Budytes flava, *Linné* (Syst. nat. XII. 331, als Motacilla flava).

Ebenso.

64. 21) Vierthaler's Brachpieper, Corydalla Vierthaleri, *Alfr.* und *Lud. Brehm* (Vogelfang 137. 2).

Paarweise nicht selten auf der Hochebene bei Mensa.

B. Familie der Drosseln (Turdidae).

65. 1) Die abissinische Drossel, Turdus simensis, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 81. Taf. 29).

Einzeln im niederen Gebüsch und auf Hochbäumen bei Mensa.

66. 2) Die Steindrossel, Petrocincla saxatilis, *Linné.*

Turdus saxatilis, *Linné* (Syst. nat. I. 294).

Als Gast in der Winterherberge gesehen; selten.

67. 3) Der Amseling, Cercotrichas erythroptera, *Gm.*

Turdus erythropterus, *Gm.* (I. 835).
Sphaenura erythroptera, *Lichtenstein.*
Argya erythroptera, *Lafren.*
Podobeus erythropterus, *Lesson.*

Einzeln nicht selten in dichterem Gebüsch der Samchara und des Gebirges.

68. 4) Der Weißkopf, Crateropus leucopygius, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 82. Taf. 30).

In Gesellschaften nicht selten im dichtesten Gebüsch der Gebirgsthäler.

69. 5) Der Droßling, Picnonotus Arsinoë, *Lichtenstein.*

Paarweise häufig in der Samchara und im Gebirge, wie überall in Nord-Ost-Afrika südlich des 24. Grades nördlicher Breite.

C. Familie der Fliegenfänger (Muscicapidae).

70. 1) Der Fliegenfänger, Butalis grisola, *Linné*.
Muscicapa grisola, *Linné* (Syst. nat. I. 929).
In der Winterherberge nicht ſelten.

71. 2) Der Paradiesfliegenfänger, Tchitrea melanogastra, *Swainson* (B. of Western Afr. II. 55, als Muscipeta melanogastra).
Paarweiſe in Wäldern des Gebirges.

D. Familie der Seidenvögel (Ampelidae).

72. 1) Der Würgerſchnäpper, Dicrurus lugubris, *Ehrenberg* (Symb. ph. Aves, Taf. 8).
Einzeln bei Menſa.

E. Familie der Würger (Laniidae).

73. 1) Smith's Würger, Collurio Smithii, *Fraser* (Proc. Z. Soc. 1843. p. 16).
Lanius Arnaudi? *Desmurs.*
Lanius fuscus? *Caban.*
Einzeln und paarweiſe auf Hochbäumen und Gebüſch bei Menſa.

74. 2) Der Flötenwürger, Thelephorus aethiopicus, *Latham* (als Lanius aethiopicus).
Häufig im dichten Gebüſch in Gebirgsthälern, einzeln auch in reichbewaldeten Regenſtrombetten der Samchara.

75. 3) Der Kubla, Dryoscopus Cubla, *Latham*.
(Le Vaillant, Oiseaux d'Afr. Tab. 73).
Paarweiſe im Gebirge.

76. 4) Der rothflügelige Erdwürger, Thelephorus erythropterus, *Shaw* (*Buffon* Pl. enc. 479).
Einzeln in niederem Gebüſch und auf dem Boden.

77. 5) Der blutfleckige Würger, Laniarius? cruentus, *Ehrenberg* (Symb. phys. Aves, Tab. III. als Lanius cruentus).
Ein Pärchen wurde in der Samchara erlegt.

V. Ordnung der Kegelſchnäbler (Conirostres).

A. Familie der Raben (Corvidae).

78. 1) Der Wüſtenrabe, Corax umbrinus, *Hedenborg*.

Arabiſch: Rhurahb nochi.

Paarweiſe auf Inſeln des rothen Meeres, häufiger in Egipten, Nubien und Arabien.

79. 2) Der kurzſchwänzige Rabe, Corax affinis, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, 1. 20. Taf. 10).

Corvus brachyurus, *L.* u. *A. Brehm* (Vogelfang S. 414, aus Verſehen als Corvus brachyrhynchus aufgeführt).

Corvus capensis? *Lichtenstein.*

Sehr häufig im Gebirge; bei Menſa in ſtarken Flügen.

80. 3) Der weißbrüſtige Rabe, Corax scapulatus, *Latham* (Encycl. 327).

Corvus leuconotus, *Swainson* (B. of W. Afr. I. 133. pl. V.)

Paarweiſe nicht ſelten in der Samchara.

B. Familie der Starvögel (Sturnidae).

81. 1) Der Felſenſtar, Ptilonorhynchus albirostris? *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 22. Taf. 9).

In zahlreichen Scharen auf Bäumen und ſelten bei Menſa.

82. 2) Die Glanzelſter, Lamprotornis aeneus, *Linné* (als Turdus aeneus).

Merula viridis longicanda senegalensis, *Brisson.*

Julda aenea, *Lesson.*

Nach Beobachtungen Seiner Hoheit des Herzogs, am Ain-Saba; nicht ſelten im Sudahn.

83. 3) Die Glanzdroſſel, Lamprocolius chalybaeus, *Ehrenberg* (Symb. phys. Aves, Tab. X als Lamprotornis chalybaeus).

Paarweiſe in dem niederen Buſchwerk bei Menſa.

84. 4) Die rothbäuchige Glanzdroſſel, Lamprocolius rufiventris, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 24. Taf. 11, als Lamprotornis rufiventris).

In Geſellſchaften in der Samchara.

85. 5) Die weißbäuchige Schuppendroſſel, Pholidauges leucogaster, *Gmel.* (1. 819, als Turdus leucogaster).

Lamprotornis leucogaster, *Swainson.*

Calornis leucogaster, *Bonap.*

In kleinen Geſellſchaften auf Hochbäumen der Samchara und des Gebirges.

86. 6) Der Madenhacker, Buphaga erythrorhyncha, *Stanley* (Salt. Trav. S. 59. als Tanagra erythrorhyncha).

In kleinen Geſellſchaften in der Samchara und bei Menſa.

C. Familie der Finken (Fringillidae).

87. 1) Der gelbe Webervogel, Hyphantornis galbula, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 92. Taf. 32 als Ploceus galbula).

In zahlreichen Scharen in den reicheren Thälern der Samchara und des Gebirges.

88. 2) Der graugrünliche Webervogel, Hyphantornis flavoviridis, *Rüppell* (Syſtematiſche Ueberſicht, S. 69, Taf. 29, als Ploceus flavoviridis).

Gemein in beiden Beobachtungsgebieten.

89. 3) Der ſchwarze Weber, Textor alecto, *Temm.* (Pl. col. 446).

Nicht ſelten in der Samchara.

90. 4) Die rothſchnäbelige Witwe, Vidua principalis, *Linné* (Syst. nat. I. 313, als Emberiza principalis).

Vidua angolensis, *Brisson.*

Vidua serena, *Linné.*

Vidua erythrorhyncha, *Swainson.*

Sehr einzeln im Menſathale, häufiger in Südnubien und Oſtſudahn.

91. 5) Die Paradieswitwe, Steganura paradisea, *Linné* (Syst. nat. I. 312, als Emberiza paradisea).

Vidua paradisea.

Vidua africana, *Brisson.*

Einzeln in der Samchara und im Chor von Menſa.

92. 6) Der Blutfink, Lagonosticta minima, *Vieillot* (Encycl. méth. S. 991, als Fringilla minima).

Fringilla senegalla, *Lichtenstein.*
Estrilda s. Estrelda minima.

Sehr einzeln im Walde bei Menſa.

93. 7) Der Glanzfink, Hypochoera nitens (*Gmel.* II. 909, als Fringilla nitens).

Passer niger erythrorhynchos, *Brisson.*
Hypochoera aenea, *Hartlaub.*

Sehr einzeln in der Samchara, häufig in Nubien und Sudahn.

94. 8) Der Hausſperling, Passer rufidorsalis, *L.* u. *A. Brehm.*

Hausſperling im Menſa und im Innern Afrikas.

95. 9) Swainſon's Sperling, Passer simplex, *Swains.* (B. of West. Afr. II. 208, als Pyrgita simplex).

Pyrgitha gularis, *Lesson.*
P. Swainsonii, *Rüppell.*
P. grisea, *Lafren.*
P. spadicea, *Lichtenstein.*
Pyrgitopsis simplex, *Bonap.*

Hausſperling in Menſa, ſowie in den Waldbörfern Oſt-Sudahns und Kordofahns.

96. 10) Der geſtreifte Ammer, Fringillaria septemstriata, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 86. Taf. 30, als Emberiza septemstriata).

Emberiza Tahapisi, *A. Smith.*
Fringillaria rufa, *Swainson.*

In der Samchara und in tieferen Thälern des Gebirges.

D. Familie der Lerchen (Alaudidae).

97. 1) Die gilbliche Haubenlerche, Galerita lutea, *Brehm* (Vogelfang 124).

In der Samchara.

98. 2) Die abiſſiniſche Haubenlerche, Galerita abyssinica, *Brehm* (Vogelfang 124).

Auf der Hochebene bei Menſa.

99. 3) Die Wüſtenammerlerche, Ammomanes deserti, *Lichtenstein* (Doubl. 28, als Alauda deserti).

Melanocorypha isabellina, *Temm.*

Mirafra deserti, *Gray*.

In der Samchara in Scharen.

100. 4) Die kurzzehige Ammerlerche, Melanocorpha brachydactyla, *Leisler* (Wetterauer Annalen VIII).

Nicht selten in der Samchara.

101. 5) Die Gimpellerche, Pyrrhullauda crucigera, *Temm.* (Pl. col. Taf. 269).

Paarweise sehr häufig in grasreichen Thälern der Samchara bei Umkullu.

E. Familie der Gimpel (Pyrrhulidae).

102. Der gestreifte Gimpel, Pyrrhula? striolata, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 99. Taf. 37).

Paarweise häufig bei Mensa.

F. Familie der Pisangvögel (Musophagidae).

103. 1) Der weißrückige Mäusevogel, Colius leuconotus, *Rüppell* (Mus. Senkenberg. III. Taf. 2).

Eine Gesellschaft wurde bei Mensa beobachtet und erlegt.

104. 2) Der Helmvogel, Corythaix leucotis, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 8. Taf. 3).

Paar- und familienweise in dichteren Baumbeständen der Gebirgsthäler, von 3000 Fuß über dem Meere an aufwärts.

105. 3) Der Pisangfresser, Schizorhis zonurus, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 8. Taf. 4, als Chizaerhis zonurus).

In kleinen Familien auf Hochbäumen längs der Regenstrombetten im höheren Gebirge.

G. Familie der Nashornvögel (Bucerotidae).

106. 1) Der gemeine Nashornvogel, Tockus nasutus, *Linné*.

Tockus Forskali, *Hempr.* u. *Ehrenberg*.

T. Hemprichii, *Ehrenberg*.

T. hastatus, *Cuvier*.

Hydrocorax senegalensis melanorhynchus, *Brisson*.

Paarweise häufig im Gebirge, seltener in der Samchara.

107. 2) Der verbrämte Nashornvogel, Tockus limbatus, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 5. Taf. 2, als Buceros limbatus.

Paarweise selten im Gebirge.

108. 3) Der rothschnäbliche Nashornvogel, Tockus erythrorhynchus, *Temm.* (Pl. col. 283).

Hydrocorax senegalensis erythrorhynchus, *Brisson.*

Paarweise häufig im Gebirge.

109. 4) Der Hornrabe, Bucorax abyssinicus.

Buceros abyssinicus, *Gm. Lath.*

B. carunculatus, *Wagler.*

B. Leadbeateri, *Vig.*

Tragopan abyssinicus, *Möhring.*

Arabisch: Um-Tortor.

Abissinisch: Aba-Gumba und Taha.

VI. Ordnung der Kletternvögel (Scansores).

A. Familie der Papageien (Psittacidae).

110. 1) Der Halsbandsittich, Palaeornis torquatus, *Brisson* (Orn. IV. 323, als Psittaca torquata).

Psittacus cubicularis, *Hasselquist.*

Palaeornis parvirostris, *Bonap.*

Arabisch: Babagaan.

Von Seiner Hoheit dem Herzog am Ain-Saba erlegt; häufig im Sudahn und im Kordofahn.

B. Familie der Bartvögel (Bucconidae).

111. 1) Salts Bartvogel, Poganias Saltii, *Stanl.* (Salt's Trav. Abyss., als Bucco Salti).

Phytotoma tridactyla, *Dand.*

Hyreus abyssinicus, *Steph.*

Pogonias haematops, *Wagler.*

P. Saltii, *Swains.*

P. Brucei, *Rüppell.*

Laimodon Brucei, *Rüppell.*

Paarweise im Gebirge.

112. 2) Der Perlvogel, Trachyphonus margaritatus, *Rüppell* (Atlas, S. 30. Taf. 20, als Bucco margaritatus).

Tamatia erythropygos, *Ehrenberg*.

Paarweiſe ſüdlich des ſechszehnten Grades nördlicher Breite in Habeſch, im Sudahn und im Kordofahn.

C. Familie der Spechte (Picidae).

113. 1) Hemprichs Specht, Dendropicus Hemprichii, *Ehrenberg* (Symb. phys. als Picus Hemprichii).

Dendrobates Hemprichii, *Rüppell* (Syſtematiſche Ueberſicht, S. 88. Taf. 35).

Einzeln auf Hochbäumen der Samchara; im Gebirge nicht beobachtet.

D. Familie der Kukuke (Cuculidae).

114. 1) Der Honigangeber, Indicator minor? *Steph.*

Indicator minimus, *Temm.*

I. buphagoides, *Leadb.*

I. diadematus, *Rüppell.*

Im Gebirge nur geſehen, nicht erlegt.

115. 2) Der Spornkukuk, Centropus superciliosus, *Ehrenberg* u. *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 56. Taf. 21).

Einzeln in der Samchara.

VII. Ordnung der Tauben (Columbae).

116. 1) Die Papageitaube, Treron abyssinica, *Latham* (I. O. suppl. IX. als Columba abyssinica).

Columba humeralis, *Wagler.*

C. Waalia, *Bruce.*

Phaiacrotreron abyssinica, *Bonap.*

In Paaren und kleinen Familien auf Hochbäumen beider Beobachtungsgebiete; in der Samchara nur in unmittelbarer Nähe des Gebirges.

117. 2) Die Felſentaube, Columba glauconotus, *L.* u. *A. Brehm* (Vogelfang 256).

Arabiſch: Hamahm.

Auf Felswänden bei Aden und bei Menſa.

118. 3) Die Guineataube, Stictoenas guinea, *Linné* (Syst. nat. I. 283, als Columba guinea).

Columba trigonigera, *Wagler.*

Von Seiner Hoheit dem Herzog am Ain-Saba erlegt; nicht ſelten im Sudahu und Kordofahn.

119. 4) Die Senegaltaube, Turtur senegalensis, *Linné* (Syst. nat. I. 283, als Columba senegalensis).

Columba maculicollis, *Wagler.*

Arabiſch: Djimrie.

Paarweiſe häufig in beiden Beobachtungsgebieten.

120. 5) Die Halsbandtaube, Turtur semitorquatus, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 66. Taf. 23, als Columba semitorquata).

Turtur erythrophrys? *Swainson.*

In großen Flügen im Gebirge.

121. 6) Die Lachtaube, Turtur risorius, *Linné* (als Columba risoria).

Columba vinacea, *Gm.*

Gemein in der Samchara, wie in ganz Innerafrika; ſeltener im Gebirge.

122. 7) Die Erdtaube, Chalcopelia afra, *Linné.*

Turtur chalcopsilos, *Swainson.*

Peristera chalcopsilos, *Wagler.*

Paarweiſe nicht ſelten im Gebirge.

123. 8) Die Kaptaube, Oena capensis, *Linné* (Syst. nat. I. 286, als Columba capensis).

Columba atrogularis, *Wagler.*

Gemein in der Samchara, ſeltener im Gebirge.

VIII. Ordnung der Hühner (Gallinae).

A. Familie der Perlhühner (Numididae).

124. Das nubiſche Perlhuhn, Numida ptilorhyncha, *Lichtenstein.*

Arabiſch: Djebahd el Wadi.
Abiſſiniſch: Hagál.
Häufig in der Samchara und im Gebirge.

B. Familie der Waldhühner (Tetraonidae).

125. 1) Erkels Frankolin, Francolinus Erkelii, *Rüppell* (Neue Wirbelthiere, S. 12. Taf. 6, als Perdix Erkelii).
Gemein im Gebirge.

126. 2) Rüppells Frankolin, Francolinus Rüppellii, *Gray*.
Perdix Clappertonii, *Rüppell* (Atlas, S. 13. Taf. 9).
Francolinus Clappertonii, auct.
Arabiſch: Kherra.
Von Seiner Hoheit am Ain-Saba erlegt.

127. 3) Das iſabellkehlige Frankolin, Francolinus gutturalis? *Rüppell* (Syſtematiſche Ueberſicht, S. 103. Taf. 40).
Arabiſch: Djebahd el Barr.
Abiſſiniſch: Gäleb und Beït-Abrihi.
Ebenſo.

128. 4) Das rothkehlige Frankolin, Pternistes rubricollis, *Rüppell* (Atlas, S. 44. Taf. 30, als Perdix rubricollis).
Francolinus rubricollis, auct.
Abiſſiniſch: Beït-Abrihi.
Nur in der Samchara, häufig.

129. 5) Die Wachtel, Coturnix communis, *Bonop.*
Tetrao coturnix, *Linné* (Syst. nat. I. 278).
Coturnix dactylisonans, *Meyer*.
Sehr häufig als Gaſt in der Winterherberge in beiden Beobachtungsgebieten.

C. Familie der Flughühner (Pteroclidae).

130. Das ſtreifige Flughuhn, Pterocles quadricinctus, *Temm.* (*Pig.* u. *Gall.* III. 253).
Pterocles tricinctus, *Swainson* (B. of W. A. II. 222, pl. XXIII, das Weibchen).

Arabiſch: Khata.
Abiſſiniſch: Bürnito.
In kleineren und größeren Flügen häufig in der Samchara.

IX. Ordnung der Straußen (Struthiones).

131. Der Strauß, Struthio Camelus, *Linné* (Syst. nat. I. 265).
In der Samchara nach glaubwürdigen Angaben.

X. Ordnung der Laufvögel (Grallae).

A. Familie der Trappen (Otididae).

132. Der arabiſche Trappe, Eupodotis arabs, *Linné* (Syst. nat. I. 264, als Otis arabs).
Choriotis arabs, *Bonap.*
Arabiſch: Chubahra.
Einzeln, aber nicht ſelten in der Samchara.

B. Familie der Regenpfeifer (Charadriadae).

133. 1) Der abiſſiniſche Dickfuß, Oedicnemus affinis, *Rüppell* (Mus. Senkenberg. II. 210. Syſtematiſche Ueberſicht, S. 111. Taf. 42).
Arabiſch: Karawahn.
Abiſſiniſch: Garra-Ali.
Paar- und familienweiſe in der Samchara.

134. 2) Der Sporntiebitz, Hoplopterus spinosus, *Linné* (Syst. nat. I. 256, als Charadrius spinosus).
Charadrius cristatus, *Shaw.*
Vanellus melasomus, *Swainson.*
Selten in Regenſtrombetten der Samchara; gemein in Egipten.

135. 3) Der Lappentiebitz, Sarciophorus pileatus, *Gm.* (*Linné* Syst. nat. I. 691, als Charadrius pileatus).
Familienweiſe in der Samchara.

136. 4) Der buntſchnäbliche Regenpfeifer, Aegiatilis hiaticula, *Linné* (Syst. nat. XII. S. 253, als Charadrius Hiaticula).

In Geſellſchaften häufig am rothen Meere.

137. 5) Der Seeregenpfeifer, Aegiatilis cantianus, *Latham* (Ind. Orn. suppl. II. 66, als Charadrius cantianus).

Charadrius alexandrinus, *Hasselquist.*
Ch. albifrons, *Meyer* u. *Wolf.*
Ch. litteralis, *Bechstein.*

Ebenſo.

138. 6) Der aſiatiſche Morinell, Eudromias asiaticus, *Pallas* (It. II. ap. p. 715, als Charadrius asiaticus).

Charadrius Caspius, *Pallas.*

Selten am rothen Meere; auch im Innern Afrikas an Strömen.

139. 7) Der Steinwälzer, Strepsilas interpres, *Linné* (Syst. nat. XII. p. 248, als Tringa interpres).

Strepsilas collaris, *Temm.*
Cinclus interpres, *Gray.*
Morinella collaris, *Meyer.*
Charadrius Cinclus, *Pallas.*

Im Winter nicht ſelten am rothen Meere.

140. 8) Der Auſternfiſcher, Haematopus ostrealegus, *Linné* (Syst. nat. XII. 257).

Haematopus hypoleuca, *Pallas.*
Ostrealega europaea.

Ebenſo.

C. Familie der Reiher (Ardeidae).

141. 1) Der Purpurreiher, Ardea purpurea, *Linné* (Syst. nat. I. 236).

Bei Maſſaua erlegt.

142. 2) Der Meerreiher, Herodias schistacea, *Lichtenstein* (als Ardea schistacea).

Lepterodas schistacea, *Ehrenberg.*

Häufig am rothen Meere und im Golf von Aden.

143. 3) Sturm's Zwergreiher, Ardeua Sturmii, ***Wagler*** (Syst. Av. spec. 37, als Ardea Sturmii).

Egretta plumbea, *Swainson.*

Andeiralla *Sturmii.*

Im Menſathale, häufiger in den Urwäldern des Innern.

144. 4) Der Löffler, Platalea tenuirostris? ***Temm.*** (Man. d'Ornith.)

Platalea nudifrons, *Cuvier.*

Pl. chlororhynchos, *Drap.*

Pl. Teifairii, *Vig.*

Leucoradia tenuirostris, *Reichenbach.*

Im rothen Meere, häufiger an den Nilzuflüſſen.

145. 5) Abdim's Storch, Sphenorhynchus Abdimii, ***Ehrenberg*** (Symb. phys. Bogen f. Taf. 5).

Abdimia sphenorhyncha, *Bonap.*

Paarweiſe in beiden Beobachtungsgebieten; gemein im Innern.

146. 6) Der Schattenvogel, Scopus umbretta, ***Gm.***

Ardea fusca, *Forster.*

Cephus scopus, *Wagler.*

Paarweiſe nicht ſelten im Chor von Menſa.

147. 7) Der Reihenläufer, Dromas ardeola, ***Paykul*** (***Temm.*** Pl. col.).

Herodias Hamphilensis, *Salt.*

Arabiſch: Hankuhr.

Bei Maſſaua erlegt.

D. Familie der Schnepfen (Scolopacidae).

148. 1) Der Brachvogel, Numenius arcuatus, ***Linné*** (Syst. nat. XII. 242, als Scolopax arquata).

Nicht ſelten am rothen Meere, wohl nur im Winter.

149. 2) Die Limoſe, Limosa rufa, *Brisson* (Ornith. V. 281).

Scolopax lappouica, *Linné.*

Am rothen Meere.

150. 3) Die Strandſchnepfe, Totanus glottis, *Gm. Linné* (als Scolopax glottis).

Glottis chloropus, *Nils.*

Gl. nataus, *Koch.*

Totauus chloropus, *Meyer.*

Limosa grisea, *Brisson.*

Einzeln am rothen Meere, z. B. bei Mocha; wohl nur im Winter. Häufig zur ſelben Zeit in Egipten.

151. 4) Der Rothſchenkel, Totanus calidris, *Linné* (als Scolopax calidris).

Tringa gambetta, *Linné.*

Tr. striata, *Linné.*

Einzeln und in kleinen Geſellſchaften am rothen Meere.

152. 5) Der getüpfelte Waſſerläufer, Totanus ochropus, *Linné* (Syst. nat. 676, als Tringa ochropus).

Paarweiſe nicht ſelten an waſſerhaltigen Regenſtrombetten der Samchara, häufiger im Chor von Menſa.

153. 6) Der Flußuferläufer, Actitis hypoleucos, *Gm. Linné* (als Tringa hypoleucos).

Tringa cauuta, *Linné.*

Totanus hypoleucos, *Temm.*

Häufig am rothen Meere und allen Süßwäſſern der Küſte.

154. 7) Der Kampfläufer, Philomachus pugnax, *Linné* (Syst. nat. 247, als Tringa pugnax).

Machetes pugnax, *Cuvier.*

Am rothen Meere; ſehr häufig in Egipten, wohl nur im Winter.

155. 8) Der Bogenſchnabel, Tringa subarcuata, *Gm. Linné* (Syst. nat. I. 658, als Scolopax subarquata).

Scolopax africana, *Gm.*

Numeuius pygmaeus, *Latham.*

N. africanus, *Latham.*

In großen Flügen am rothen Meere, z. B. bei Mocha; gemein in Egipten, hauptsächlich im Winter.

156. 9) Temmink's Strandläufer, Tringa Temminkii, *Leisler* (Nachträge ꝛc. I. 65).

Häufiger Wintergast am rothen Meere und in Egipten.

157. 10) Der Zwergstrandläufer, Tringa minuta, *Leisler* (Nachträge ꝛc. I. 74).

Ebenso.

XI. Ordnung der Schwimmvögel (Natatores).

A. Familie der Enten (Anatidae).

158. 1) Der Flaming, Phoenicopterus erythraeus, *Verreaux* (Rev. et. Mag. de Zool. 1855, p. 221).

Phoenicopterus minor?

Arabisch: Bascharohsch und Nisahf.

Von mir am rothen Meere einzeln beobachtet; vor Jahren erlegt.

159. 2) Die Nilgans, Chenalopex aegyptiacus, *Linné*.

Anas aegyptiaca, auct.

Arabisch: Wiß.

In kleinen Flügen an Regenströmen der Samchara; häufig am Nil, zumal im Sudahn.

B. Familie der Möven (Laridae).

160. 1) Hemprich's Möve, Larus Hemprichii? *Bonap.*

Larus crassirostris? *Lichtenstein.*

Arabisch: Adjameh.

Sehr gemein im südlichen rothen Meere und im Golf von Aden.

161. 2) Die weißäugige Möve, Larus leucophthalmos? *Lichtenstein.*

Wie die vorige, aber nicht ganz so häufig.

162. 3) Die rosenbäuchige Möve, Gavia gelastes, *Lichtenstein.*

Larus gelastes.

Im nördlichen Theile des rothen Meeres; manchmal auch häufig in Egipten.

163. 4) Die Raubſeeſchwalbe, Sylochelidon caspia, *Pallas* (Nov. Com. Petrop. XIV. S. 582, als Sterna caspia).

Arabiſch: Abu Djirreh und Abu-Belahh.

Nicht ſelten am rothen Meere.

164. 5) Die ſchnelle Raubſeeſchwalbe, Sylochelidon velox, *Rüppell* (Atlas ꝛc., S. 21. Taf. 13, als Sterna velox).

Ziemlich häufig im Süden des rothen Meeres.

165. 6) Die ähnliche Seeſchwalbe, Sterna affinis, *Rüppell* (Atlas ꝛc., S. 23. Taf. 14).

Arabiſch: Abu-Bateen.

Wie die vorige.

166. 7) Die weißwangige Seeſchwalbe, Sterna albigena? *Lichtenstein* (Mus. Berol.).

Ebenſo.

167. 8) Die dunkle Waſſerſchwalbe, Hydrochelidon nigra, *Linné* (Syst. nat. als Sterna nigra).

Häufig am rothen Meere.

C. Familie der Pelekane (Pelecanidae).

168. 1) Der Tropikvogel, Phaethon aethereus, *Linné* (Syst. nat.).

Paarweiſe, nicht gerade ſelten im Innern des rothen Meeres und im Golf von Aden.

169. 2) Der rothe Tropikvogel, Phaethon phoenicurus? *Gm.*

Ebenda.

170. 3) Der braune Tölpel, Sula fusca, *Vieill.* (Gall. 277).

Sula brasiliensis, *Spix.*

Arabiſch: Eſchmett.

In ungemein zahlreichen Flügen im ganzen rothen Meere.

171. 4) Der ſchwarzgeſichtige Tölpel, Sula melanops, *Heuglin* (*Sclater*, Ibis. 1859).

Einzeln im Süden des rothen Meeres und im Golf von Aden.

172. 5) Der röthliche Pelekan, Pelecanus rufescens, *Latham* (Synops. III. 2. 584; *Rüppell*, Atlas ꝛc., S. 31. Taf. 21).

Arabiſch: Bädje, Abu-Khirbe, Abu-Kurahn.

Danakil: Antele.

Sehr häufig im ſüdlichen rothen Meere.

Beobachtungen

über einige

Vögel und deren Leben.

Dasselbe, was ich meinen Bemerkungen über die Lebensverhältnisse einiger Säugethiere vorausschickte, gilt in noch höherem Grade für die Klasse der Vögel. Verzeichnisse der Vogelwelt einer bestimmten Gegend, wie ich eins im vorigen Abschnitt gab, besitzen wir genug, und gerade über Nordafrika, ja über Abissinien insbesondere, haben wir viele und werthvolle Arbeiten dieser Art erhalten. Solche Verzeichnisse sind zur Uebersicht der Ornis einer Gegend von hohem Werthe, und ebendeshalb habe auch ich in der althergebrachten Form eines gegeben; aber mich dünkt, daß der Thierkundige von jedem Reisenden, welcher in die Fußtapfen seiner Vorgänger tritt, erwarten darf, daß er seine Beobachtungen nicht einzig und allein auf das Vorkommen eines Vogels beschränkt, sondern sich auch nach Kräften bemühe, mit anderen Lebensverhältnissen desselben vertraut zu werden, — und sei es auch nur, um die Angaben früherer Reisenden zu bestätigen, zu erweitern oder bezüglich zu berichtigen.

Den mit diesen Worten Einverstandenen glaube ich im Nachstehenden nichts Unwillkommenes zu bieten. Ich habe, soviel als es mir möglich war, auch mit dem Zollstabe gearbeitet, weil meine Erfahrung mich belehrt hat, daß für den Vogelkundigen Maße zur genauen Bestimmung geradezu unerläßlich sind. Die Schwankungen in den Größenverhältnissen verschiedener, aber gleichgeschlechtlicher Thiere einer Vogelart sind so außerordentlich gering, daß oft der Zollstab allein schon dem vergleichenden Forscher die gewünschte Sicherheit zur Bestimmung geben kann. Und weil es nur Wenigen gegönnt ist, fremdländische Vögel im natürlichen Zustande zu messen, d. h. noch unberührt von den Verunstaltungen, welche der Vogelbalg durch die ungeschickte Hand des Ausstopfers oder auch durch Eintrocknen u. s. w. erhält, so glaube ich, daß die von mir gegebenen Maße, welche sämmtlich von

frisch geschossenen Vögeln genommen wurden, keine unwürdige Gabe für meine Fachgenossen sein werden. — Bemerken will ich noch, daß alle Maße in Pariser Zollen angegeben sind.

Hinsichtlich der Reihenfolge habe ich Hartlaubs „System der Ornithologie Westafrikas" zu Grunde gelegt, soweit Dies möglich war; und somit habe ich mit einem der gemeinsten Vögel unserer festländischen Beobachtungsgebiete zu beginnen: mit dem

Mönchsgeier (Neophron pileatus).

Ich habe diesen in Afrika so weit verbreiteten Vogel bereits vor elf Jahren in der „Naumannia" (2. Band, 3. Heft, Seite 39 und ff.) kurz beschrieben und darf auf jene Angabe verweisen, weil das von mir Mitgetheilte, wie ich mich jetzt wieder überzeugte, vollkommen der Natur entspricht; doch habe ich Einiges nachzutragen, zunächst die genauen Maße.

Bei dem ausgefärbten Männchen sind diese folgende:

Länge	2 Fuß	2 Zoll	— Linien.
Breite	5 „	3 „	— „
Höhe des Tarsus	— „	3 „	2 „
Länge der Mittelzehe	— „	2 „	7 „
Länge der Hinterzehe	— „	1 „	4 „
Länge der inneren Zehe	— „	1 „	4 „
Länge der äußeren Zehe	— „	1 „	9 „
Länge des Schnabels längs der Firste	— „	2 „	5 „
Länge des Unterschnabels bis zum Kieferwinkel	— „	— „	9 „
Länge des Schwanzes	— „	9 „	— „
Vom Bug bis zur Spitze d. dritten Schwungf.	1 „	5 „	— „

Beim Weibchen mißt:

Die Länge	2 F.	2 Z.	— L.	u. bezüglich	2 F.	1 Z.	6 L.
Die Breite	5 „	6 „	— „	„ „	5 „	4 „	6 „
Der Tarsus	— „	3 „	3 „	„ „	— „	3 „	4 „
Die Mittelzehe	— „	2 „	8 „	„ „	— „	2 „	7 „
Die Hinterzehe	— „	1 „	5 „	„ „	— „	1 „	4 „
Die innere	— „	1 „	5 „	„ „	— „	1 „	4 „
Die äußere	— „	1 „	8 „	„ „	— „	1 „	7 „
Der Oberschnabel	— „	2 „	5 „	„ „	— „	— „	— „

Der Unterſchnabel . — F. — Z. 9 L. u. bezüglich — F. — Z. — L.
Der Flügel vom Bug bis
zur Spitze . . . 1 „ 5 „ — „ „ „ 1 „ 5 „ 6 „
Der Schwanz . . . — „ 9 „ 6 „ „ „ — „ 9 „ — „

Die Farben der hornigen oder häutigen Theile ſind nach dem Alter verſchieden und bei ausgefärbten Vögeln lebhafter, als bei jungen. Die Iris iſt dunkelbraun, der Schnabel hornblau, an der Spitze dunkler, der Fuß lichtbleigrau, die Wachshaut lebhaft violett, der Augenring bläulichroth, ebenſo der Kopf, ſoweit er nackt iſt; die Kehle pflegt lichter zu ſein.

Der Mönchsgeier iſt das häufigſte Mitglied ſeiner Familie in den von uns durchreiſten Gegenden und ſcheint gewiſſermaßen ſeinen Verwandten aus dem Norden, den Schmuzgeier, zu vertreten, obgleich auch dieſer mit ihm zuſammen noch vorkommt. Auf der aſiatiſchen Küſte des rothen Meeres habe ich den Mönchsgeier nie bemerkt; auf der afrikaniſchen dagegen iſt er gemein. Schon in Maſſaua ſieht man ihn ziemlich häufig; in Umkullu ſtellt er ſich regelmäßig Morgens bei den Wohnungen ein, verweilt den ganzen Tag in der Nähe derſelben und fliegt erſt mit Sonnenuntergang einem ſeiner bevorzugten Schlafplätze zu.

Man kann dieſen Vogel ein halbes Hausthier nennen. Im Bewußtſein des ihm von dem Menſchen gewährten Schutzes hat er ſich mit dieſem ſo vertraut gemacht, wie ein Hausvogel oder mindeſtens wie unſer Rabe oder unſer Sperling. Er kommt dreiſt bis dicht an die Wohnungen heran, läuft ungeſcheut vor der Thür derſelben auf und ab, macht ſich in unmittelbarer Nähe der Küche zu ſchaffen und fliegt, wenn er ausruhen will, höchſtens auf die Spitze eines der nächſten Bäume oder auf den Firſt eines Daches. In Maſſaua ſaß er friedlich mit Schmarotzermilanen, Möven und Seeſchwalben auf ein und derſelben Dachfirſte; in anderen mittelafrikaniſchen Städten habe ich ihn in den Straßen umherſpazieren ſehen. Am Morgen wartet er, vor den Hütten, der ſich entleerenden Menſchen und iſt ſofort bei der Hand, um die verunreinigte Stelle wieder zu ſäubern. Auf jedem Schlachtplatze iſt er ein ſtändiger Gaſt; dem Metzger fällt er geradezu läſtig.

Der Menſch iſt unbedingt der hauptſächlichſte Ernährer des Vogels, und dieſer vergilt ihm reichlich durch ſeine treuen Dienſte. Niemals nimmt der Mönchsgeier Etwas weg, was ihm nicht zukommt, niemals

erhebt er ein Küchlein oder ein anderes lebendes, kleines Hausthier: seine Hauptnahrung besteht in den Abfällen der Küche und des menschlichen Leibes. Manchmal frißt er wochenlang nur Menschenkoth, und mit diesen Auswurfsstoffen füttert er auch seine Jungen auf. Beim Aase erscheint er ebenfalls; doch ist er nur dann fähig, dort zu schmausen, wenn die Fäulniß schon sehr überhand genommen und das harte Fell des Thieres zerstört hat. Am frischen Aase vermag er höchstens ein Auge auszuklauben; die Lederhaut ist für seinen schwachen Schnabel zu stark. In den meisten Fällen erscheinen jedoch bald seine größeren Familienverwandten, die Zerleger der Speise; dann sitzt er wartend und bettelnd neben den großen Herren und späht nach jedem Bissen, welcher von diesen im Eifer der Schmauserei losgerissen und seitab geworfen wird.

In seiner Haltung ist der Mönchsgeier ein sehr schmucker Vogel und ein echter Geier. Selbst wenn er fliegt, hält es manchmal schwer, ihn von den übrigen großen Verwandten zu unterscheiden, während sein Vetter, der Schmuzgeier, sich schon von weitem durch seine spitzen Flügel und den keilförmigen Schwanz vor jenen auszeichnet. Die lebhaft gefärbte Kopf- und Kehlhaut verleiht dem Mönchsgeier noch einen besonderen Schmuck; denn während des Lebens zeigen die nackten Theile alle die Farbenschattirungen, welche wir an der Kollerhaut des Truthahns beobachten können.

Die Dreistigkeit des Vogels macht es dem Forscher leicht, jede seiner Bewegungen und sein ganzes Wesen zu studiren; man braucht ihm nur etwas Nahrung vorzuwerfen und sich ruhig hinzusetzen; dann kommt er so ungescheut, wie man nur wünschen kann, in die Nähe.

Abweichend von seinen großen Verwandten ist der Mönchsgeier schon sehr früh am Tage thätig. Er verläßt seinen Schlafplatz mit der Sonne und fliegt ihm erst mit einbrechender Nacht wieder zu. Für die Nachtruhe wählt er sich immer solche Bäume, welche möglichst weit von allem menschlichen Treiben entfernt stehen. Bei Massaua schläft er entweder auf einzelstehenden Mimosen in einsamen Thälern der Samchara oder auf dem dichten Schoragebüsch der Inseln. Ueber solchen Schlafplätzen führt er erst einen kurzen Flugreigen auf; dann schießt er mit zusammengelegten Flügeln nach unten und setzt sich in Gesellschaft von anderen auf den gewohnten Baum.

Sein Horst steht bei Massaua ebenfalls vorzugsweise auf Schora-

ſträuchern und zwar häufiger auf ſehr niedrigen, manchmal kaum zehn Fuß über dem Boden. Der Herzog beobachtete, daß eine Inſel unweit Maſſaua geradezu mit Horſten unſeres Geiers bedeckt war. Anfangs April gab es Junge; Dies hebe ich beſonders deshalb hervor, weil ich auf meiner frühern Reiſe in Afrika die erſten friſchgelegten Eier des Mönchsgeiers Ende Dezembers fand. Ich habe bereits in der Naumannia erwähnt, daß der Mönchsgeier nur ein einziges Ei legt; auch der Herzog fand immer nur ein Junges in den flachen Horſten.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß der Mönchsgeier von den Eingeborenen nirgends verfolgt wird; doch würde man irren, wenn man glauben wollte, daß Dies aus Dankbarkeit für ſeine Dienſte geſchähe. Der Grund der Duldung unſers Vogels iſt einzig und allein darin zu ſuchen, daß er als „nedjis“, d. h. unrein in Glaubensſachen, betrachtet wird. Ein derartiges Thier greift weder der Mahammedaner, noch der abiſſiniſche Chriſt an, wenn er nicht muß, und von Verwendung irgend eines Theiles von ſolch einem Geſchöpf iſt nie die Rede. Nicht einmal die Europäer befreunden ſich ſo mit dem anziehenden Vogel, daß ſie ihn in der Gefangenſchaft halten; man betrachtet ihn einfach mit gleichgiltigem Auge und läßt ihn kommen und gehen und thun, wie es ihm beliebt.

Der Schmuzgeier (Neophron percnopterus), welcher von Kairo an ſtromaufwärts in allen Nilländern gemein und auch bei Charthum noch ſehr häufig iſt, findet ſich an der afrikaniſchen Oſtküſte ungleich ſeltener, als im Innern des Landes oder auch auf der gegenüberliegenden aſiatiſchen Küſte des rothen Meeres. Ueber Aden kreiſten während meines Aufenthalts wohl gegen funfzig dieſer Vögel, und viele von ihnen fanden ſich auch mitten in der Stadt ein; bei Mocha ſah ich ebenfalls mehrere Schmuzgeier: von da an zeigten ſie ſich jedoch ſeltener, und in den von uns durchreiſten Gebieten waren ſie immer nur ſehr einzeln zu finden. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich annehme, daß erſt auf funfzig Mönchsgeier ein Schmuzgeier kam.

Mit dieſem ſeltenen Vorkommen ſcheint mir die Vorſicht im Einklange zu ſtehen, welche der Schmuzgeier in Habeſch uns zeigte. Schon in Oberegipten und noch mehr in Nubien iſt dieſer Vogel ebenſo menſchen-

freundlich, wie sein beschriebener Verwandter, kommt wie dieser bis an die Hütten heran und läßt sich förmlich von den Menschen füttern. Ich selbst habe beobachtet, daß einer vor unserem Zelte abwartete, bis wir ihm Fleischstücken zuwarfen. In den von uns durchreisten Theilen Abissiniens scheint so Etwas nicht vorzukommen, und wenn auch der Schmuzgeier hier bei weitem nicht so scheu war, wie er in Spanien es ist, so schien er doch die Gesellschaft des Menschen eher zu fliehen, als aufzusuchen.

Der Schmuzgeier unterscheidet sich durch sein rabenartiges Wesen, welches namentlich im Gang sich offenbart, leicht von dem Mönchsgeier, ähnelt diesem aber hinsichtlich seiner Ernährung vollständig. Dagegen zieht er Felsen unter allen Umständen den Bäumen vor, sei es, wenn er einen Platz zur Ruhe sucht, oder sei es, wenn er seinen Horst gründen will. In den Urwäldern, an den Ufern der innerafrikanischen Ströme baut er freilich seinen Horst auch auf Bäume; überall aber, wo es Felsen giebt, schläft und horstet er auf diesen. Seine Brutzeit fällt mit der seines Verwandten zusammen; im Norden, zumal in Spanien, beginnt sie viel eher im Jahre, als im Innern Afrikas, wo die Regenzeit erst den Frühling bringt.

Aus meinen Maßtafeln ersehe ich, daß ich zufällig nur weibliche Schmuzgeier gemessen habe. Bei zwei in Afrika erlegten Weibchen sind die Maße folgende:

Länge	2 F. 3 Z. — L.	u. bezüglich 2 F. 1 Z. 3 L.
Breite	5 „ 1 „ 6 „ „	„ 5 „ 5 „ — „
Höhe des Tarsus	— „ 3 „ — „ „	„ — „ 3 „ 1 „
Länge der Mittelzehe	— „ 2 „ 7 „ „	„ — „ 2 „ 6 „
Hinterzehe	— „ 1 „ 3 „ „	„ — „ 1 „ 2,5 „
Innere Zehe	— „ 1 „ 5 „ „	„ — „ 1 „ 5 „
Aeußere Zehe	— „ 1 „ 7 „ „	„ — „ 1 „ 6,5 „
Länge des Oberschnabels längs der Firste	— „ 2 „ 6 „ „	„ — „ 2 „ 6 „
Länge des Unterschnabels	— „ — „ 8 „ „	„ — „ — „ 8 „
Länge des Schwanzes	— „ 10 „ — „ „	„ — „ 9 „ 6 „
Vom Bug bis zur Flügelspitze	1 „ 6 „ — „ „	„ 1 „ 7 „ 6 „

Ein in Spanien erlegtes Weibchen zeigte folgende Maße:

Länge	2	Fuß	1	Zoll	—	Linien.
Breite	5	„	3	„	—	„
Tarsus	—	„	3	„	—	„
Mittelzehe	—	„	2	„	9	„
Hinterzehe	—	„	1	„	9	„
Aeußere Zehe	—	„	1	„	8	„
Der Oberschnabel längs der Firste	—	„	2	„	9	„
Der Unterschnabel	—	„	—	„	9,5	„
Schwanz	—	„	9	„	6	„
Der Flügel	1	„	6	„	—	„

Bei dem alten Vogel schwankt die Farbe des Augensterns zwischen rothbraun und lichterzgelb. Der Schnabel ist an der Spitze hornblau, im Uebrigen, wie die nackten Kopftheile, lebhaft orangegelb, die Kehlhaut ist etwas lichter, als der Unterschnabelrand, die Stirn und der Kopf. Die Füße sind lichtbläulichroth oder lichtgraugilblich. Bei dem jungen Vogel ist die Iris rothbraun, der Schnabel hornblau, die Füße bläulich; die nackten Theile des Kopfes sind dunkelgrau; die Wachshaut ist grünlich.

Das Nestkleid hat folgende Färbung: Die letzten Schulter- und die oberen Flügeldeckfedern, ein Streif über die Mitte der Unterbrust und des Bauches, die Krause, der Bürzel- und Vorderhals, die Brust, die Bauchseiten und die Schwingen sind schwarzbraun. Die Seitenfedern des Halses haben braune Schäfte und Spitzen, die der Schenkel sind grau und schwarz gescheckt, die Steuerfedern gänsegrau; — die wollige Krause endlich ist grau.

Es ist mir höchst wahrscheinlich, daß der Schmuzgeier viel längere Zeit zu seiner Ausbildung bedarf, als man gewöhnlich annimmt. Ich glaube, wohl Recht zu haben, wenn ich dem vollkommen ausgefärbten Vogel ein Alter von mindestens sechs Jahren zuschreibe.

Der Schmuzgeier wird in ganz Nordostafrika von Niemand verfolgt, aber auch nur geduldet. Von der alten Angabe, daß manchmal Mahammedaner in ihren Vermächtnissen ihn bedächten, mhi eine Ehrengabe aussetzten, habe ich nirgends Etwas gehört. In der Gefangenschaft hält man ihn in Afrika nicht, wohl aber in Spanien. Hier nimmt

man gern die Jungen aus, weil dieſe wirklich allerliebſt ſich benehmen. Sie laufen wie Hühner im Hofe herum, kennen und begleiten ihren Herrn wie ein Hund und reinigen Haus und Hof. In den Mittagsſtunden ſieht man ſie oft auf dem Bauche liegen und ſich höchſt behaglich ſonnen. Wenn man in ihre Nähe kommt und ſich mit ihnen beſchäftigt, ſchreien ſie zwitſchernd, wie junge Gänſe.

Faſt von ſämmtlichen jagdkundigen Mitgliedern der Reiſegeſellſchaft Sr. Hoheit des Herzogs wurde wenigſtens einer jener laughälſigen Geier erlegt, welche ich im zweiten Band der Naumannia unter dem Namen: Gyps Rueppellii beſchrieb. Ich gab dem Vogel dieſen Namen, mehr um Rüppell einen Beweis meiner Hochachtung darzulegen, als um eine von ihm auf Seite 47 ſeines Atlas gegebene Beſchreibung zu berichtigen. Rüppell war nämlich im großen Irrthume, als er den auf Taf. 32 gedachten Werkes abgebildeten Geier für einen einjährigen Vogel hielt; ſchon die Krauſe hätte ihm über das Alter des Vogels Aufſchluß geben müſſen. Sonderbarer Weiſe beſchrieb der berühmte Forſcher den jüngeren Vogel als älteren, nämlich zweijährigen, und ſomit mußte er allerdings auf den Gedanken kommen, daß er in dem prachtvollſten aller Gänſegeier nur einen jungen, unausgefärbten Vogel des Kolbe zu Ehren benannten Südafrikaners (Gyps Kolbii) vor ſich hatte. Die auf ſorgfältige Unterſuchung gegründete Beſchreibung der verſchiedenen Kleider, welche ich auf Seite 42 und 43 der Naumannia gegeben habe, widerlegt Rüppells Irrthum und berechtigt mich, dieſen Vogel von dem fahlen oder Kolbiſchen Gänſegeier vollſtändig zu trennen.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung fand ich nun nach meiner Rückkehr, daß derſelbe Vogel unter dem gleichen Namen in dem kaiſerlich-königlichen Muſeum zu Wien aufgeſtellt iſt. Ich konnte aber nicht ergründen, wer dieſen Namen gegeben hat, und nehme deshalb einſtweilen mein Erſtlingsrecht noch in Anſpruch. Viel ſpäter bildete der Herr J. von Müller denſelben Vogel in ſeinen: „Beiträgen zur Ornithologie Afrikas“ von neuem ab und gab ihm den Namen Vultur oder Gyps magnificus, hierdurch beweiſend, daß er es nicht für nöthig er-

achtet hatte, seinen Angaben die nothwendigen Vorstudien angedeihen zu lassen.

In der Naumannia gab ich nach acht Messungen im Mittel folgende Maße für diesen Geier an:

Länge	3 Fuß	2 Zoll	2,5 Linien.
Breite	7 „	6 „	8 „
Tarsus	— „	4 „	3 „
Mittlere Zehe	— „	3 „	11 „
Hintere Zehe	— „	1 „	6 „
Innere Zehe	— „	2 „	1 „
Aeußere Zehe	— „	2 „	3 „
Schnabel längs der Firste	— „	3 „	4 „
Schwanz	— „	9 „	7 „
Flügel vom Bug bis zur vierten Schwungfeder	1 „	11 „	11 „

Bei den von mir gemessenen Vögeln betrug

Die größte Länge	3 Fuß	3 Zoll	6 Linien.
Die geringste	3 „	1 „	3 „
Die größte Breite	7 „	9 „	— „
Die geringste	7 „	4 „	— „

Während der Reise Sr. Hoheit, des Herzogs, untersuchte ich aber ein Männchen, welches noch kleinere Maße zeigte. Es betrug:

Die Länge	3 Fuß	1 Zoll	— Linien.
Die Breite	7 „	2 „	— „
Die Höhe des Tarsus	— „	3 „	6 „
Die Länge der Mittelzehe	— „	4 „	— „
Die Länge der Hinterzehe	— „	1 „	7 „
Die Länge der innern Zehe	— „	1 „	10 „
Die Länge der äußern Zehe	— „	2 „	3 „
Die Länge des Schnabels längs der Firste	— „	3 „	3 „
Die Länge des Unterschnabels	— „	1 „	1 „
Die Länge des Schwanzes	— „	9 „	8 „
Die Länge des Flügels	1 „	11 „	— „

Beim sehr alten Vogel ist die Iris silbergrau, der Schnabel bleifarben, hinten gelb, die Wachshaut schwarz, der Fuß dunkelbleigrau gefärbt. Bei jüngeren ist die Farbe der Iris lichtröthlichbraun, die des Fußes grünlichgrau, der Wachshaut schwarz. — Haken und Ränder des Schnabels sind immer blau.

Auch in den von uns durchreisten Gegenden von Habesch vertritt Rüppells Geier den in Egipten und Nordnubien häufigen fahlen Gänse-Geier (Gyps fulvus); denn letzterer findet sich nicht oder nur höchst selten in Abissinien vor. Wir beobachteten jenen in der Samchara ebenso häufig, als im Hochgebirge.

Die Lebensbeschreibung, welche ich von den großen Geiern überhaupt in der Naumannia gegeben habe, ist durchaus richtig. Rüppells Geier bewohnt, wenn man so sagen darf, die großen Bäume einsamer, den Ortschaften fern gelegener Thäler, d. h. hält hier seine Nachtruhe. Erst gegen acht Uhr Morgens beginnt er, sein Gefieder zu ordnen und sich für den ersten Ausflug vorzubereiten. Nachmittags fünf Uhr, lange vor Sonnenuntergang also, hat er sich bereits wieder auf dem Schlafplatze eingestellt. Als höchst geselliges Thier hält er sich regelmäßig mit anderen seiner Art oder seiner Familie zusammen; manche Bäume sind von den großen Vögeln geradezu bedeckt.

Gegen neun Uhr Vormittags etwa erhebt er sich und steigt kreisend in der Luft empor, bis er dem Auge nur noch als kleines Pünktchen erscheint. Je höher er kommt, um so größere Kreise zieht er. Dabei sucht er sorgfältig die ungeheure Fläche ab, welche er übersehen kann. Das bewegliche Gewimmel der kleinen Aasgeier oder der Raben, auf welche er sorgsam achtet, bestimmt ihn, seinen Flug nach dieser oder jener Gegend zu richten. Haben die Kleinen ein Aas entdeckt, so eilt er herbei, um Theil am Mahle zu nehmen oder bezüglich sich die besten Bissen zu holen. Ich wiederhole hier nochmals, daß er es ist, welcher hauptsächlich die Höhlen eines gefallenen Thieres ausfrißt, während der Schopf- und Ohrengeier sich mehr von den Muskeln nähren. Ist er satt gefressen, so setzt er sich neben dem Aase nieder, zieht den Hals ein, wie beim Schlafen und ruht so mehrere Stunden lang; dann erhebt er sich und fliegt dem nächsten Wasser zu, um dort zu trinken. Auch hier verweilt er wieder längere Zeit, dann macht er sich nach seinem Schlafplatz auf.

Ueber seine Fortpflanzung bin ich noch im Unklaren. Ich selbst

habe ſeinen Horſt niemals gefunden. Große Horſte, welche ich auch jetzt wieder auf Mimoſen längs der Regenbetten in der Samchara fand, ſollen nach Verſicherung der Araber ihm gehören und Anfangs der großen Regenzeit, welche den Frühling über das Land bringt, ein Ei enthalten. Mehr weiß ich nicht zu ſagen.

Von den Eingeborenen wird auch dieſer Geier geduldet, d. h. weder verfolgt, noch ſonſt beläſtigt. In der Gefangenſchaft hält ihn Niemand, forſchungseifrige Europäer ausgenommen.

Dem geübten Büchſenſchützen fällt es nicht ſchwer, unſern Geier zu erlegen. Berittene Jäger läßt er bis auf ſechszig Schritt an ſich herankommen, und auch vor Fußgängern zeigt er ſich nicht eben ſcheu. Namentlich am Morgen vor dem Ausfluge ſitzt er ſo feſt, daß man ihn bequem unterlaufen und mit groben Schroten herunterſchießen kann. Er verlangt aber einen ſehr ſtarken Schuß. Wenn man ihm nicht einen ſeiner Flügel zerſchmettert, erhebt er ſich, ſelbſt noch todtwund, und fliegt noch weit dahin. Dann ſieht man ihn plötzlich die Flügel einziehen und ſauſend zur Erde ſtürzen: der Tod hat ihn in der Luft ereilt.

Der Schopfgeier (Vultur occipitalis) bewohnt ſo ziemlich dieſelben Länder, wie Rüppells Geier. Während der Reiſe des Herzogs fanden wir ihn in der Samchara und im Gebirge ſo häufig, daß ich berechtigt zu ſein glaube, ihn den gemeinſten aller großen Geier dieſer Gegend zu nennen. Beim Aaſe erſchien er regelmäßig.

Ich bin im Stande die Maße von vier Schopfgeiern zu geben. Beim Männchen ſind ſie folgende:

Länge	2	Fuß	7	Zoll	—	Linien.
Breite	7	„	2	„	—	„
Tarſus	—	„	4	„	6	„
Mittelzehe	—	„	3	„	1	„
Hinterzehe	—	„	1	„	3	„
Innere Zehe	—	„	1	„	6	„
Aeußere Zehe	—	„	1	„	10	„
Oberſchnabel längs der Firſte	—	„	3	„	5	„

Schwanz . . . . . — Fuß 9 Zoll — Linien.
Vom Bug bis zur Spitze der
vierten Schwinge . . . . . 1 „ 11 „ — „

Die Maße von drei Weibchen sind:

	F.	Z.	L.		F.	Z.	L.		F.	Z.	L.
Länge	2	6	6	od.	2	6	6	u.	2	6	6
Breite	7	—	—	„	7	—	6	„	7	1	5
Höhe des Tarsus	—	4	6	„	—	4	—	„	—	4	—
Mittelzehe	—	3	3	„	—	3	1	„	—	3	2
Hinterzehe	—	1	4	„	—	1	4	„	—	1	5
Innere Zehe	—	1	8	„	—	1	8	„	—	1	8
Aeußere Zehe	—	2	1	„	—	2	—	„	—	2	1
Schnabel längs der Firste	—	—	—	„	—	3	4	„	—	3	4
Unterschnabel vom Kieferraſtwinkel an	—	—	—	„	—	—	10,5	„	—	—	11
Vom Bug bis zur Flügelspitze . . .	—	9	8	„	—	10	—	„	—	10	—
Länge des Schwanzes	2	—	—	„	2	—	—	„	1	11	—

Die Farben sind nach dem Alter verschieden. Bei alten Vögeln ist die Iris dunkelblau, der Schnabel röthlichbraun, am Haken schwarzblau, der Fuß blaßpurpurroth oder röthlichweiß, die Wachshaut lichtblau, der Unterschnabel hellblau. Bei jüngeren ist die Iris lichterzgrau, der Schnabel röthlich, der Fuß weiß, das Uebrige wie bei den Alten.

Rüppell und bezüglich Kretzschmar irren sich, wenn sie glauben, daß der Schopfgeier bereits im dritten Jahre ausgefärbt sei. Nach meinen Beobachtungen trägt jeder große Geier sein Jugendkleid mindestens anderthalb Jahre, das Uebergangskleid noch länger. Es währt drittehalb Jahre, ehe die Schwingen, auf welche es hier ankommt, gewechselt sind. Ich glaube, daß der Schopfgeier vor zurückgelegtem sechsten oder siebentem Jahre nicht ausgefärbt ist, und finde in einer Beobachtung meines Freundes Westermann, Direktor des zoologischen Gartens in Amsterdam, eine neue Bestätigung für meine Ansicht. Ein junger, aber doch schon vielleicht zwei Jahr alter Geierkönig (Sarcoramphus Papa) erhielt erst nach neun Jahren das vollkommen ausgefärbte Kleid. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß der Schopfgeier dieselbe Zeit zur Verfärbung braucht; doch habe ich mit aller Absicht weniger angenommen.

In ſeinem Leben und Betragen unterſcheidet ſich der Schopfgeier nicht weſentlich von den übrigen Verwandten. Am nächſten kommt er mit dem Ohrengeier überein. Seine Schlafplätze ſind dieſelben, welche Rüppells Geier einnimmt, und gar nicht ſelten geſchieht es, daß er mit dieſem auf ein und demſelben Baume übernachtet. Er ſchläft ebenſo lange, wie der vorhergehende und geht auch ebenſo zeitig zur Ruhe. In die Nähe der Dörfer kommt er ebenfalls; ich möchte ihn aber für vorſichtiger, als die anderen, halten. Bei Städten hält er ſich ſtets in wohlabgemeſſener Entfernung von Häuſern und Menſchen; möglicherweiſe deshalb, weil in größeren Ortſchaften ſich doch immer Einige finden, denen es Vergnügen macht, ihr Jagdglück auf einen ſo großen Vogel zu erproben. In einſameren Gegenden ſcheut er ſich vor den Menſchen gar nicht. Er erſcheint beim Lagerplatze, wie die kleinen Aasgeier, ſetzt ſich nach einiger Prüfung auf einen der nächſten Bäume nieder und ſchaut von hier ſehnſüchtig nach unten, um ſo verlangender, je ſichrere Nahrung ihm winkt. Da die herzogliche Reiſegeſellſchaft ſtets erlegtes Wild mit nach dem Reiſeplatze brachte, war er auch jedes Mal ein ebenſo regelmäßiger Gaſt, wie der Mönchs-Geier oder der kurzſchwänzige Rabe. Uebrigens zeigt er ſich niemals ſo vertrauensſelig oder zudringlich, wie der Mönchsgeier oder der Schmuzgeier in anderen Gegenden. Solange die Menſchen ſich unter ihm herumtreiben, kommt er nicht zur Erde herab; dafür erſcheint er, ſobald das letzte Kamel oder Maulthier die Lagerſtelle verlaſſen hat.

Auf dem Aaſe ſelbſt zeigt er ſich bei weitem nicht ſo gierig, wie die langhälſigen Geier, welche ihren Namen — Gierige, — Giervögel — mit dem vollſten Recht verdienen; auch wagt er es nicht, mit den Hunden ſich in Kämpfe einzulaſſen, wie die Gänſe- und Ohrengeier es regelmäßig zu thun pflegen: ſein Weſen iſt milderer Art. An die Gefangenſchaft gewöhnt er ſich bald, und ſchon nach wenigen Tagen läßt er ſich von ſeinem Pfleger berühren und ſtreicheln. Daſſelbe thut, wie ich bereits in der Naumannia bemerkte, auch der Ohrengeier, während die Gänſegeier ſtets tückiſch und gefährlich bleiben, plötzlich den langen Hals vorſchnellen, gern nach dem Geſicht ihres Pflegers, und dann oft böſe Wunden beizubringen wiſſen.

Ueber Fortpflanzung und Brutgeſchäft habe ich leider keine eigenen Beobachtungen gemacht. Es hält ſehr ſchwer, während der allgemeinen

Brutzeit d. h. nach Beginn der Regen in den größeren Waldungen, wo Geier niſten, Ausflüge zu machen; denn geradezu unüberwindliche Hinderniſſe thürmen ſich dem Forſcher entgegen. Von den Eingeborenen erfährt man wenig und kann ſich, nach meinem Dafürhalten, eigentlich auch nur auf die ſehr gut und ſcharf beobachtenden Nomaden verlaſſen. Die Abiſſinier behaupten, daß der Schopfgeier an ſteilen Felſenwänden ſich eine geeignete Kluft aufſuche und dort einen großen Horſt anlege. Dies iſt möglich, mir aber aus dem Grunde nicht wahrſcheinlich, weil ſich unſer Vogel auch in felſigen Gegenden auf Bäumen niederläßt und den Felſen gewiſſermaßen meidet.

Die Jagd des Schopfgeiers iſt noch leichter, als die des vorher Genannten, weil der Vogel weniger ſcheu iſt. Hinſichtlich ſeiner Lebenszähigkeit gilt Daſſelbe, was ich weiter oben von ſeinem Verwandten ſagte. Gerade der Schopfgeier bewies uns ſchlagend, daß er einen ſehr ſtarken Schuß vertragen kann. Der Herzog hatte einen dieſer Vögel von einem Baume heruntergeſchoſſen und noch lebend nach dem nahen Lager bringen laſſen. Die Schönheit der Kopffärbung beſtimmte ihn zu dem Wunſche, unſern Geier gemalt zu ſehen. Gern machte ſich der ſtets bereitwillige Künſtler an das Werk. Der Geier lag an der Erde, ſcheinbar dem Tode nah; nur das feurige Auge verrieth noch Leben und Lebensluſt. Ueber eine halbe Stunde währte die Arbeit; ein ſchönes Kopfſtück war vollendet, und eben machte ſich der Künſtler daran, auch den übrigen Leib zu zeichnen und zu malen: — da erhob ſich plötzlich der Geier, ſchwang ſich, als wäre er vollkommen geſund, in die Luft und entſchwebte mit verhältnißmäßig raſchen Flügelſchlägen, ungeachtet der drei oder vier Schrotſchüſſe, welche er noch im Fliegen empfing. Wir ſahen ihn nie wieder.

Etwas einzelner, als die beiden genannten großen Geier, findet ſich in den von uns durchreiſten Gebieten Abiſſiniens der Rieſe ſeiner Familie: ich meine den Ohrengeier (Otogyps auricularis). In Oberegipten, in Nubien und im Oſtſudahn iſt er ungleich häufiger, als in Habeſch, häufiger ſelbſt, als der Gänſe- und Schopfgeier.

In der Naumannia habe ich auf Seite 47 nach acht Meſſungen

im Mittel die Maße des Ohrengeiers gegeben und auch so viel über das Leben gesagt, daß ich hier kaum noch Etwas hinzuzufügen brauche.

Der Ohrengeier ist in unsern beiden Beobachtungsgebieten Standvogel: man vermißt ihn bei keinem größern Aase. Er scheut sich nicht vor dem Menschen und kommt dreist bis mitten in die Dörfer oder auf die Schlachtplätze der Städte, obgleich er freilich niemals so zutraulich sich zeigt, wie der Mönchsgeier. Auf dem Aase spielt er stets den Alleinherrscher und vertreibt die meisten übrigen Geier, vielleicht nur mit Ausnahme der bissigen Langhälse. Die Hunde, welche in ganz Nordostafrika das Gewerbe der Geier wesentlich beeinträchtigen, weiß er stets in Achtung zu halten. Nach jeder guten Mahlzeit fliegt er dem nächsten Wasser zu, tränkt und putzt sich dort, ruht aus, indem er sich wie die Hühner in den Sand legt und behaglich sonnt, und fliegt dann, kreisend und oft auf große Strecken hin ohne Flügelschlag schwebend, seinen Schlafplätzen zu. Auch er bevorzugt Bäume, und ich meines Theils habe ihn niemals auf Felsen schlafend gefunden. Zur Nachtruhe wählt er sich nicht immer die größten Bäume aus, sondern begnügt sich mit jedem, der ihm passend erscheint, oft mit einem kaum zehn Fuß hohen Mimosenstrauche. Hier sitzt er in sehr aufrechter Haltung, wie ein Mann, den Kopf dicht eingezogen, den Schwanz schlaff herabhängend. Der Mönchsgeier ist sein gewöhnlicher Gesellschafter. Am Morgen verweilt er wenigstens zwei Stunden nach Sonnenaufgang auf seinem Schlafplatze, und bis zum Auffliegen ist er so wenig scheu, daß man ihn ganz bequem unterlaufen und selbst mit Schroten herunterschießen kann. Als ich das erste Mal von Mensa zurückkehrte, traf ich in einem, wegen des durchführenden Weges wenigstens einigermaßen belebten Thal eine Gesellschaft von etwa acht schlafenden Ohrengeiern an. Die Vögel saßen so fest, daß ich um ihren Schlafbaum herumreiten konnte, ohne daß ich sie sich erheben sah. Erst nachdem ich einen von ihnen niedergeschossen hatte, flogen sie auf, aber sie waren noch so schlaftrunken, daß sie schon nach ungefähr fünfhundert Schritten Entfernung wieder aufbäumten.

Unter allen Familienverwandten scheint mir der Ohrengeier der verständigste und ruhigste zu sein. Alle Gefangenen, welche ich besaß oder sah, benahmen sich in gleich liebenswürdiger Weise: sie zeigten sich sehr vertraut mit ihren Wärtern und erlaubten diesen, sie zu berühren und sie

zu ſtreicheln. Daß ich ſie dahin brachte, mir die Nahrung aus der Hand zu nehmen, habe ich in der Naumannia bereits erwähnt.

Ueber die Fortpflanzung dieſes Vogels habe ich leider keine Beobachtungen machen können; die bereits oben mitgetheilten Gründe gelten auch hier.

Der Ohrengeier wird ebenſowenig gejagt, wie alle übrigen, ſteht aber bei den Eingeborenen in noch ſchlechterem Rufe, als jene. Man hält ihn nicht nur für unrein, ſondern auch für menſchengefährlich. Gerade von ihm will man beobachtet haben, daß er ſchlafende Menſchen angehe und tödte. Ich bin feſt überzeugt, daß man ihn durch derartige Reden nur verleumdet; denn ich habe nie beobachtet, daß einer der großen Geier ein lebendes Thier angegriffen habe, vorausgeſetzt natürlich, daß es nicht der eigenen Selbſtvertheidigung galt, wie es bei den aasgierigen Hunden zu geſchehen pflegt.

Zu meinem Befremden fand ich in dem ſo reichen Gebirge blos einen einzigen Buſſard vor und auch dieſen nicht eben häufig. Schon Rüppell erwähnt, daß er den Augur (Buteo Augur) in den Küſtenſtrichen nicht, oder wenigſtens nicht häufig bemerkt habe. Ich ſah ihn in der Samchara nie und im Gebirge auch nur an wenig Orten. Erlegt wurde kein einziger, obgleich wir mehreremals einen über uns ſchwebenden hätten herabſchießen können. Auch im Menſathale zeigte ſich der Augur wenig ſcheu oder gewiſſermaßen menſchenfreundlich; doch begleitete er unſeren Reiſezug niemals in der Weiſe, wie er es im Innern Abiſſiniens nach Salt's und Rüppells Beobachtungen thut. Am blauen Fluſſe, wo ich ihn früher beobachtete, lebt er ausſchließlich in den großen Wäldern nahe am Fluſſe ebenſowohl, als in der Steppe.

Der Augur iſt ein echter Buſſard, unſerem Mauſer (Buteo vulgaris) in jeder Hinſicht ähnlich. Er erinnert an dieſen, wenn er fliegt und wenn er ſitzt; er gleicht ihm im Geſchrei und im Betragen. Seine Jagdzeit ſind die Früh- und Spätſtunden des Tages; während der Mittagszeit ſitzt er ruhig verdauend im Schatten eines Baumes, gern ziemlich nahe an den Stamm angedrückt. Gewiſſe Bäume des Menſathales, namentlich Sikomoren, ſchienen von ihm bevorzugte Ruheorte zu

ſein. Ich fand ihn immer paarweiſe, wie unſeren Buſſard; doch kam es dabei oft vor, daß einer der Gatten ſich in ziemlicher Entfernung von dem anderen umhertrieb.

Bei unſeren Begleitern oder bei den Menſa konnte ich Nichts von jener Achtung wahrnehmen, welche der Vogel im Innern Abiſſiniens genießen ſoll; ſie betrachteten ihn einfach mit gleichgiltigem Auge, d. h. verfolgten ihn weder, noch ſchützten ihn.

Eine vor Jahren von mir gemachte Meſſung ergab Folgendes:

Die Länge des Männchens beträgt . .	1	Fuß	6	Zoll	—	Linien.
Die Breite	3	„	7	„	—	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	2	„	10	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	1	„	6	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	10	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	1	„	1	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	1	„	3	„
Die Länge des Schnabels längs der Firſte	—	„	1	„	5,5	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	7	„	6	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge . . .	1	„	1	„	6	„

Die Iris iſt erzfarben, der Schnabel dunkelblau, der Fuß gelb, die Wachshaut grünlichgelb.

Der Raubadler (Aquila rapax sive senegalla) ſcheint im Oſten Afrikas ungleich ſeltener zu ſein, als im Innern des Erdtheils und zumal im Gebiet des blauen Fluſſes. Dort habe ich ihn ſehr häufig beobachtet. Selbſt bei Charthum noch konnte man ihn regelmäßig bei jedem größern Aaſe erwarten. Ueber manchen Stellen des Urwaldes ſah man drei oder vier Paare mit einander kreiſen. So häufig war das ſchöne Thier nirgends in Oſtafrika. Ich beobachtete blos drei Paare: zwei von ihnen auf einer ziemlich breiten, von Haſen reich belebten Ebene der Samchara; das dritte im Menſathale. Ein anderer Adler, welchen ich während ſeiner Mittagsruhe auf der großen Sikomore

des Dorfes Menſa beobachtete, aber leider nicht erlegen konnte, ſchien mir nicht der Raubadler, ſondern die kleine Art zu ſein, welcher Herr von Müller meinen Namen (Aquila Brehmii) verlieh.

Ich habe in der Naumannia meine Anſicht über die Raubadler ausgeſprochen und halte mindeſtens ſo lange an derſelben feſt, als man noch unſere Schreiadler als nicht zu einer Art gehörig betrachtet. Meine Beobachtungen ſtützen ſich auf eine Anzahl von ungefähr vierzig Exemplaren, welche ich nach und nach erlegte, und dürften deshalb doch einiges Gewicht beanſpruchen.

Der Raubadler, welcher im Oſten vorkommt, gleicht dem innerafrikaniſchen vollſtändig. Er zeigt ſo recht eigentlich das milchtafftgelbe Kleid, welches den von Temmink abgebildeten Vogel kennzeichnet.

Seine Maße ſind folgende:

Länge	2	Fuß	—	Zoll	—	Linien.
Breite	5	„	2	„	—	„
Höhe des Tarſus	—	„	3	„	—	„
Mittelzehe	—	„	1	„	11	„
Hinterzehe	—	„	1	„	1	„
Innere Zehe	—	„	1	„	2	„
Aeußere Zehe	—	„	1	„	7	„
Schnabel längs der Firſte	—	„	2	„	2,5	„
Länge des Schwanzes	—	„	9	„	—	„
Vom Bug bis zur Flügelſpitze	1	„	6	„	—	„

Die Farbe der Iris iſt erzgelb, die des Schnabels hornblau, die des Fußes gelb, die der Wachshaut bläulichviolett.

Hinſichtlich des lichten Raubadlers (Aquila albicans, *Rüppell*) bleibe ich auch heute noch auf der Anſicht ſtehen, welche ich in der Naumannia ausgeſprochen habe.

Nun hat man in der neuern Zeit einen von meinem Bruder in Spanien gefundenen Adler (Aquila Adalberti) mit dem Temminck'ſchen Raubadler vereinigen und nur als eine ſogenannte „klimatiſche Abart“ oder „örtliche Form“ anſehen wollen. Darauf iſt eigentlich gar Nichts zu antworten; denn die Aquila Adalberti hat mit dem Raubadler ungefähr ebenſoviel Aehnlichkeit, wie der Kolkrabe mit der Rabenkrähe. Ich habe dieſes ſchöne Thier, von welchem uns jetzt alle Kleider vorliegen,

im Anfang wohl mit der jungen Aquila imperialis verwechſelt, an Aquila rapax aber gar nicht gedacht. Der von Blaſius auf Seite 54 des „Berichtes über die dreizehnte Verſammlung der deutſchen Ornithologengeſellſchaft“ ausgeſprochenen Meinung, als wäre die Aquila Adalberti nur ein großer Raubadler oder, um mich der Worte von Blaſius zu bedienen, als „ginge er nicht über die Speciesgrenze der afrikaniſchen Aquila naevioides oder rapax hinaus,“ widerſpreche ich entſchieden: unter allen von mir erlegten Raubadlern war nicht ein einziger, welcher nur annähernd die Größe der Aquila Adalberti erreicht hätte. —

Ueber das Leben der eigentlichen Raubadler habe ich wenig zu berichten. Sie vertreten in Afrika die Schreiadler Europas, bezüglich Aſiens, und ähneln ihnen in jeder Hinſicht. Man findet ſie regelmäßig paarweiſe, beide Gatten in treuer Gemeinſchaft. Sie kreiſen zuſammen in der Luft und ſetzen ſich mit einander auf einen Baum oder wenigſtens dicht neben einander nieder. Während der Mittagszeit ſieht man ſie ſelten oder nie in der Luft; ihre Jagdzeit fällt in die Früh- und Abendſtunden. Sie bäumen ziemlich früh am Abend, jedenfalls vor Sonnenuntergang, zur Nachtruhe auf und verlaſſen ihren Schlafplatz am Morgen mit Sonnenaufgang.

Ihre Brutzeit beginnt einige Wochen vor der großen Regenzeit. Der Horſt ſteht auf hohen Bäumen: er iſt nicht beſonders groß und wie alle Raubvögelhorſte ſehr flach. Alle Horſte, welche ich auffand, ſtanden mitten im Ur- oder bezüglich Steppenwald. Heuglin dagegen ſah einen mitten im Dorfe Eilet auf einem Nabakhbaume, an deſſen Zweigſpitzen viele Webervögelneſter hingen. Ich habe nur Junge, nicht aber auch Eier des Raubadlers erhalten.

An die ſchon mitgetheilte Thatſache, daß manche Weibchen des Raubadlers in ganz abgetragenem Kleide brüten, will ich hier nur erinnern.

Der ausgenommene junge Raubadler wird, wenn man ſich mit ihm abgiebt, ſehr zahm. In allen von mir bereiſten Gegenden ſieht man ihn nicht in der Gefangenſchaft. Die Sudahneſen zählen ihn, weil er mit auf dem Aaſe erſcheint, den unreinen Vögeln zu.

Den Gaukler (Helotarsus ecaudatus) haben wir nur einige Mal gesehen, in der Samchara ebensowohl, wie im Gebirge. Seine Hoheit der Herzog war so glücklich, ein altes Weibchen des prachtvollen Vogels zu erlegen, welches unweit eines unserer Lagerplätze im Mensathale aufbäumte. Ich trage dem von mir in der Naumannia Gesagten zunächst die Maße nach. Sie sind folgende:

Länge	1	Fuß	10	Zoll	—	Linien.
Breite	5	„	10	„	—	„
Höhe des Tarsus	—	„	3	„	—	„
Länge der Mittelzehe	—	„	2	„	9	„
Länge der Hinterzehe	—	„	1	„	5	„
Länge der inneren Zehe	—	„	1	„	7	„
Länge der äußeren Zehe	—	„	1	„	11	„
Länge des Oberschnabels längs der Firste	—	„	2	„	5	„
Länge des Unterschnabels	—	„	—	„	9	„
Länge des Schwanzes	—	„	5	„	—	„
Des Flügels vom Bug bis zur Spitze der zweiten Schwinge	1	„	9	„	—	„

Die Farbe der Iris ist ein schönes, goldigglänzendes Braun; die Füße sind röthlichgelb, an manchen Stellen fast ganz gelb; der Schnabel ist rothgelb an der Wurzel, hornblau an der Spitze; die Wachshaut und eine nackte Stelle vor dem Auge blutroth mit röthlichgelben Flecken; das untere Augenlid ist weißlich. Unter den Schwingen ist die zweite die längste; auf diese folgt die dritte, dann die erste, dann die vierte, fünfte, sechste u. s. w.

Der Flug des Gauklers hat mich auch auf dieser Reise wiederum mit gerechtem Entzücken erfüllt. Unter allen Raubvögeln, welche ich kenne, ist der Gaukler der stolzeste Flieger: er jagt förmlich durch die Lüfte. Nur während des Fluges zeigt er seine volle Schönheit; im Sitzen erscheint er mehr auffallend, als anziehend. Namentlich, wenn er aufgebäumt hat, sieht er ganz sonderbar aus. Er scheint, wie der Schopfadler oder der Uhu mit seinem Federreichthum zu spielen; denn er bläst sich manchmal zu einem wahren Federklumpen auf. Auch wenn er auf der Erde sitzt, sträubt er sehr oft die Kopf- und Halsfedern; regelmäßig geschieht Dies, wenn er irgend Etwas bemerkt, es sei was es wolle.

Ich habe den Gaukler gewöhnlich nur einzeln gesehen. Das Paar scheint ein sehr großes Gebiet zu bewohnen und nur selten sich zu vereinigen. Wenn ein Raubadler aufgebäumt hat, sieht man sicherlich den zweiten in unmittelbarer Nähe; beim Gaukler bemerkte ich nur ausnahmsweise den andern Gatten des Paares. Möglicher Weise hält sich dieses während der Paarungszeit mehr zusammen, als außerdem.

Heuglin behauptet, daß der Gaukler der schlimmste Feind des Somalihasen (Lepus Somalensis, *Heuglin*) wäre; ich weiß nicht, ob diese Beobachtung auf eigener Anschauung beruht oder nur Muthmaßung ist. Fast möchte ich das Letztere glauben, denn ich meines Theils habe den Gaukler nur als Lurch- zumal als Schlangenjäger kennen gelernt und bezweifle sehr, daß er, abweichend von allen übrigen Schlangenadlern, sich auch an Säugethieren vergreifen sollte. In der Gefangenschaft frißt er freilich Fleisch; das hat aber seine guten Gründe: — solche, welche schwerlich auch in der Freiheit maßgebend sein dürften.

Bemerken will ich noch, daß man im Osten Afrikas die hübsche Sage vom Gaukler, welche ich zuerst in der Naumannia mittheilte und später in meinem „Leben der Vögel" wiederholt habe, nicht zu kennen scheint. Im Innern Afrikas, wo der Gaukler überhaupt viel häufiger vorkommt, als im Osten, ist sie in Jedermanns Munde.

Ueber die Fortpflanzung des Gauklers habe ich auch während dieser Reise nicht mehr erfahren, als früher. Gerade in jener hübschen Sage ist hierüber Das enthalten, was die Eingeborenen mir mitzutheilen wußten.

Aus Heuglins letztem Berichte über die Fauna des rothen Meeres und der Somaliküste ersehe ich, daß der Flußadler (Pandion haliaëtos) Standvogel im rothen Meere und im Golf von Aden ist, nicht aber blos Wintergast, wie ich, von meinen früheren, in Egipten gemachten Beobachtungen schließend, vermuthete. Heuglin fand die Horste dieses Vogels auf Inseln, Klippen und am Festlande auf Felsen und hohen Bäumen und beweist hierdurch seine Angabe aufs schlagendste. Ich meinestheils habe den Flußadler nur auf dem Zuge beobachtet, häufig, namentlich in Egipten, über den großen Strandseen an der Küste des Mittelmeeres. Sehr einzeln zeigte er sich auch noch auf dem weißen

Fluſſe bei Charthum. Auf der Hinreiſe nach Abiſſinien ſah ich ihn mehrmals im rothen Meere; in der Nähe einer größeren Inſel regelmäßig. Weiteres brauche ich von einem ſo bekannten Thiere nicht mitzutheilen.

Ueber die Edelfalken habe ich auf der letzten Reiſe leider keine neuen Beobachtungen machen können; ich muß deshalb auf Das verweiſen, was ich im dritten Heft des Jahrgangs 1856 der Naumannia über das Leben dieſer Vögel geſagt habe. Zu meinem Befremden ſah ich die Edelfalken, meine ganz beſonderen Lieblinge, nur ſehr einzeln. Heuglin war glücklicher; er fand ſie, wie wir aus ſeinen neueſten Mittheilungen erſehen, gerade bei Menſa in ziemlicher Menge auf. Freilich hatte er auch weit mehr Zeit zu eingehenderen Forſchungen, als wir; er verweilte Monate, wir nur Tage an den günſtigſten Orten, — ganz abgeſehen von den Hinderniſſen, welche mir das Fieber noch außerdem bereitete. Dagegen möchte ich anderer Falken wenigſtens mit einigen Worten gedenken.

Schon wiederholt habe ich in meinen früheren Arbeiten von dem Leben des Schmarotzermilans (Milvus parasiticus) geſprochen, eine ausführliche Lebensbeſchreibung des Thieres aber noch nicht geben können. Der Schmarotzermilan verdient jedoch eine ſolche. Er gehört ſo weſentlich zur Kennzeichnung der Nilländer und des rothen Meeres, daß Derjenige, welcher von der Vogelwelt jener Gegenden ſpricht, ihn nothwendiger Weiſe in erſter Reihe aufführen muß.

Unſer Milan iſt in ganz Nordoſtafrika eine häufige Erſcheinung. Er iſt der erſte Landvogel, den man gewahrt, ſobald man Egipten betreten hat; ihn ſieht man noch unter dem 11. Grade der nördlichen Breite — von ſüdlicher gelegenen Gegenden kann ich nicht ſprechen — über dem Urwalde ſchweben; er iſt ſo recht eigentlich überall zu finden. Abweichend von ſeinen nächſten Verwandten, hat er ſich den Menſchen faſt ausſchließlich zu ſeinem Ernährer auserſehen und aus reiner Selbſtſucht eine Freundſchaft mit ihm geſchloſſen, welche ihr ſehr Gutes wohl für den Falken haben mag, dem Menſchen aber oft ſehr läſtig fällt.

Der Schmarotzermilan iſt der frechſte, zudringlichſte Vogel, welchen ich kenne. Ihm gegenüber beſitzt der Sperling Anſtand und Ehrgefühl. Kein Thier kann ſeinen Namen beſſer verdienen als unſer Raub-

vogel. Die Ortschaften sind auch sein Aufenthalt; er siedelt sich auf der Palme im Garten, wie auf der Spitze des Minarets an; er ist im Hofe der tägliche Gast und auf der Dachfirste ebenso sicher zu finden, als bei uns zu Lande der Spatz. Dieser meidet aber doch wenigstens einzelne Orte im Gebirge, während der Schmarotzermilan überall zu treffen ist.

Gerade diese Allgegenwart ist es, welche ihn lästig und verhaßt macht. Seinem scharfen Auge entgeht Nichts. Sorgfältig achtet er auf das Treiben und Handeln der Menschen, und Dank seinem innigen Umgange mit diesem, hat er eine Uebersicht, ein Verständniß der menschlichen Geschäfte erhalten, wie wenig andere Thiere. Dem Schafe, welches zur Schlachtbank geführt wird, folgt er gewiß, während er sich dagegen um den Hirten nicht kümmert; den ankommenden Fischern fliegt er entgegen, die zum Fischfang ausziehenden berücksichtigt er nicht. Er erscheint über oder sogar auf dem Schiffe, wenn dort irgend ein Thier geschlachtet wird; er umkreist den Koch der feststehenden oder schwimmenden Wohnung, sobald er sich zeigt; er ist der erste Besucher im Lagerplatze, der erste Gast auf dem Aase. Ja, ich möchte behaupten, daß er bereits das sterbende Thier mit Frohlocken beobachtet. Vor ihm ist kein Fleischstück sicher; mit seiner Falkengewandtheit paart sich die Frechheit, mit seiner Gier das tiefe Studium — so will ich mich ausdrücken — der menschlichen Gewohnheiten. Scheinbar theilnahmlos sitzt er auf einem der Bäume in der Nähe des Schlachtplatzes oder auf der Firste des nächsten Hauses am Fleischladen; kaum scheint er die leckere Speise zu beachten: da aber kommt der Käufer, und augenblicklich verläßt er seine Warte und schwebt in schönen Kreisen über ihn dahin, in der Hoffnung, Gelegenheit zu finden, von jenes Tische zu schmausen. Wehe dem Unvorsichtigen, welcher, nach gewohnter Art, auch das Fleisch im Körbchen oder in der Holzschale auf dem Kopfe heim trägt: er wird wahrscheinlich sein Geld umsonst ausgegeben haben. Ich selbst habe zu meinem großen Ergötzen gesehen, daß ein Milan aus dem Körbchen, welches ein Sudahuese auf dem Kopfe trug, sich das ganze, zwei Pfund schwere Fleischstück erhob und trotz alles Scheltens des Geschädigten davon trug. Die Frechheit dieses Schmarotzers ist wirklich belustigend. In Umkullu zerschnitt unser Koch auf einer im Hofe stehenden Kiste einen Hasen in mehrere Stücke, wandte, gerufen, den Kopf nach rückwärts und sah in demselben Augenblicke eines dieser

Stücke bereits in den Fängen des Strolches. Aus den Fischerbarken habe ich ihn mehr als einmal Fische aufnehmen sehen, obwohl der Eigner sich redlich bemühte, den unverschämten Gesellen zu verscheuchen. Er stiehlt buchstäblich aus der Hand der Leute weg.

Der Mensch ist übrigens nicht der einzige Brodherr unseres Vogels, sondern dieser erhebt auch von anderen Thieren seinen Zoll. Ich bin fest überzeugt, daß die größeren Edelfalken und Adler kein Thier grimmiger hassen, als den Schmarotzermilan. Der scharfäugige Gesell achtet nicht blos auf das Treiben der Menschen, sondern auch auf das Thun seiner Mitgeschöpfe. Sobald einer der stolzen Räuber sich eine Beute erobert hat, wird er umringt von der zudringlichen Bettlerschar. Schreiend, mit Heftigkeit auf ihn stoßend, verfolgen ihn die Milane, und je heftiger die Jagd wird, um so größer wird die Zahl der Verfolger. Die schwere Last in den Fängen hindert den Edelfalken, so schnell als sonst zu fliegen, und so kommt es, daß die trägeren Milane ihm immer auf dem Nacken sitzen. Der Edelfalke ist viel zu stolz, als daß er solch schnöde Bettelei längere Zeit ertragen könnte; er wirft den erbärmlichen Gegnern gewöhnlich bald seine Beute zu, läßt die gierige Schar nun unter sich um dieselbe balgen, eilt zurück zum Jagdplatz und sucht ein anderes Wild zu gewinnen. Am Mensalehsee habe ich binnen wenigen Minuten unsern Wanderfalken (Falco peregrinus) vier Wildenten erheben und den Milanen erbost zuwerfen sehen; erst mit der fünften flog er davon. Auch den Geiern ist der Schmarotzermilan verhaßt. Er fliegt beständig um die Schmausenden herum oder zwischen ihnen hindurch und fängt geschickt jedes Fleischstück auf, welches diese bei ihrer hastigen Mahlzeit losreißen und wegschleudern. Die Hunde knurren ihn an und beißen nach ihm, sobald er sich zeigt; denn sie wissen genau, daß der Vogel die eigennützige Absicht hegt, jeden Fleischbissen, den sie sich sauer genug erworben, mit ihnen zu theilen.

Man sieht unsern Milan regelmäßig in größeren Scharen; paarweise findet man ihn nur am Horste. Ueber den Schlachtplätzen größerer Städte treibt er sich zuweilen in Flügen von fünfzig bis sechszig Stücken herum; dagegen habe ich nie gesehen, daß er, wie der Königsmilan (Milvus regalis), vor dem Schlafengehen sich in Flügen sammelt, welche Hunderte zählen, und daß er dann auch in so großer Menge den einmal erwählten Schlafplatz bezieht. Der Königsmilan thut Dies möglicher-

weiſe auch nur in der Winterherberge; denn ich habe ſolche Verſammlungen blos hier und zwar in der Nähe der Stadt Toledo geſehen.

Wie ſchon bemerkt, ſiedelt ſich der Schmarotzermilan nach jedes Ortes Gelegenheit an. Sein Horſt ſteht meiſt auf Palmen; gar nicht ſelten aber auch auf Minarets: in Kairo trägt z. B. faſt jeder dieſer ſchlanken Thürme einen oder auch zwei Horſte unſeres Vogels. In den erſten Monaten des Jahres, gewöhnlich ſchon im Februar, fand ich im Horſte drei bis fünf Eier, welche man ſofort als die eines Gabelweihes erkennt. Im Extrahefte zum erſten Jahrgange des „Journals für Ornithologie“ habe ich ſie bereits beſprochen. Während der Brutzeit iſt unſer Schmarotzermilan ſelbſtverſtändlich noch zudringlicher, als ſonſt. Er liebt ſeine Jungen in hohem Grade und ſtößt mit großem Muthe nach dem Feinde, welcher ſie bedroht. Ende Mai's iſt die junge Brut flugfähig und treibt nun ganz das Leben der Alten.

Ueber die Bewegungen des Schmarotzermilans habe ich Nichts zu ſagen: ſie ähneln ganz denen anderer Gabelweihen, zumal denen ſeines nächſten Verwandten, des ſchwarzbraunen Milans (Milvus ater). Von dieſem unterſcheidet man ihn nur überhaupt durch das lichte Kleid und ſeinen gelben Schnabel.

Der arabiſche Name des Schmarotzermilans „Hitaie“ iſt ein Klangbild und entſpricht ziemlich genau dem gewöhnlichen Geſchrei unſeres Vogels. Es beginnt mit dem hohen, wie „hi“ klingenden Laut und endet in einem langgezogenen, zitternd ausgeſtoßenen „Tehehehe“.

Die Maße des Schmarotzermilans kann ich leider nicht geben; es iſt mir gegangen, wie es gewöhnlich mit häufigen Vögeln wohl geht; man verſchiebt es von einem Tage zum andern, ſie in den Katalogen einzutragen, und wird ſchließlich daran verhindert.

Bei den Eingeborenen gilt unſer Vogel als Das, was er iſt: als höchſt zudringlicher und beläſtigender Geſell. Gleichwohl wird er nicht verfolgt: man glaubt, daß auch für ihn die Geſetze der Höflichkeit und Gaſtfreundſchaft Giltigkeit haben müſſen, und läßt ihn kommen und gehen, wie er will. Von ſeiner Zudringlichkeit erzählt man manche hübſche Anekdote, und in den Märchen ſpielt er hier und da auch ſeine Rolle.

Auf unſerer letzten Reiſe fanden wir den Singhabicht (Melierax polyzonus) nur wenige Mal auf, und Dies nahm mich deshalb Wunder, weil derſelbe Vogel weiter im Innern eine der häufigſten Erſcheinungen aus ſeiner Ordnung iſt.

Der Singhabicht findet ſich ſüdlich des 17. Grades in allen Steppenwaldungen ſehr zahlreich. Im Urwalde iſt er ſeltener, doch auch hier wird man ihn auf keiner Jagd vermiſſen. Seine Lieblingsplätze ſind einzelnſtehende Bäume in der Steppe, von denen er nach allen Seiten hin eine freie Ausſchau hat. Hier verweilt er faſt den ganzen Tag. Sein Gebiet iſt klein; denn in den eigentlichen Steppengegenden wohnt Paar bei Paar, und jedes muß ſich mit einem Umkreiſe von ſehr geringem Durchmeſſer begnügen.

Nur äußerlich hat der Singhabicht entfernte Aehnlichkeit mit ſeinem Namensvetter; in Geiſt und Weſen unterſcheidet er ſich von dieſem durchaus. Er iſt ein träger, langweiliger Vogel, welcher Nichts von der Kühnheit beſitzt, die unſeren Habicht zu einem ſo furchtbaren Feinde aller ſchwächeren Wirbelthiere macht. Trägheit iſt der eigentliche Grundzug ſeines Weſens. Stundenlang ſitzt er auf ein und demſelben Flecke, und faſt ſchläfrig überſchaut er den nächſten Umkreis von ſeiner Warte. Der Flug iſt habichtartig, beſitzt aber Nichts von der Raſchheit und Gewandtheit, welche ſein Verwandter unter allen Umſtänden zeigt. Die kurzen abgerundeten Flügel werden langſam bewegt und hierauf längere Zeit ausgebreitet; dann gleitet er einige Ellen gerade aus durch die Luft, und hierauf folgen dann wiederum mehrere Flügelſchläge. Nach dem Aufbäumen nimmt er gewöhnlich eine ziemlich ſenkrechte Haltung an, zieht den Kopf ein und ſtarrt gerade vor ſich nach einer Stelle.

Die Stimme unſeres Vogels ſcheint mit der ſeines größeren Verwandten, des eigentlichen Singhabichts (Melierax musicus), wenig gemein zu haben. Sie beſteht wie die des Gabar (Melierax Gabar) in einem langgezogenen, eintönigen Pfeifen. Laute, welche an Geſang erinnern, habe ich nie von ihm vernommen.

Rüppell giebt als die hauptſächlichſte Nahrung Tauben und andere kleine Vögel an, iſt aber im Irrthum, oder hat ſich, falls die Angaben auf beſtimmter Beobachtung beruhen, durch einen Zufall täuſchen laſſen. Die Hauptnahrung des Singhabichts beſteht in Kerfen und kleinen Säuge-

thieren. Nach meinen Erfahrungen bilden die verschiedenen Heuschreckenarten Monate lang seine Haupt-, wenn nicht ausschließliche Nahrung. Neben genannten Kerbthieren jagt er vorzüglich noch auf Mäuse, und von diesen findet man gewöhnlich auch noch einige Ueberbleibsel in seinem Magen. Auf Vögel habe ich ihn blos dann stoßen sehen, wenn das kleine Geflügel in dichten Schwärmen zu den Tränkplätzen flog; aber nur sehr selten gelang es ihm, aus dem Gewimmel einen zu ergreifen. Zum Flugfangen ist er viel zu täppisch, und niemals sieht man ihn eine der so unendlich häufigen Tauben nach Art unseres Habichts oder Sperbers auf größere Strecken hin verfolgen. Daß er schon Nager von der Größe eines Eichhörnchens nicht mehr behelligt, habe ich bereits oben mitgetheilt.

Frisch ausgeflogene Junge des Singhabichts fand ich häufig zu Ende der großen Regenzeit; den Horst selbst habe ich niemals kennen gelernt.

Die von Rüppell gegebenen Maße unseres Vogels sind nicht ganz richtig, und deshalb will ich eine Messung von mir hier angeben.

Beim Männchen beträgt:

Die Länge	1	Fuß	7	Zoll	—	Linien.
Die Breite	3	„	2	„	8	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	3	„	1	„
Die Länge der Mittelzehe ohne Nagel	—	„	1	„	6	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	9	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	—	„	11	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	1	„	1	„
Die Länge des Schnabels längs der Firste ohne Wachshaut	—	„	1	„	4,5	„
Die Länge des Unterschnabels bis zum Kieferastwinkel	—	„	—	„	5	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	8	„	4	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	—	„	11	„	8	„

Die Farbe der Iris ist ein schönes Braun, der Schnabel ist dunkelblau, die Wachshaut und die Füße sind lebhaft orangefarbig. Unter den Schwingen ist die vierte die längste, auf sie folgt die fünfte, die dritte, die sechste, die zweite, die siebente, die erste, die achte und die neunte.

Ebenso einzeln, wie den vorhergehenden beobachteten wir auf der letzten Reise den keilschwänzigen Sperber (Micronisus sphaenurus). Mir gelang es nur ein einziges Mal, ihn zu erlegen, doch habe ich ihn mehrmals gesehen.

Wer unseren Sperber kennt, bedarf keiner Lebensbeschreibung dieses afrikanischen Verwandten: der keilschwänzige Sperber ist der unsrige in jeder Hinsicht. Er lebt an ähnlichen Orten und erwirbt in gleicher Weise seine Nahrung. Ich habe also über ihn Nichts zu sagen; doch will ich seine Maße geben und eine Angabe Heuglins berichtigen. Beim alten Männchen beträgt:

Die Länge	1	Fuß	—	Zoll	—	Linien.
Die Breite	1	„	11	„	—	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	1	„	8	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	1	„	2	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	5,5	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	—	„	7	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	—	„	10	„
Die Länge des Schnabels längs der Firste	—	„	—	„	10	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	—	„	3	„
Die Schwanzlänge	—	„	6	„	—	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	—	„	7	„	2	„

Heuglin sagt auf Seite 12 seiner systematischen Uebersicht von unserem Vogel: „Der Augenstern ist nicht gelb, wie Rüppell angiebt, sondern lebhaft feuerroth.“ Dies ist nicht der Fall, sondern Rüppell hat Recht; die Iris ist feuergelb, der Schnabel blau, der Fuß gelb, die Wachshaut grünlichorange.

Sehr richtig bemerkt Heuglin, daß Rüppell wahrscheinlich im Irrthum ist, wenn er den Kornweih (Circus cyaneus) als nordostafrikanischen Vogel angiebt. Auf allen meinen Reisen habe ich nur den blassen oder Steppenweih, niemals den Kornweih gefunden. Auch der

Wieſenweih (Circus cineraceus) iſt eine äußerſt ſeltene Erſcheinung; ſoviel ich mich erinnern kann, habe ich ihn nur ein einziges Mal und zwar in Mittelegipten erlegt.

Beide vertritt der Steppenweih (Circus pallidus), ein Vogel, welcher ſchon in Egipten nicht ſelten iſt, aber um ſo häufiger wird, je mehr man ſich ſeiner eigentlichen Heimat, der Steppe, nähert. In dieſer ſelbſt iſt unſer Weih an gewiſſen Stellen geradezu gemein; man ſieht ihn ſogar in jeder pflanzenreicheren Niederung der Wüſte. Auf unſerer letzten Reiſe haben wir ihn ausſchließlich in der Samchara beobachtet; denn das Gebirge ſcheint er gänzlich zu meiden. Jene breiteren Niederungen, in welchen die niedere Pflanzenwelt vorherrſcht, bilden ſeine bevorzugten Jagdplätze, und ganz regelmäßig iſt er in der Nähe der wenigen Getreidefelder zu finden, welche die Bewohner der Ortſchaften unſeres Gebietes an den günſtigſten Stellen der Samchara angelegt haben. Nirgends aber traf ich ihn ſo zahlreich als in Kordofahn, wo man bei einer einzigen Jagd ohne ſonderliche Mühe ſechs bis acht Stück von ihm erlegen kann.

Der Steppenweih durchzieht alltäglich einzeln oder paarweiſe ſein ziemlich großes Gebiet. Mit raſchem, zierlichen Fluge ſieht man ihn über die Niederungen dahinſtreichen, namentlich in den Früh- und Abendſtunden, ſelbſt noch einige Minuten nach Sonnenuntergang, wenn die Dämmerung bereits hereingebrochen. Gerade um dieſe Zeit iſt er beſonders rege. Andere Tagraubvögel haben ſich lange vor Sonnenuntergang zum Schlafen niedergeſetzt: er iſt noch in vollſter Thätigkeit. In den heißeſten Tagesſtunden dagegen bemerkt man ihn ſelten, weil er dann gern auf einem der dichtwipfeligen Bäume ruht, ſo nahe wie möglich an den Stamm gedrückt und in ſehr aufrechter Stellung regungslos verharrend.

Er iſt in jeder Hinſicht ein echter Weih. Raſch gleitet er nahe der Oberfläche dahin, manchmal förmlich zwiſchen den höheren Halmen hindurch, pfeilſchnell windet er ſich durch die Büſche, gewandt wendet und dreht er ſich in der Luft, und klug ſcheucht er ſich das kleine Gevögel erſt nach einem Punkt zuſammen, bevor er ſich unter daſſelbe ſtürzt. Zu dieſem Ende umfliegt er zuerſt regelmäßig einen gewiſſen Theil der Steppe, zumal ein Feld, in weiten Kreiſen; mit einem Male aber ſtreicht er, entweder gerade aus oder im Zickzack, mitten durch das früher umkreiſte Stück hindurch, und gewöhnlich glückt ihm ſolche Liſt. Die kleineren Vögel fürchten ihn außerordentlich, und niemals ſieht man die Necker unter ihnen

den gefährlichen Feind behelligen; niemals folgen ihm Bachſtelzen oder Schwalben.

Vor dem Menſchen ſcheut ſich der Steppenweih ſehr wenig. Nur wenn er zur Mittagsruhe aufgebäumt hat, iſt er vorſichtig. In der Nähe der Felder benimmt er ſich geradezu frech. Er gewöhnt ſich an das Geſchrei der Leute, welche ihr Getreide vor den kleinen geflügelten Dieben zu ſchützen ſuchen, ſtreicht ruhig und furchtlos hart an ihnen vorüber und ſcheint ſich überhaupt nicht im geringſten um ſie zu kümmern. In den Dörfern erſcheint er nach Art unſeres Sperbers auf kurze Zeit, jagt raſch durch die Gärten hindurch, ſcheucht die in der Nähe des Brunnens zur Tränke kommenden Finken, Webervögel, Kaptauben und Bachſtelzen in eilige Flucht und verſchwindet ſo raſch, wie er gekommen. Gar nicht ſelten fängt er ſo recht eigentlich vor den Augen der Leute einen kleinen Vogel weg.

Demungeachtet iſt ſeine Jagd nicht ſo leicht, wie es ſcheinen möchte. Kein Raubvogel läßt ſich weniger verfolgen, als der Steppenweih: — er iſt überall und nirgends. Der Schütze kann eigentlich nur an jenen Durrahfeldern auf ihn rechnen und ihn dort auch erwarten; ſonſt iſt die Jagd Sache des Zufalles. Der Steppenweih ſtreicht ruhig ſeines Wegs und wird herabgeſchoſſen, wenn er eben in Schußnähe vor dem Jäger vorbeifliegt. Doch habe ich zufällig eine Eigenthümlichkeit von ihm kennen gelernt, welche ihm manchmal verderblich wird: er iſt ungemein neugierig. Ein Schuß z. B. erregt ſeine Aufmerkſamkeit in ſo hohem Grade, daß er geradezu auf den Jäger losſtürmt, ein- oder zweimal über ſeinem Kopfe kreiſt und dann ſeinen Weg fortſetzt. Das von mir in der Samchara erbeutete Männchen kam herbei, nachdem ich eine Gazelle erlegt hatte, kreiſte über dieſer und nahte ſich dann mir, gerade als wolle es ſich den Mörder ſeiner zierlichen Heimatsgenoſſin betrachten. Wenn man erſt einen dieſer Vögel erlegt hat und denſelben bei Anblick eines zweiten in die Luft wirft, kommt der letztere oft herbei, jedenfalls von Neid über das vermeinte Jagdglück ſeines Gefährten getrieben, und dann wird er erklärlicher Weiſe leicht eine Beute des Schützen.

Die Gatten eines Paares des Steppenweihs hängen nicht ſo feſt zuſammen, wie andere Raubvögel. Jeder verfolgt ſelbſtändig ſeinen Weg und kümmert ſich, ſolange die Jagdzeit dauert, nur inſofern um ſeinen Gefährten, als er ſo ziemlich daſſelbe Gebiet mit ihm durchfliegt.

Viele Adler ſchweben immer dicht neben einander dahin, den Steppenweih ſieht man nur dann eigentlich vereinigt, wenn ſeine Jagdzeit vorüber iſt.

Merkwürdiger Weiſe habe ich niemals den Horſt des ſo häufigen Vogels gefunden. Ich weiß, daß er, wie der Kornweih, auf der Erde horſtet und im Innern Afrikas in den Monaten Auguſt und September, alſo bei Beginn der Regenzeit zur Fortpflanzung ſchreitet: allein die Steppe iſt für einen auf der Erde niſtenden Vogel ein zu günſtiges Gebiet, als daß es möglich wäre, den Horſt deſſelben durch verſtändiges Suchen aufzufinden.

In meinen Maßtafeln finde ich zu meiner Verwunderung nur Männchen verzeichnet und kann deshalb nichts Vollſtändiges bieten; weil aber der Steppenweih doch immer noch unter die weniger bekannten Vögel gezählt werden muß, will ich die betreffenden Maße hier geben. Es beträgt beim Männchen:

	F.	Z.	L.		F.	Z.	L.		F.	Z.	L.		F.	Z.	L.
Die Länge	1	4	6	oder	1	4	5	oder	1	4	—	und	1	4	9
Die Breite	3	2	6	„	3	2	8	„	3	2	4	„	3	2	6
Die Höhe des Tarſus . .	—	2	4	„	—	2	5	„	—	2	5	„	—	2	4
Die Mittelzehe ohne Nagel.	—	1	3	„	—	1	2	„	—	1	2	„	—	1	3
Die hintere	—	—	7,5	„	—	—	7	„	—	—	7	„	—	—	7
Die innere	—	—	8,5	„	—	—	8	„	—	—	8	„	—	—	8,5
Die äußere	—	—	10	„	—	—	9,5	„	—	—	9,5	„	—	—	10
Die Länge des Schnabels längs der Firſte . . .	—	—	14,5	„	—	—	15	„	—	—	—	„	—	—	—
Die Länge des Schwanzes.	—	—	8,3	„	—	—	—	„	—	—	—	„	—	—	—
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze . .	1	1	—	„	—	—	—	„	—	—	—	„	—	—	—

Die Farbe der Iris iſt hellgelb, der Schnabel dunkelblau, der Fuß orangegelb, die Wachshaut gelb.

Nur ein einziges Mal bemerkte ich den im Inneren Afrikas keineswegs ſeltenen Schlangengeier (Gypogeranus serpentarius) ſchwebend über einer der breiteſten Niederungen der Samchara. Unter allen mir bekannten Raubvögeln iſt der Sekretär derjenige, welchen man

in jeder Entfernung mit Sicherheit erkennt, er möge nun laufend ſeiner Nahrung nachgehen, oder fliegend ſein Gebiet durchziehen. Hierin iſt es wohl auch begründet, daß jeder Eingeborene Einiges von ihm zu erzählen weiß. Die Berichte gehören jedoch größtentheils der Fabel an; über die wirkliche Geſchichte des „Schickſalsvogels“ erfährt man Nichts. Auch meine Beobachtungen ſind im höchſten Grade dürftig; ich habe ſonderbarer Weiſe dieſen merkwürdigſten aller Raubvögel nur einige Mal zu ſehen bekommen, und niemals iſt es mir gelungen, einen für die Gefangenſchaft zu erhalten.

Der Schlangengeier bewohnt die Ebenen des inneren Afrikas, welche, Dank den belebenden Regen, zur lebendigen Steppe geworden ſind. Er lebt ſtreng paarweiſe in einem gewiſſen Gebiete, aus welchem er, wie mir geſagt wurde, etwaige Eindringlinge mit Heftigkeit zu vertreiben ſucht. Mehr, als jeder andere Raubvogel, hält er ſich auf dem Boden auf. Auch in ſeinem Betragen erinnert er an die Lauf- und Stelzvögel. Sein Gang iſt gemeſſen, ſtorchartig, der Lauf erinnert am meiſten an den eines eilig dahinrennenden Trappen. Bei ruhigem Gange trägt er den Kopf ſtolz aufgerichtet und ſpielt beſtändig mit ſeiner Haube, welche er bald auf den Nacken legt, bald fächerförmig ausbreitet. Bei ſchnellerem Laufe ſtreckt er den Hals vor und hält die Flügel vom Körper ab. Um ſich zu erheben, muß er einen ziemlich großen Anlauf nehmen, und im Anfang wird ihm das Fliegen ſchwer. Hat er ſich jedoch einmal in eine gewiſſe Höhe emporgearbeitet, ſo ſchwebt er leicht und ſchön dahin, gewöhnlich auf weite Strecken ohne irgend einen Flügelſchlag. Die Geſtalt des langhälſigen und langſchwänzigen Vogels, welcher die Ständer wie ein Storch nach hinten ſtreckt, iſt dann ſo bezeichnend, daß man ſchwerlich in Verſuchung kommen kann, ihn mit irgend einem anderen Raubvogel zu verwechſeln. Auch in der größten Höhe bildet der lange Stufenſchwanz noch ein gutes Merkmal.

Da ich ſelbſt niemals ſo glücklich war, einen Schlangengeier zu erlegen, kann ich über ſeine Nahrung aus eigner Erfahrung Nichts mittheilen. Die Sudahneſen behaupten einſtimmig, daß dieſe vorzugsweiſe aus Schlangen beſtehe, und ich ſelbſt habe vor der Feuerlinie der brennenden Steppe unſeren Vogel dahinrennen und bezüglich fliegen ſehen. Heuglin dagegen ſagt, daß der Sekretär ſeinen Namen: „Reptilienfreſſer“ nicht ganz mit Recht führe, weil er mehr von Säugethieren bis

zur Größe junger Antilopen und mehr von Schildkröten, als von anderen Reptilien ſich ernähre.

Der Horſt ſoll, wie die Kordofahneſen mir mittheilten, nicht immer auf Bäumen, ſondern auch auf der Erde angelegt ſein und dann mit Steppengräſern roh ausgefüttert werden, die Zahl der Eier zwiſchen zwei und drei ſchwanken. Nach Heuglin brütete der Vogel im September 1853 in der Nähe von Charthum.

Schon aus dem ſonderbaren Namen, welchen der Schlangengeier erhielt, geht hervor, daß der Vogel bei den Eingeborenen in einem großen Anſehen ſteht; doch habe ich niemals erfahren können, was er eigentlich mit dem in der Anſchauung aller Mahammedaner höchſt wichtigen Geſchick zu thun hat. Das ſonſt ſo lebendige Märchen wußte mir hierüber keinen Aufſchluß zu geben. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die hohe Achtung, welche der Vogel genießt, einfach auf ſeine anerkannte Nützlichkeit zurückführe.

Im Sudahn, wie in der Samchara, fällt es Niemand ein, das geehrte Thier zu verfolgen; nichtsdeſtoweniger iſt der Sekretär ein höchſt vorſichtiger Vogel. Er theilt dieſe Eigenſchaft mit allen hochbeinigen Mitgliedern ſeiner Klaſſe. Heuglin berichtet, daß man ihn mit Pferden hetzen und dann lebend einfangen kann. Ich habe von ſolcher Jagd nie Etwas vernommen und würde ſie bezweifeln, wenn genannter Forſcher nicht ausdrücklich hinzufügte, daß er ſelbſt in Zeit von zwei Tagen ſechs Stück auf dieſe Weiſe erbeutet habe.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung beobachtete ich auf unſerer letzten Reiſe gerade von den in Nord-Oſt-Afrika ſo häufigen Eulen nur die weiter oben aufgeführten zwei Arten. In ganz Egipten und Nubien ſind die Schleiereule (Strix flammea) und der Steinkauz (Athene nilotica) geradezu gemeine Erſcheinungen; im Sudahn und Kordofahn findet man zwei andere einheimiſche Arten (Scops leucotis und Athene pusilla) an manchen Orten recht häufig. Die in der Welt umherſchweifende kurzöhrige Eule (Otus brachyotus) iſt während des Winters nirgends gerade ſelten, und auch die Zwergohreule (Ephialtes Scops) wandert bis tief in die Wälder des Innern. Zu ihnen

kommt nun noch außerdem der freilich recht seltene südliche Uhu (Bubo ascalaphus): — die Familie ist also in dem angegebenen Theile Afrikas sehr reich vertreten und die Armuth in unserem Gebiete um so überraschender.

Der lichte Uhu Ost-Afrikas (Bubo cinerascens) scheint in der Samchara wie im Gebirge der Mensa die häufigste Eule zu sein; wenigstens fand ich ihn in der kurzen Zeit unseres Aufenthaltes mehrere Mal auf. Er erinnert in seinem Betragen, wie alle größeren Eulen, an unseren Uhu (Bubo maximus), unterscheidet sich aber in mehrfacher Hinsicht von diesem. So zieht er Bäume, wie es scheint, unter allen Umständen den Felsen vor; ich habe ihn niemals anders als auf hohen Bäumen gesehen. Hier sitzt er gewöhnlich hoch oben in der Krone auf einem der stärkeren Aeste, nahe dem Stamme. Ob dieser Baum noch von anderen Vögeln bewohnt wird oder nicht, ist ihm gleichgiltig. Ich habe ihn auf Bäumen gefunden, welche mit Webervögelnestern ganz bedeckt waren, und die Inhaber der schwebenden Wohnungen schienen sich nicht im geringsten um den, anderen Vögeln so verhaßten nächtlichen Schleicher zu bekümmern; sie flogen ab und zu, setzten sich dicht neben ihn, sangen und benahmen sich, als wäre der Uhu gar nicht vorhanden. Dieser erscheint, weil er das Gefieder glatt anlegt, sehr schlank und eher falken- als eulenähnlich; nur die immer aufgerichteten Federohren lassen ihn nicht verkennen. Sobald er einen herannahenden Menschen wahrnimmt, reißt er die klotzigen Augen auf und äugt scharf nach dem Ankömmling hin; dabei dreht und bewegt er die Ohren ohne Unterlaß. Kommt man näher, so fliegt oder richtiger klettert er in kleinen Absätzen nach einer lichteren Stelle des Baumes zu, verfolgt von hier aus alle Bewegungen seines Ruhestörers mit größter Aufmerksamkeit und nimmt ganz sonderbare Stellungen an, beugt sich nach vorn, sodaß er täuschend einer kletternden Katze ähnlich wird, richtet sich hoch auf, macht Verbeugungen wie ein Kauz, öffnet und schließt die Augen und erhebt sich, wenn ihm die Sache zu bedenklich wird, endlich in die Luft, um einem andern Baume zuzufliegen. Bei Tage geht er selten weit; denn alle größeren Vögel hassen ihn mit derselben Glut, wie die unsrigen die europäischen Eulen. Namentlich die Nashornvögel sind arge Feinde des lichten Uhus; sie fliegen in großen Bogenschwingungen von allen Seiten herbei, schreien laut auf; verfolgen den nächtlichen Räuber im Fluge mit Stoßen und Schreien und setzen

ſich, ſobald er ſich niederläßt, über ihn auf denſelben Baum, rufen ſämmtliche Vögel der Nachbarſchaft herbei und erregen einen wahren Aufruhr im Walde. Nächſt den Nashornvögeln ſind die Raben ohne Ausnahme ſchlimme Feinde des armen Schächers; aber auch die Falken und namentlich die überall häufigen Milane und die Singhabichte verfolgen ihn mit großem Eifer.

Der Uhu lebt ſtreng paarweiſe; aber ſelten trifft man beide zuſammengehörige Gatten nahe bei einander. Jeder von ihnen ſitzt auf einem beſondern Baume, manchmal ziemlich weit von dem andern entfernt. Erſt nach Sonnenuntergang vereinigen ſie ſich, und dann ſtreifen ſie gemeinſchaftlich umher. Nur während der Paarungszeit vernimmt man ihren Ruf, ein echtes Eulengeſchrei, welches in jeder Hinſicht an die ſonderbaren Töne unſeres Uhus erinnert. Der arabiſche Name: „Buhme“ und der abiſſiniſche „Gahn“ iſt einfach als ein Widerhall dieſes Geſchreies zu betrachten.

Da der Uhu ſelten die eigentlichen Wälder verläßt, kann man ihn bei ſeinen Jagden nicht leicht beobachten; — vermag man ja doch nur an den günſtigen Stellen in den Wald einzudringen und hat dann noch immer das Licht des Tages höchſt nöthig. Auf allen meinen Reiſen habe ich blos zweimal Uhus erlegen können, welche ſich mir durch ihr Geſchrei bemerklich gemacht hatten. Für gewöhnlich ſtört ſie nicht einmal der europäiſche Jäger bei ihren nächtlichen Wanderungen.

In den Magen der Getödteten fand ich die Ueberreſte kleiner Säugethiere; doch will Dies für die Beſtimmung der Nahrung unſeres Vogels nicht viel bedeuten. Ich bezweifle, daß der Haß der Nashornvögel und der Raben ſo ganz ungegründet iſt, und glaube auch, daß der Uhu kleineren Antilopen, jungen Gazellen und Zwergböckchen z. B. gefährlich werden kann. Gerade der Aufenthalt in einem der reicheren, von Zwergböckchen und Perlhühnern belebten Thälern der Samchara ſcheint dafür zu ſprechen; jedoch fehlen mir, wie bemerkt, beſtimmte Beobachtungen.

Die Brutzeit des Uhu fällt in die erſten Monate unſeres Jahres. Im Innern beginnt ſie vielleicht früher, als an der Oſt-Küſte; doch liegen auch hierüber mir noch zu wenig Beobachtungen vor, als daß ich ſichere Angaben machen könnte. Der große Horſt ſteht auf Bäumen, manchmal gar nicht hoch über der Erde, gewöhnlich in einer ſtärkern Gabel der Aeſte

oder, wenn man will, des Stammes. Er besteht ausschließlich aus Reisern, stärkeren und schwächeren, auch sehr dornigen, und ist nach des Ortes Beschaffenheit verschieden gestaltet. Ein Horst, welchen ich am blauen Flusse bestieg, war sehr flach und groß, ein anderer, den ich im Mensathale untersuchte, der engen Astgabel wegen außerordentlich hoch, über drei Fuß, oben aber, bis auf die seichte Mulde, sehr flach. Nur der äußerste Rand erhob sich ziemlich bedeutend über die innere Mulde. Diese ist mit feineren Reisern, aber doch nur sehr unvollkommen ausgekleidet. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß andere Vögel, vielleicht Störche, die eigentlichen Erbauer eines solchen Horstes sind, und daß dieser erst später von dem Uhu in Besitz genommen wurde. Soviel aber ist sicher, daß der Horst viele Jahre nach einander benutzt wird. Bei dem, welchen ich im Mensathale bestieg, war der ganze untere Theil vollständig vermorscht und verfault, und nur der obere zeugte von einiger Nachbesserung. Ich fand in beiden Horsten ein einziges Junge. Eier habe ich niemals erhalten können. Das erste dieser Jungen nahm ich am 23. Februar, das zweite, im Mensathale, am 7. April aus. Beide waren gleichgroß, d. h. noch mit Wollflaum bedeckt. Die Legezeit scheint also ziemlichen Schwankungen unterworfen zu sein.

Bei der ersten Besteigung des in den Urwaldungen am blauen Flusse stehenden Horstes gelang es mir leicht, beide Eltern zu erlegen; bei der letzten schoß der Herzog das Männchen, welches auf demselben Baume gesessen hatte. An derselben Stelle hatte ich einige Tage vorher auf einen Uhu geschossen, ohne ihn zu erlegen; vielleicht war es das Weibchen gewesen, und dasselbe in Folge der erhaltenen Verwundungen zu Grunde gegangen. Beide Male bemerkte ich, daß die Eltern ihrem Sprößling mit hoher Liebe zugethan sind. So vorsichtig der Uhu sonst auch ist, so rücksichtslos benimmt er sich beim Neste. Das erste Paar, dem ich sein Junges raubte, umschwebte mich beim Aufsteigen in nahen Kreisen und gab sich ohne Bedenken dem Tode preis. Ich erlegte den einen, und der andere blieb ruhig auf derselben Stelle sitzen, welche er vor dem Schusse eingenommen hatte, ließ mich das Gewehr wieder laden und sah dann theilnahmlos in das auf ihn gerichtete Gewehr hinein.

Beide jungen Uhus, welche ich ausgenommen habe, wurden nach kurzer Zeit sehr zahm, ob in Folge der guten Behandlung, welche wir ihnen angedeihen ließen, oder aus angeborener Sanftmuth, will ich dahin-

geſtellt ſein laſſen. Soviel iſt jedoch gewiß: niemals habe ich unſeren Uhu in gleicher Weiſe zahm geſehen, wie ſeinen afrikaniſchen Verwandten. Mein erſter Gefangener, welchen ich ſpäter mit nach Europa brachte, erlaubte mir nicht nur, ihn zu berühren und zu ſtreicheln, ſondern ließ ſich, ohne Unruhe zu verrathen oder von ſeinen Krallen Gebrauch zu machen, auf der Hand herumtragen; ja, er geſtattete mir, ihm einen Finger in den Schnabel zu halten, und knapperte an dieſem unter behaglich zwitſchernden Lauten herum, ohne daß es ihm jemals eingefallen wäre, zu beißen. Er war der ſanfteſte Raubvogel, welchen ich je beſeſſen oder geſehen habe. Er ſchien ſich mit ſeinem Loſe vollſtändig ausgeſöhnt zu haben.

Dem eingeborenen Afrikaner fällt es nicht ein, den Uhu zu verfolgen. Er haßt den Vogel zwar, läßt ihn aber ruhig gehen, wie und wohin er will. Wir erlegten ihn zufällig bei unſeren Jagden am Tage und, wie bemerkt, nur zweimal in den Abendſtunden. Sein weiches Gefieder läßt ſchon einen Schuß mit feinem Schrote tödlich werden; mit gröberem Blei ſchießt man ihn regelmäßig herab.

Aus meinen Maßtafeln erſehe ich, daß ich nur die Maße vom Männchen geben kann. Es beträgt:

	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Die Länge	1	11	—	2	—	—	1	11	—
Die Breite	4	10	8	5	—	—	5	1	8
Die Höhe der Fußwurzel	—	2	9	—	2	1	—	2	7
Die Länge d. Mittelzehe ohne Nagel	—	2	1	—	2	1	—	2	2
Die Länge der Hinterzehe	—	—	11,5	—	—	11,5	—	—	12
Die Länge der innern Zehe	—	1	9	—	1	8	—	1	9
Die Länge der äußern Zehe	—	1	6	—	1	6	—	1	5
Die Länge des Schnabels längs der Firſte	—	2	5,5	—	2	6	—	2	5
Die Länge des Unterſchnabels	—	—	—	—	—	—	—	—	7
Die Länge des Schwanzes	—	8	6	—	9	—	—	9	—
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze d. vierten Schwinge	1	4	6	1	5	—	1	5	3

Die Ordnung der Schwungfedern iſt: 4, 5, 3, 6, 2, 7, 1.

Die Farbe der Iris ist ein dunkles Braun, die des Schnabels ein Gelblichbleigrau oder Grünlichblau, die Farbe der Wachshaut ein reines Bleigrau. Das obere Augenlid ist röthlich, die nackte Stelle über den Augen bleigrau gefärbt.

Ueber die afrikanische Ohreule (Bubo [Otus] maculosus) habe ich wenig zu bemerken. Sie ähnelt in ihrem Wesen und in ihrer Lebensweise ganz der unsrigen (Otus sylvestris s. Aegolius Otus). Die großen Urwälder sind auch ihr Aufenthalt; doch findet man sie, obschon selten, zuweilen auch auf Felsen: im Mensathale habe ich eine erlegt, welche hier ihren Tagesschlummer hielt. In dem tiefern Innern trifft man sie nicht gerade selten an, kann sie aber auch keine häufige Erscheinung nennen. Sie ist sehr wenig scheu und läßt sich ganz bequem unterlaufen. Manchmal sitzt sie so fest, daß man sie, wie unsere Ohreule, erst durch Schütteln des Baumes zum Auffliegen bewegen kann.

Ueber ihre Fortpflanzung habe ich keine Beobachtungen gemacht; dagegen bin ich im Stande, ihre Maße zu geben.

Beim Männchen beträgt:

Die Länge	1	Fuß	4	Zoll	—	Linien.
Die Breite	3	„	4	„	—	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	2	„	3	„
Die Länge der Mittelzehe ohne Nagel . .	—	„	1	„	5	„
Die Länge der Hinterzehe ohne Nagel . .	—	„	—	„	9	„
Die Länge der innern Zehe ohne Nagel .	—	„	1	„	2	„
Die Länge der äußeren Zehe ohne Nagel .	—	„	1	„	—	„
Die Länge des Schnabels längs der Firste .	—	„	1	„	7	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	—	„	4	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	6	„	6	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der dritten Schwinge	—	„	11	„	9	„

Die Messung eines Paares, welche ich früher am blauen Flusse erlegte, ergab:

	b. Männchen: Fuß	Zoll	Linien.	b. Weibchen: Fuß	Zoll	Linien.
Die Länge	1	3	—	1	4	6
Die Breite	3	3	6	3	5	6
Die Höhe der Fußwurzel	—	2	6	—	2	6
Die Länge der Mittelzehe ohne Nagel	—	1	3	—	1	3
Die Länge der Hinterzehe ohne Nagel	—	—	9	—	—	9
Die Länge der innern Zehe ohne Nagel	—	1	1	—	1	1
Die Länge der äußeren Zehe ohne Nagel	—	1	6	—	1	6,5
Die Länge des Schnabels längs der Firste	—	1	1	—	1	1
Die Länge des Schwanzes	—	5	10	—	6	4

Die Farbe der Iris ist rothbraun, die des Schnabels dunkelgrau oder bleigrau, die der Füße blaugrau, die des Augenlides fleischroth.

In ganz Nord-Ost-Afrika sind die Nachtschatten häufige Vögel. Namentlich in den Steppenländern hört man sie vor und zu Anfang der Regenzeit oft genug und überall. Sie kommen bis in die Dörfer oder in die Städte herein, umschweben die Wipfel der Palmen und zumal die blühenden Mimosen, betreiben ungescheut vor den Menschen ihre Kerbthierjagd und setzen sich wohl auch auf einen der unmittelbar an den Häusern stehenden Bäume nieder, um dort rasch ein Stückchen ihres, mir ungemein erfreulichen Nachtgesanges zu spinnen. Sie sind überall vertreten: in Nubien, wo nur ein paar Büsche an dem Ufer des Nil sich finden, in Kordofahn, mitten im Graswalde der Steppen selbst.

Ganz anders scheint es in den von uns durchreisten Gebieten des abissinischen Gebirgslandes zu sein. In der Samchara beobachtete ich keinen einzigen Ziegenmelker, und im Gebirge fand ich eine Art, den dreifleckigen Nachtschatten (Caprimulgus tristigma) nur in den tiefsten Thälern auf. Fr. Gerstäcker will in der Nähe des Dorfes Mensa in stillen Abenden den Ruf der Nachtschwalbe vernommen haben und

dadurch an den ſo eigenthümlichen Schrei des „Whip-poor-Will“ erinnert worden ſein: — er hat ſich geirrt und das Gekreiſch einer Eule für die unverkennbare Stimme eines Ziegenmelkers gehalten. Zur Zeit, wo wir uns in Menſa aufhielten, kommt entſchieden keine Nachtſchwalbe in ſolcher Höhe vor. Die kalten Nächte von Menſa treiben ſie einfach nach der milderen Tiefe herab. Eine Wärme von nur 6 bis 8° R. iſt für einen Nachtſchatten nicht genügend, und er meidet ſicherlich eine Gegend, welche ihm, eben der geringen Wärme halber, nur eine dürftige Nahrung verſpricht. Am Fuß des Gebirges und in den tieferen Thälern dagegen vernahmen wir das Spinnen des Ziegenmelkers allabendlich, und eines dieſer Thiere wurde auch bei Abend erlegt. Wie es ſchien, war der Vogel hier unten nicht ſelten, aber er mied die Nähe unſeres Lagers und verrieth blos durch das Spinnen ſein Vorhandenſein. So war ich nicht im Stande, ihn zu beobachten, und muß mich deshalb auf die gegebenen Mittheilungen beſchränken.

Die Tagſchwalben beobachtete ich nur in der tieferen Ebene und namentlich bei Maſſaua in ziemlicher Menge. Im Gebirge waren ſie verhältnißmäßig ſeltene, doch regelmäßige Erſcheinungen.

Bald nach meiner Ankunft erſchienen von Süden her unſere Rauch- und Mehlſchwalbe (Cecropis rustica und Chelidon urbica), ſchweiften in ſtarken Flügen über die Niederungen, hielten ſich aber nirgends lange auf und ſetzten bald ihre Heimreiſe fort. Der abiſſiniſche Segler (Cypselus abyssinicus) ſchien bei Menſa Standvogel zu ſein; aber er war nicht häufig, ſondern trieb ſich nur in Geſellſchaften von höchſtens zehn Stücken umher, vielleicht weil ihm die Umgebungen des Dorfes keine Niſtplätze gewährten. An manchen Stellen vertrat ihn die Felſenſchwalbe (Cotyle obsoleta); aber auch ſie zeigte ſich ungleich ſeltener, als im Nilthale, zumal innerhalb der Katarakten. Für die ſonderbare Seglerſchwalbe (Atticora pristroptera) gilt Daſſelbe: ſie ſah und erlegte ich nur ein einziges Mal. Selbſt die rothſtirnige und die fadenſchwänzige Schwalbe (Cecropis rufifrons und C. filifera) waren nur einzeln; ich erlegte ſie ebenſowenig, wie die große, in

jeder Entfernung erkennbare schwarzsteißige Schwalbe (Cecropis melanocrissa). Zahlreicher vertreten war blos die gestreifte Schwalbe (Cecropis abyssinica): sie schien der eigentliche Hausvogel zu sein.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich dieses vereinzelte Auftreten der in anderen Gegenden Afrikas so häufigen Vögel einzig und allein auf Rechnung der Oertlichkeit und bezüglich auf die Bauart der Hütten schreibe. Der abissinische Segler brütet wahrscheinlich wie sein so nahe verwandter Vetter des innern Afrika (Cypselus parvus), in Blättern der Dompalme; diese aber findet sich bei Mensa nicht. Die Seglerschwalbe, welche nach Rüppells Beobachtungen wie die Felsenschwalbe ihr Nest unter den Gesimsen und in den Spalten der Felswände anlegt, findet ungeachtet der steilen Thalwände, doch nur wenige Orte, welche den allen Nestern so verderblichen Affen- nicht zugänglich sind, und die übrigen, sogenannten Hausschwalben endlich müssen diese wenigen übriggebliebenen Orte mit ihnen theilen, weil die Hütten der Eingeborenen keine Nistplätze für sie bieten. Gerade die rothstirnige Schwalbe sucht sich auch im Sudahn und im Kordofahn immer diejenigen Wohnungen aus, welche aus Lehmziegeln erbaut und mit plattem Dach versehen sind, und meidet die Stroh- oder Reiserhütten, selbst wenn sie gezwungen sein sollte, deshalb auf die Gesellschaft des Menschen zu verzichten und ihr Nest an einem Felsen aufzuhängen. Im Gebirge der Mensa nun fehlen ihnen allen passende Wohnungen gänzlich, und geeignete Felswände sind auch nicht in großer Anzahl vorhanden. Somit bleibt ihnen Nichts übrig, als auszuwandern.

Ueber Lebensweise und Betragen der verschiedenen Schwalbenarten habe ich wenig zu bemerken, zumal wenn ich mich einzig und allein auf meine letztgemachten Beobachtungen beschränken will. Jeder Kundige kann sich das Leben dieser Vögel, deren nahe Verwandte er im Sommer täglich vor sich sieht, leicht vorstellen, und zudem habe ich über das Brutgeschäft des Seglers und der Felsenschwalbe schon früher berichtet. Dagegen will ich wenigstens von drei Arten die Maße folgen lassen, wenn man will, zur Vervollständigung der Angaben, welche wir frühern Forschern verdanken. Von dem kleinen abissinischen Segler erlegte ich nur das Weibchen; bei ihm beträgt:

Die Länge	5	Zoll	10	Linien.
Die Breite	11	„	9	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	4	„
Die Länge der Mittelzehe ohne Nagel	—	„	3	„
Die Länge der Hinterzehe ohne Nagel	—	„	2	„
Die Länge der inneren Zehe ohne Nagel	—	„	3	„
Die Länge der äußeren Zehe ohne Nagel	—	„	3,5	„
Die Länge des Schnabels längs der Firſte	—	„	3	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	1,5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	5	„	—	„
Die Länge des Schwanzes	2	„	6	„

Die Farbe der Iris iſt braun, die des Schnabels ſchwarz, die der Füße bräunlichgrau.

Beim Männchen der Seglerſchwalbe beträgt:

Die Länge	5	Zoll	10	Linien.
Die Breite	11	„	—	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	4	„
Die Länge der Mittelzehe ohne Nagel	—	„	4	„
Die Länge der Hinterzehe ohne Nagel	—	„	3	„
Die Länge der inneren Zehe ohne Nagel	—	„	3	„
Die Länge der äußeren Zehe ohne Nagel	—	„	3	„
Die Länge des Schnabels längs der Firſte	—	„	3	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	1,5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	4	„	2	„
Die Länge des Schwanzes	2	„	11	„

Die Farbe der Iris iſt rothbraun, die des Schnabels ſchwarz, die der Füße ſchwarz mit einem Schimmer ins Röthliche.

Bei der geſtreiften Schwalbe iſt:

	b. Männchen:		b. Weibchen:	
	Zoll	Linien	Zoll	Linien
Die Länge	6	7	6	3
Die Breite	10	10	10	10
Die Höhe des Tarſus	—	5	—	5
Die Länge der Mittelzehe ohne Nagel	—	4,5	—	4

	b. Männchen: Zoll Linien	b. Weibchen: Zoll Linien
Die Länge der Hinterzehe ohne Nagel . . .	— 3,5	— 3,5
Die Länge der innern Zehe ohne Nagel . . .	— 3,5	— 3,5
Die Länge der äußern Zehe ohne Nagel . .	— 3,5	— 3,5
Die Länge des Schnabels längs der Firste . .	— 3,5	— 3,5
Die Länge des Unterschnabels	— 2	— 1,5
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	3 11	3 11
Die Länge des Schwanzes	3 6	3 2

Die Farbe der Iris ist braun, die des Schwanzes schwarz, die der Füße bräunlichschwarz.

Ueber die abissinische Mandelkrähe (Coracias abyssinicus), welche in den Wäldern Ostsudahns sehr häufig ist, mag ich hier aus dem Grunde Nichts mittheilen, weil wir bei Mensa den Vogel nicht beobachteten. — Beinahe Dasselbe gilt auch für den kleinen Eisvogel (Ispidina cyanotis), welcher zwar erlegt, aber nur kurze Zeit beobachtet wurde. Ich war nicht im Stande, Etwas an ihm zu ersehen, wodurch er sich wesentlich von unserm gemeinen Eisvogel (Alcedo ispida) unterschieden hätte. — Die größeren Bienenfresserarten ließen sich nicht nieder, und die einheimische Art (Merops Lafrenayi) bemerkte ich nur zwei Mal, beide Male paarweise auf Bäumen. Soviel ich beobachten konnte, unterscheidet sich dieser Vogel ebenfalls nicht wesentlich von den übrigen Arten. Er ist ebenso harmlos, ebenso zärtlich gegen seine Genossen, wie alle übrigen so anmuthigen Glieder seiner Familie.

Der Flug und die Art und Weise des Nahrungserwerbes ist bei allen Bienenfressern dieselbe, und selbst die Stimme unterscheidet sich nur durch ihre verhältnißmäßige Stärke und die größere oder geringere Tiefe, also sehr unwesentlich. Das bezeichnende „Djep“ ist allen Arten gemein. Anstatt einer Lebensbeschreibung will ich die genauen Maße des Lafrenay'schen Bienenfressers hier geben.

Es beträgt:

	b. Männchen: Zoll	Linien	b. Weibchen: Zoll	Linien
Die Länge	7	11	7	10
Die Breite	11	9	11	9
Die Höhe des Tarsus	—	5	—	5
Die Länge der Mittelzehe ohne Nagel	—	5,5	—	5,5
Die Länge der Hinterzehe	—	3	—	3
Die Länge der innern Zehe	—	4	—	4
Die Länge der äußern Zehe	—	4,5	—	4,5
Die Länge des Schnabels längs der Firste	1	3	1	3
Die Länge des Unterschnabels	—	8	—	8
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der dritten Schwinge	3	6	—	—
Die Länge des Schwanzes	3	2	3	2

Die Farbe der Iris ist lebhaft karminroth, die des Schnabels schwarz, die der Füße schwärzlich.

Die Narina (Trogon Narina) habe ich nur ein einziges Mal im Mensathale gesehen, aber nicht erlegt, weil mir das Schrotgewehr gerade nicht zur Hand war. Der prachtvolle Vogel kam mit sanftschwebendem, weichen Fluge lautlos an, setzte sich in einer Höhe von ungefähr 80 Fuß über mir auf einen niederen Mimosenbusch an der Felswand, bauchrednerte hier ein wenig, fing gewandt einen vorbeifliegenden Tagfalter, kehrte nach Bienenfresserart auf denselben Ast zurück und flog so still und lautlos, als er gekommen war, wieder davon, ehe mein Diener mit dem Gewehr bei mir eintraf.

In seinem ganzen Sein und Wesen hat die Narina etwas so Eigenthümliches, daß man ihn unmöglich verkennen kann. Im Sitzen hält er sich sehr aufrecht, der Schwanz hängt schlaff gerade abwärts, der Kopf wird tief eingezogen.

Ich glaube nicht, daß die Narina wirklich so selten ist, wie die bisherigen Reisenden meinen und ich selbst nach meinen Beobachtungen folgern sollte. Gerade die Bergwände, an deren einer ich sie traf, sind

ſo günſtig für derartige Vögel, wie ſie nur ſein können, und erſchweren die Beobachtung und bezüglich Verfolgung im allerhöchſten Grade. Ein Querthal, welches ein Vogel in wenig Augenblicken durchfliegt, eine Felswand, an welcher er um hundert Fuß weiter auf- oder niederſtreicht, thürmen vor dem Verfolger geradezu unüberwindliche Hinderniſſe auf. Auch von vielen andern Vögeln glaubte ich Anfangs, daß ſie höchſt ſelten wären, und fand ſie dann an den ihnen eigentlich zuſagenden Orten in großer Menge auf.

Ich will unentſchieden laſſen, ob der Wiedehopf, welchen ich einzeln in der Samchara beobachtete und bei Menſa erlegte, unſere Upupa epops oder ſein Vertreter vom Senegal, Up. senegalensis war; ſoviel aber kann ich verſichern, daß der betreffende Vogel von dem unſrigen auffallend ſich nicht unterſcheidet.

Nordoſtafrika iſt für die Wiedehopfe ein überaus günſtiges Gebiet. Sie finden dort ſo recht eigentlich Alles, was ſie bedürfen. Nicht das Vieh iſt es, welches für die Nahrung dieſer ſchmuzigen Geſellen ſorgt, ſondern der Menſch. So fleißig auch die Geier ſind, — allen Unrath können ſie doch nicht abräumen, und genug bleibt für diejenigen Vögel, welche, wie der „Hud-Hud", Kothhaufen als höchſt erquickliche Gegenſtände betrachten.

Namentlich in Egipten iſt der Wiedehopf ein gemeines Thier. Er findet ſich in jedem Dorfe, in jeder Stadt; denn überall giebt es für ihn reichliche Beſchäftigung. Die ſchamloſe Ungezwungenheit der Araber richtet ihm jeden Winkel zu einem vielverſprechenden Nahrungsfelde her, und die Gutmüthigkeit, oder wohl richtiger, Gleichgiltigkeit der Leute erlaubt es ihm, ſein Geſchäft in der ungeſtörteſten Weiſe zu betreiben. Unbekümmert um den Menſchen, der ſich gerade anſchickt, die Kerbthiere auch Etwas verdienen zu laſſen, treibt ſich der Vogel auf dem ihm wohlbekannten Miſtplatze umher; ja, er kennt den Charakter ſeines hauptſächlichſten Ernährers ſo genau, daß er geradezu in deſſen Wohnungen ſich anſiedelt, daß er in irgend einer Hütte des Egipters oder Nubiers ein Loch ſich zum Brutplatz auswählt und dort ſeine ſtinkende Kinderſchaar heranzieht. Wer, wie ich, in Thüringen geboren wurde und ſelten Ge-

legenheit hatte, den so närrischen und anmuthigen Gesellen oft zu beobachten, kann dort alle Forschergelüste befriedigen, ohne sich anzustrengen. Er braucht blos aus dem Fenster seines Hauses hinab in den Hof oder in den Garten zu sehen, er braucht blos durch das Dorf zu gehen, das „Hud-Hud" tönt ihm überall entgegen; von den Häusern herab, von den höchsten Bäumen, von der halbzerrissenen Lehmmauer oder von einem widerlich duftenden Erdhügel hinter einer nicht allen Blicken ausgesetzten Mauer.

Im Ostsudahn ist der Wiedehopf seltener, und auf unserer letzten Reise fand ich ihn nur ein paar Mal auf und, wie sich eigentlich von selbst versteht, ebenfalls auf den Plätzen, welche die edle Bewohnerschaft der Dörfer allmorgentlich mit neuem Unrath versieht.

Ich gebe die Maße des von mir erlegten Weibchens, obgleich dieselben nicht unwesentlich von denen des unsrigen abweichen, und füge ihnen zur Vergleichung die Maße eines in Spanien erlegten Weibchens bei. Es betrug:

	b. afrikanischen: Fuß	Zoll	Linien	b. spanischen: Fuß	Zoll	Linien
Die Länge	—	10	1	—	10	9
Die Breite	1	6	6	1	4	3
Die Höhe des Tarsus	—	—	8,5	—	—	9
Die Länge der Mittelzehe	—	—	7	—	—	8,5
Die Länge der Hinterzehe	—	—	5,5	—	—	5,5
Die Länge der innern Zehe	—	—	5,5	—	—	5,5
Die Länge der äußern Zehe	—	—	6	—	—	6,5
Die Länge des Schnabels längs der Firste	—	1	9	—	1	10
Die Länge des Unterschnabels	—	1	2	—	1	4
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	—	4	10	—	5	3
Die Länge des Schwanzes	—	3	10	—	4	—

Die Farbe der Iris ist bei dem einen wie bei dem andern ein dunkles, fast wie schwarz erscheinendes Braun, der Schnabel ist hornschwarz, der Fuß bleigrau oder graublau gefärbt.

Ich habe geglaubt, die afrikaniſchen wiedehopfähnlichen Vögel, welche man unter dem Sippennamen Promerops vereinigt, „Baumwiedehopfe“ nennen zu dürfen, weil dieſer Name am richtigſten ihrem Weſen entſpricht.

Unſere Vögel finden ſich in Nordoſtafrika nur in den eigentlichen Tropen, nach meinen Beobachtungen nicht nördlich vom ſechszehnten Grade der Breite. Sie ſind Waldbewohner und kommen höchſtens auf die Blößen im Walde heraus. In baumfreien Ebenen ſieht man ſie nie. Die einzige Art, welche wir bei Menſa vorfanden (Promerops erythrorhynchos), lebt regelmäßig in Geſellſchaften; die übrigen in Oſtafrika vorkommenden Verwandten (Pr. cyanomelas und Pr. minor) findet man paarweiſe oder einzeln. Erſterer iſt unbedingt unter allen der anziehendſte; denn die letzteren ſind höchſt langweilige, unbedeutende Vögel, während jener ſich bemerklich zu machen weiß.

Schreiend und lärmend huſcht und fliegt und klettert eine Geſellſchaft von vier bis zehn Stücken dieſes ſchönen Vogels durch den Wald. Jede Blöße wird abgeſucht, jeder Buſch durchkrochen, jeder Baumſtamm beſichtigt. An ſchiefen Stämmen klettert die ganze Bande beinahe mit Spechts gewandheit empor, an ſenkrechten hält ſie ſich wenigſtens auf Augenblicke an der zerriſſenen Borke feſt, und unterſucht nun, den feinen, zierlichen Schnabel in jede Ritze ſteckend, die tiefgelegenen Schlupfwinkel der Kerbthiere. Dem Wiedehopfe ähnelt unſer Vogel darin, daß er ſehr häufig auch die Miſtkäfer aufliest, dem Specht deshalb, weil er die Ameiſenarten beſonders berückſichtigt. Von den einen wie von den andern nimmt er einen höchſt unangenehmen Geruch an, und dieſer iſt, je nach der Lieblingsnahrung, ein verſchiedener. Gewöhnlich ſtinkt er nach Ameiſen, gar nicht ſelten aber auch, wie der Wiedehopf, nach Dünger und zuweilen ganz abſcheulich nach Moſchus.

Wenige andere Vögel habe ich kennen gelernt, welche ſo treuinnig an einander halten, wie die Baumwiedehopfe. Der Jäger, welcher es geſchickt anfängt, kann eine ganze Geſellſchaft nach einander niederſchießen. Sobald aber der erſte gefallen, fliegen alle Mitglieder des Trupps herbei, ſetzen oder hängen ſich auf Aeſte oder Stämme der naheſtehenden Bäume über dem Verendeten auf, ſchreien kläglich, ſchlagen mit den Flügeln und ſchauen entſetzt auf ihn hinunter. Ein zweiter Schuß und deſſen Wir-

kung macht ſie nicht etwa ängſtlich oder ſcheu, ſondern nur noch beharrlicher in ihrer Todtenklage; höchſtens theilt ſich dann der Trupp, und während die Einen bei der erſten Leiche verharren, umſchwärmen die Uebrigen die zweite. So mögen ſich ihre Reihen lichten wie ſie wollen, auch der Letzte noch hält bei den getödteten Gefährten aus: kurz, wenn man Einen erlegt, hat man ſie alle in ſeiner Gewalt. Daß dieſe Todtenklage aus wirklichem Mitgefühl entſpringt, ſieht der Beobachter bald. Allerdings kommt auch die Möve oder die Seeſchwalbe herbei, wenn man eine ihrer getödteten Mitſchweſtern in die Luft wirft; das aber geſchieht wahrlich nicht aus Freundſchaft, ſondern aus einem unedlen Futterneid. Die Lebenden meinen, daß die, welche von dem Geſchoß ereilt oder welche in die Höhe geworfen wurde und jetzt niederſtürzt, einen recht guten Fang gethan habe, und eilen ſo ſchnell wie möglich herzu, um ihr, wenn es angeht, den Biſſen vom Munde wegzuſchnappen. Die Baumwiedehopfe dagegen ſind während ihres ganzen Lebens ſo friedliche Geſchöpfe, hängen ſo treu, ſo zärtlich an einander, rufen mit ſo großer Freude die übrigen herbei, wenn ſie einen ergiebigen Weideplatz finden, daß ſolche Beweggründe ihnen unmöglich untergelegt werden können. Sie ſehen entſetzt dem Walten des Verhängniſſes zu, und ihre Trauer läßt ſie ihre Sicherheit vergeſſen.

Die Bewegungen des Baumwiedehopfes ſind verhältnißmäßig ſehr raſch. Trotz der kurzen Beine läuft der Vogel gar nicht ſo ſchlecht, wie man wohl vermuthen ſollte, und dafür klettert er, ſeiner Ausrüſtung angemeſſen, außerordentlich gut. Der Flug iſt weich, aber ziemlich fördernd; er beſteht aus einigen raſchen Flügelſchlägen und einem hierauf folgenden Dahingleiten. Nicht ſelten werden auch Bogenſchwingungen ausgeführt.

Ueber das Brutgeſchäft unſeres Vogels weiß ich Nichts anzugeben. Heuglin ſagt, und jedenfalls mit vollem Rechte, daß er in hohlen Bäumen niſte. Ob die Geſellſchaften immer aus den beiden Alten und der Kinderſchar beſtehen oder durch Vereinigung mehrerer Paare entſtanden ſind, weiß ich nicht, glaube aber, das Letztere annehmen zu dürfen, weil man unter ihnen immer mehr, an dem längeren und hochrothen Schnabel leicht erkenntliche, alte Vögel, als Junge findet.

Auf unſerer letzten Reiſe habe ich nur zwei Baumwiedehopfe, einen alten und einen jungen, meſſen können.

Es beträgt:

	b. alten Weibch.: Fuß	Zoll	Linien	b. Jungen: Fuß	Zoll	Linien
Die Länge	1	4	—	—	11	10
Die Breite	1	5	2	1	4	10
Die Höhe des Tarsus	—	—	11	—	—	11
Die Länge der Mittelzehe	—	—	11	—	—	11
Die Länge der innern Zehe	—	—	7	—	—	7
Die Länge der äußern Zehe	—	—	8,5	—	—	8,5
Die Länge der Hinterzehe	—	—	8	—	—	7,5
Die Länge des Schnabels längs der Firste	—	2	2	—	1	4
Die Länge des Unterschnabels	—	1	6	—	—	8
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	—	5	8	—	5	2
Die Länge des Schwanzes	—	8	7	—	5	10

Die Iris ist braun, der Schnabel bei den Alten korallenroth, bei den Jungen röthlichschwarz, der Fuß bei beiden korallenroth.

Abissinien ist, wie Westafrika, ein Hauptwohnsitz der Honigsauger, welche durch die Pracht ihres Gefieders Jedermann und durch ihr anmuthiges Wesen den Forscher so unendlich erfreuen. Schon oben habe ich bemerkt, daß in den von uns durchreisten Gebieten jede Art ihren besonderen Wohnsitz zu haben scheint. Der Honigsauger, welcher die Samchara bevölkert, verschwindet in der Höhe des Gebirges, ja selbst derjenige, welcher in den tieferen Gebirgsthälern lebt, fliegt aus diesen nicht auf die kahlen Ebenen heraus. Aber die Wohnsitze der verschiedenen Arten gehen so allgemach in einander über, daß man das Fehlen der einen Art erst gewahr wird, wenn man die andere vor sich sieht.

Es scheint mir nothwendig, die verschiedenen Honigsauger, welche ich auffand, besonders zu besprechen.

In der Samchara lebt nach meinen Beobachtungen ausschließlich der „Abu-Risch“ oder „Federträger“ der Araber (Nectarinia metallica), wie bekannt, eine der am weitesten verbreiteten Arten der ganzen

Familie. Er iſt der erſte Tropenvogel, welchem man begegnet, wenn man von Norden herkommend ins Innere Afrikas eindringt, und obſchon er im Norden einzeln zu finden iſt, reicht er doch bis weit über die Grenze hinaus, welche andere, mit ihm in derſelben Heimat lebende Vögel ſtreng inne halten. Ihm begegnet man, ſobald man den Wendekreis überſchritten hat; ihn fand ich ſchon bei Korosko und Derr in Nordnubien auf. In Mittelnubien fehlt er aus dem einfachen Grunde, weil die Gegend zu arm iſt, ihn zu ernähren, weil die ſchwarzen Felsmaſſen zu beiden Seiten des Nil, des einzig Lebendigen in dieſer Wüſte, nicht einmal der ſo wenig begehrenden Mimoſe Raum geben. Da aber, wo die Mimoſe ſich wieder zeigt, fehlt auch ſicherlich unſer Vögelchen nicht. Denn der Baum iſt ſein Ein und Alles: auf ihm beginnt, auf ihm verfließt, auf ihm endet ſein Leben! Wenn er wirklich ein Mal den Iſchr (Calotropis procera) beſucht, ſo hält er ſich doch dort nur auf, um raſch die großen und kerbthierreichen Blüthen zu beobachten, oder aber, um die ihm zum Bau ſeines Neſtes ſo erwünſchte Pflanzenwolle dieſes Strauches aufzuſammeln. Es ſind nur Beſuche, welche er auf dem Strauche macht. Das Gleiche gilt für einige Nutzpflanzen, welche in den Gärten der Stadt gezogen werden, namentlich für den Feigenkaktus, deſſen große gelbe Blüthen von Kerbthieren ſehr heimgeſucht werden. Immer kehrt er bald wieder zu ſeiner Mimoſe zurück; ſie bietet ihm, was er bedarf, erwünſchtes Obdach und Nahrung in Fülle.

Man ſieht unſere Honigſauger regelmäßig paarweiſe, an günſtigen Orten aber ſehr häufig. Jedes Paar bewohnt ein beſtimmtes Gebiet und beſucht hier die blühenden Bäume in ihm ziemlich regelmäßig nach einander. Der Abu-Riſch iſt ein echter Sonnenvogel. Morgens und Abends iſt er ruhig und ſtill; aber wenn der heiße Mittag über der Erde liegt und die Glutſtrahlen der ſcheitelrecht herabblitzenden Sonne alle anderen Vögel einem kühlen, ſchattigen Plätzchen zugeſchencht haben, wenn ſie alle der Ruhe pflegen: da treibt er es am luſtigſten. Von Blüthe zu Blüthe geht ſein Flug — freſſend, ſchreiend, ſingend, immer in treuer Gemeinſchaft mit ſeinem Weibchen! Vor anderen Vögeln ſcheut er ſich wenig, und auch den Menſchen geſtattet er, nahe zu ihm heranzukommen und ihn zu beobachten. Wenn man eine gerade recht in Blüthe ſtehende Mimoſe gefunden hat, braucht man ſich nur unter ihr aufzuſtellen, und man wird ſelten längere Zeit auf ihn warten müſſen.

Mit raschem, schwirrenden Flug kommt er an, setzt sich zwischen die Dornen in das Gezweige hinein, schaut sich sehr sehnsüchtig nach seinem Weibchen um, ruft ihm zärtlich sein „Tschäi, Tschähi, Tschä, Tschi", den Lockton seiner Art, entgegen und beginnt nun rasch die Blüthen zu untersuchen. Dabei richtet er sich hoch auf und legt das Gefieder ganz glatt an den Leib, so daß er sehr schlank erscheint, fliegt von einer Blüthe zur anderen und steckt in jede derselben drei oder vier Mal sehr rasch nach einander das Schnäbelchen ein, um die verschiedenen Kerfe, welche sich im Innern aufgesammelt haben, herauszuholen. Aber nicht blos die kleinen Kerbthiere bilden seine Nahrung; er hascht auch nebenbei rasch eine Fliege weg und folgt einer solchen oder einem anderen summenden Insekt auch ein Stückchen in die Luft nach. So oft er eine Blüthe ausgesucht hat, schreit er gleichsam fröhlich auf und fliegt dann ein wenig weiter, einer zweiten Blüthe zu, und das Weibchen folgt ihm überall hin getreulich nach.

Beide Gatten eines Paares sind außerordentlich zärtlich gegen einander, und namentlich das Männchen überhäuft sein Weibchen förmlich mit Artigkeiten aller Art. Außer dem Lockton, welcher höchst zart hervorgestoßen wird, singt es ihm ein ganz hübsches Liedchen vor. Der Gesang pflegt mit der Strophe „Ta, tai, iti" zu beginnen und geht dann nach Art mancher Schilfsänger weiter, ziemlich verworren, mit spinnenden und schnarrenden Tönen untermischt. Der Sänger sträubt dabei die Kopffedern, läßt die Flügel hängen und breitet sie ein wenig, stelzt den Schwanz, so daß er fast senkrecht steht, dreht und wendet sich nach allen Seiten hin und spiegelt sein Gefieder im Strahl der Sonne. Wie der Pfau, weiß er die Pracht der Farben wohl zu würdigen und bemüht sich deshalb auch, jeden Theil seines schönen Gewandes im besten Lichte zu zeigen. Das Weibchen äfft ihm in komischer Weise jede Bewegung nach, soweit ihm Dies möglich ist. Ebenso groß, wie die Zärtlichkeit des Abu-Risch, ist aber auch seine Eifersucht. Er duldet kein anderes Männchen in seinem Gebiet und fällt über jeden Eindringling mit Heftigkeit her, verfolgt ihn aufs eifrigste durch die Luft und die nächsten Dornen hindurch und rastet nicht eher, als bis er ihn vollständig aus den Grenzen seines Reiches vertrieben hat.

Die Brutzeit unseres Vögelchens ist in den verschiedenen Ländern seines Wohngebietes nicht dieselbe. In Südnubien und in der Samchara

beginnt der Neſtbau ſofort nach vollendeter Mauſer: im März und April; im eigentlichen Sudahn dagegen fand ich Neſter im Spätſommer, nach Anfang der Regenzeit. Ich vermag der Beſchreibung des Neſtes, welche Ehrenberg in ſeinem Werke giebt, eigentlich Nichts hinzuzufügen; doch will ich bemerken, daß es gewöhnlich zwiſchen ſechs und funfzehn Fuß über dem Boden hängt. Die meiſten, welche ich fand, konnte ich bequem mit der Hand erlangen.

Welche Feinde unſer Honigſauger und ſeine Verwandten außer dem ſammelnden Naturforſcher eigentlich haben, vermag ich nicht zu ſagen. Ich habe nie geſehen, daß irgend ein Raubvogel nach einem Honigſauger geſtoßen hätte. Die Gewandtheit der kleinen Geſellen und die Dornen der Mimoſen, zwiſchen denen ſie ſich beſtändig herumtreiben, ſchützen ſie gegen Angriffe der Sperber und anderer Falken. Dagegen werden die Neſter unzweifelhaft ebenſo gut, wie alle anderen, von den Affen geplündert, wenn dieſe ſie erreichen.

Den abiſſiniſchen Honigſauger (Nectarinia abyssinica) habe ich zu wenig beobachtet, als daß ich angeben könnte, in welchen Stücken er von dem eben beſchriebenen abweicht. Auf unſerer Reiſe wurde nur ein einziges Paar erlegt, obwohl wir das Thierchen in dem untern Theil des Chor von Menſa oft bemerkten. Soviel ich beobachten konnte, lebt auch dieſe Art ſtreng paarweiſe auf einem kleinen Gebiet, welches ſie mit derſelben Eiferſucht zu bewachen ſcheint, wie der Abu-Riſch. Auf der Hochebene von Menſa fand ich ſie nicht ein einziges Mal; ſelbſt die den andern Verwandten ſo außerordentlich behaglichen Dickungen an den Ufern des Bächleins beherbergten ſie nicht. Es wollte faſt ſcheinen, als wären ſie von da eben förmlich verbannt. —

Dafür beobachtete ich die dort einheimiſche Art, Nectarinia affinis, um ſo häufiger. Sie war in derſelben Menge zu finden, als ihre langſchwänzigen Verwandten unten in der Samchara, und ſchien dieſe vollſtändig zu vertreten. In der Höhe des Gebirges iſt die Mimoſe verhältnißmäßig ſelten geworden, und der ähnliche Honigſauger muß ſich deshalb mit anderen Blüthen begnügen. Er treibt ſich hauptſächlich auf den blühenden Cacteen umher und macht ſich mit den hier ſo zahlreichen Winden zu ſchaffen. Im Uebrigen ähnelt er in Lebensweiſe und Betragen dem Abu-Riſch, und auch der kurze, durchaus nicht unangenehme Geſang hat mit dem ſeines Vetters die größte Aehnlichkeit. Die Paare

halten ebenſo treu zuſammen, wie die der beiden Vorhergehenden, und das Männchen iſt nicht minder zärtlich gegen das Weibchen, wenn ich auch bei ihm die ſonderbaren Geberden nicht beobachtet habe.

Während meines zweiten Aufenthaltes in Menſa waren die ähnlichen Honigſauger theilweiſe noch in vollſtändiger Mauſer, nichtsdeſtoweniger begann ſchon das Brutgeſchäft. Ein Paar, welches ſein Neſt faſt fertig hatte, prangte noch nicht einmal im Hochzeitskleide; das Männchen war noch ziemlich ſtark in der Mauſer. Ich fand das Neſt in einem Strauch, höchſtens drei Fuß über dem Boden, zwiſchen den Blättern des Strauches und einer Winde, mit denen es theilweiſe verflochten war. Es beſteht aus feinen Rindenſtückchen und Rispen, Blüthenfaſern, zarten Grashalmen und Pflanzenwolle, beſitzt eine beutelförmige Geſtalt und oben einen ſeitlichen Eingang und iſt innen mit Haaren und Wolle ausgefüttert. Der Eingang war durch ein breites Blatt gedeckt. Die Vögel bauten acht Tage lang eifrig, ehe ſie es vollendet hatten; bei unſerm Abgang war aber noch keins der Eilein gelegt worden.

Die von mir genommenen Maße weichen ein wenig von denen ab, mit welchen uns Rüppell auf Seite 87 ſeiner „Neuen Wirbelthiere“ bekannt gemacht hat. Ich habe leider nur Männchen gemeſſen. Bei den drei Stücken, welche in meinen Maßtafeln eingetragen wurden, ſind alle Maße ſich vollſtändig gleich.

Es beträgt:

Die Länge	4	Zoll	2	Linien.
Die Breite	6	„	3	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	7	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	4,5	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	3	„
Die Länge der innern Zehe	—	„	3,5	„
Die Länge der äußern Zehe	—	„	3,5	„
Die Länge des Schnabels längs der Firſte	—	„	8	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	1	„	11	„
Die Länge des Schwanzes	1	„	2	„

Die Farbe der Iris iſt ein lichtes Braun, Schnabel und Füße ſind ſchwarz. —

Auf einem meiner Jagdausflüge erlegte ich einen Honigsauger, welchen ich nur für Nectarinia famosa halten kann. Ich hatte jedoch nicht Zeit, ihn zu beobachten, und kann deshalb hier blos die Maße desselben angeben.

Sie sind (beim Männchen) folgende:

Die Länge	8	Zoll	7	Linien.
Die Breite	8	„	11	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	8,5	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	5	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	4	„
Die Länge der innern Zehe	—	„	4	„
Die Länge der äußern Zehe	—	„	4,5	„
Die Länge des Schnabels längs der Firste	1	„	3,5	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	10	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	2	„	10	„
Die Länge des Schwanzes	2	„	6	„

Die Iris ist braun, Schnabel und Füße sind schwarz.

Auch mit dem blutfleckigen Honigsauger (Nectarinia cruentata) habe ich mich nicht vertraut machen können. Das erste Männchen, welches ich sah, blieb auch das einzige, das uns vorkam, und selbstverständlich behält der Jäger im Anfang stets die Oberhand über den Forscher. Der Prachtvogel zog meine Aufmerksamkeit auf sich, und ich schoß ihn von einem der höhern Bäume herab, ohne ihn erkannt zu haben.

Alle größeren Honigsauger unterscheiden sich in ihrem Betragen wesentlich von den kleineren: sie sind viel ruhiger, stiller, und ihr Flug erinnert mehr an den der Baumläufer, als an das behende Dahinschwirren ihrer kleineren Verwandten. Mehr weiß ich vom Betragen nicht mitzutheilen.

Die Maße des Männchens sind folgende:

Die Länge	5	Zoll	9	Linien.
Die Breite	8	„	8	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	7	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	5,5	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	3,5	„
Die Länge der innern Zehe	—	„	4	„

Die Länge der äußern Zehe	— Zoll	4,5	Lin.
Die Länge des Schnabels längs der Firste . . .	— „	11	„
Die Länge des Unterschnabels	— „	8	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze .	2 „	7	„
Die Länge des Schwanzes	2 „	1	„

Die Farbe der Iris ist braun, Schnabel und Füße sind schwarz. Unter den Schwingen ist die vierte die längste, auf sie folgt die dritte, dann die fünfte, sechste, zweite und siebente.

Abissinien ist verhältnißmäßig reich an Singvögeln. Seine Wälder haben Sang und Klang, wie die unsrigen, und gar oft hört man mit inniger Freude ein wohlbekanntes Lied. Das stammt von irgend einem der Heimatsgenossen her, welchen bei seiner Winterreise das schöne Gebirge anzog und auf Monate fesselte. Aber auch alle einheimischen Arten der Sänger sind wohlerfahren in der edlen Kunst und versuchen, mit ihren reicher begabten, nordischen Verwandten nach Kräften zu wetteifern.

Der rothstirnige Buschschlüpfer (Drymoica rufifrons) zumal ist ein gar flotter und fröhlicher Sänger und schmettert sein anmuthiges Lied aus jedem Busche hervor. Besonders auf der Hochebene von Mensa ist er häufig. Hier überzieht niederes Gesträuch auf große Strecken hin den Boden und bildet Dickichte, welche für die schilfsängerartigen Buschschlüpfer alle Annehmlichkeiten des Lebens vereinen. Hier darf man mit Sicherheit darauf rechnen, in jedem Gebüsch ein oder zwei Paare unseres Vogels zu finden. Aber er ist ein Schilfsänger in seinem ganzen Sein und Wesen; man hört ihn wohl, sieht ihn jedoch nur auf Augenblicke. Das Gebüsch ist seine Welt; aus ihm entfernt er sich nur dann, wenn der Sangesdrang gar zu mächtig wird und ihn schwebenden Fluges emportreibt. Dies thut er nicht so häufig, als andere seiner Verwandten, welche hierin ganz dem südeuropäischen Cisteneggensänger (Caricicola cisticola) gleichen. Gewöhnlich bleibt er auch während des Singens in seinem Buschwerk versteckt. Sein Lied ist ein echter Schilfsängergesang; doch wage ich nicht, eine Vergleichung zu machen, weil mir die Schilfsänger selbst wenig bekannt sind und ich Unsicheres nicht bieten mag. Nach dem eifrigen Singen zu schließen, mußte das Vögelchen während

unſeres Aufenthaltes gerade brüten; ich bemühte mich aber vergebens, ein Neſt von ihm zu erhalten: das eben Angeführte iſt Alles, was ich über ihn zu berichten weiß. Nicht einmal die Maße kann ich geben. Ich gedachte den Vogel, welchen ich oft, meiſtens aber in allzugroßer Nähe geſehen habe — alſo auch richtig beſtimmen konnte — ſo nebenbei mit zu ſchießen: das Fieber aber beendete meine Arbeiten früher, als ich es wünſchte.

Kaum mehr weiß ich über Camaroptera brevicaudata mitzutheilen. Dieſer nette Vogel vertritt in jeder Hinſicht unſere Laubſänger. Wie dieſe fliegt er paarweiſe oder in kleinen Familien von Buſch zu Buſch, von Baum zu Baum, wie dieſe iſt er auf dem Boden ebenſo heimiſch, als in dem Gelaub hochwipfeliger Bäume. Im niederen Geſträuch findet man ihn noch am öfterſten. Von hier aus fliegt er zu den blühenden Kräutern, z. B. zu den Cacteen, unterſucht deren Blüthen nach Honigſaugerart und kommt ſelbſt bis auf den Boden herab, um hier Kerbthiere aufzuleſen. Er iſt ein ſtiller, ruhiger Geſell, von dem man kaum einen Laut vernimmt; wenigſtens habe ich ihn minutenlang beobachtet, ohne einen Ton von ihm zu hören.

Die von Rüppell auf Seite 53 ſeines Atlas gegebenen Maße unſeres Vogels ſcheinen mir nach getrockneten Bälgen genommen zu ſein; deshalb will ich die von mir an friſchgeſchoſſenen Vögeln entnommenen hier folgen laſſen. Bei zwei Männchen beträgt:

Die Länge	4 Z. 11 L.	u. 4 Z. 6 L.
Die Breite	7 „ 3 „	„ 7 „ 6 „
Die Höhe des Tarſus	— „ 8 „	„ — „ 7,5 „
Die Länge der Mittelzehe	— „ 5 „	„ — „ 4,5 „
Die Länge der Hinterzehe	— „ 3 „	„ — „ 3 „
Die Länge der innern Zehe	— „ 3,5 „	„ — „ 3,5 „
Die Länge der äußern Zehe	— „ 4 „	„ — „ 3,5 „
Die Länge des Schnabels längs der Firſte	— „ 6 „	„ — „ 5,5 „
Die Länge des Unterſchnabels	— „ 3 „	„ — „ 3 „
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der dritten Schwinge	2 „ 4 „	„ 2 „ 1 „
Die Länge des Schwanzes	1 „ 1 „	„ 1 „ 8 „

Die Iris iſt lichtbraun, der Schnabel blauſchwarz, der Fuß bleigrau.

Faſt möchte es ſcheinen, als wäre der von mir gemeſſene Vogel gar nicht die „Sylvia brevicaudata“ unſeres Rüppell; namentlich der Unterſchied in der Tarſuslänge iſt auffallend. Das Thier ſtimmt aber in allem Uebrigen ſo vollkommen mit der Rüppell'ſchen Abbildung überein, daß ich nicht wage, es für eine beſondere Art zu halten. — Bemerken will ich noch, daß ich im Kordofahn den Kurzſchwanz niemals geſehen habe. —

Ueber den Laubſänger der dortigen Gegend (Ficedula umbrovirens) und unſeren Mönch (Curruca atricapilla) habe ich Nichts zu ſagen. Der erſtere ähnelt ſeinem Gattungsverwandten vollſtändig, und der letztere iſt eben unſer alter guter Bekannter in der Winterherberge. — Auch über die abiſſiniſche Baum-Nachtigall (Aedon minor) weiß ich nach der früher von mir gegebenen Lebensbeſchreibung der abiſſiniſchen Verwandten (Cabanis, Journal für Ornithologie, Jahrgang 1858 S. 51. und folgende) wenig mitzutheilen. Sobald man bei Maſſaua den Fuß an die Küſte des afrikaniſchen Feſtlandes ſetzt, ſieht man dieſen ſo zierlichen und beweglichen Vogel paarweiſe recht häufig. Er bevorzugt hier das niedere Gebüſch und findet ſich ebenſowohl auf den Schorageſträuchen, als auf den Euphorbien, welche in den Niederungen ſich ausbreiten. Im Umkullu iſt er Gartenvogel; ſein hübſches Lied iſt es, welches Einem zuerſt entgegentönt. Ihn ſieht man auf allen Büſchen zwiſchen den Strohhäuſern des Dorfes; denn er vertraut dem Menſchen und kommt dreiſt bis zu der Thür von deſſen Wohnung heran. In ſeiner Lebensweiſe und im Betragen ähnelt er vollſtändig ſeinem ſüdeuropäiſchen Verwandten. Gleichwohl muß ich Cabanis entſchieden Recht geben, daß er ihn von letzterem getrennt hat; denn die abiſſiniſche Baum-Nachtigall iſt unter allen Umſtänden kleiner, als jene. Ich vermag nicht, Dies jetzt mit Zahlen nachzuweiſen, weil ich die Maße des abiſſiniſchen Vogels nicht beſitze; aber ich darf es behaupten, da derſelbe Vogel von mir früher im Sudahn öfters geſchoſſen und ſpäter mit jenem verglichen wurde.

Unſer Steinſchmätzer (Saxicola oenanthe) iſt auch nur Wintergaſt in der Samchara und der ſandfarbene Verwandte (Saxicola isabellina), welcher ihn als ſtändige Art vertritt, im Betragen und Weſen von ihm nicht unterſchieden.

Anders verhält es ſich mit dem dunklen Steinſchmätzer (Saxicola lugubris); er iſt der Trauerſteinſchmätzer unſeres Gebietes.

Auf den großen Felsblöcken, welche bei Meuſa im wirren Durchein-

ander auf allen Gehängen liegen und gewissermaßen eine eigne Welt für sich bilden, findet sich der dunkle Steinschmätzer sehr häufig, meist paarweise, doch auch in kleinen Familien. In seiner Lebensweise und im Betragen hat er mich lebhaft an den eigentlichen Trauersteinschmätzer (Dromolea leucura) erinnert, welchen ich in Cabanis Journal (Jahrgang 1858, Seite 55 und folgende) und wiederholt in meinem „Leben der Vögel" beschrieben habe. Wie dieser, ist er ein echter Felsenbewohner, wie dieser, einer der lebendigsten Vögel im ganzen Gebirge; die Stimme und der Gesang dagegen erinnern an unseren gemeinen Steinschmätzer. Der Gesang ist ungleich ärmer, als jener seines so begabten Verwandten.

Die Färbungen unseres Vogels scheinen nach Alter und Geschlecht ziemlich verschieden zu sein. Ein altes Männchen, dasselbe, dessen Maße ich zuerst geben werde, war ganz schwarz, nur der Kopf aschgrau; der Bürzel röthlich oder rostgelblich; bei anderen war auch der ganze Bauch graulichweiß, der Bürzel und Steiß rostweiß; der übrige Körper dagegen schwarz, wie bei den übrigen.

Die Maße sind folgende:

	beim Männchen:				beim Weibchen:			
	Z.	L.	Z.	L.	Z.	L.	Z.	L.
Die Länge	6	1	5	11	5	9	5	6
Die Breite	9	9	9	8	9	8	9	7
Die Höhe des Tarsus	—	11	—	10,5	—	10,5	—	10
Die Länge der Mittelzehe	—	7	—	7	—	6,5	—	6
Die Länge der Hinterzehe . . .	—	3,5	—	3,5	—	3,5	—	3,5
Die Länge der inneren Zehe . . .	—	5	—	4,5	—	4,5	—	4
Die Länge der äußeren Zehe . . .	—	4,5	—	4,5	—	4,5	—	4,5
Die Länge des Schnabels längs der Firste	—	7	—	7	—	7	—	6,5
Die Länge des Unterschnabels . .	—	3,5	—	3,5	—	3,5	—	3
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge .	3	1	3	1	2	10	2	9
Die Länge des Schwanzes . . .	2	2	2	1	2	1	2	—

Die Iris ist dunkelbraun, Schnabel und Füße sind schwarz.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung unter den Steinschmätzern ist der schwarzschwänzige (Saxicola melanura); er ist gewissermaßen

ein Mittelglied zwiſchen den Stein- und Wieſenſchmätzern, wenigſtens erinnert er an letztere vielfach durch ſeine Lebensweiſe.

Nach meinen eigenen Erfahrungen iſt der ſchwarzſchwänzige Steinſchmätzer ein weitverbreiteter Vogel. Ich ſah ihn bei Aden und erlegte ihn im Wadi-Hebrahn des ſteinigen Arabien, ich fand ihn in Nubien und im abiſſiniſchen Küſtenlande auf. Aber der Vogel iſt immer einzeln und macht ſich wenig bemerkbar. Das eigenthümliche Grau ſeines Gefieders ſticht ſo wenig ab von den dunklen Felſen, auf denen er ſich gewöhnlich herumtreibt, und er iſt dabei ſo ſtill und ruhig, daß nur ein ſorgfältig beobachtender Forſcher ihn wahrnimmt. Gewöhnlich trifft man ihn auf dunklen Felſen an; in Nubien z. B. fand ich ihn blos da, wo der Nil von ſchwarzen Felsmauern umgeben iſt; im ſteinigen Arabien lebt er auf Granitbergen, bei Aden, Perim und in der Samchara vorzugsweiſe auf den vulkaniſchen Hügeln. Er iſt in ſeinem Betragen und Weſen ein Steinſchmätzer, geht aber mehr, als andere, auf niedere Sträucher, zumal auf Diſteln und andere derartige Kräuter, ſchlüpft nach Sängerart durch Gebüſch oder durch Geſtrüpp und ſucht hier von den Aeſten und Blättern Kerbthiere ab, ja, er nimmt dieſelben ſogar aus den Blüthen heraus. Der Flug iſt langſam, ich möchte ſagen matt, wie überhaupt alle Bewegungen des Vogels viel ruhiger ſind, als die ſeiner Verwandten. Er ſtelzt auch weit ſeltener und durchaus nicht ſo anmuthig, wie die echten Steinſchmätzer.

Das iſt Alles, was ich über ihn zu berichten weiß; ich habe ihn nie längere Zeit beobachtet. Doch will ich noch die Maße geben.

Es beträgt beim Männchen:

Die Länge	6	Zoll	—	Linien.
Die Breite	9	„	8	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	10	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	6	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	3,5	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	3,5	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	4	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	7	„

Die Länge des Unterſchnabels	— Zoll	4 Linien.
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	2 „	11 „
Die Länge des Schwanzes	2 „	3 „

Beim Weibchen iſt:

Die Länge	5 Zoll	8 Linien.
Die Breite	8 „	10 „
Die Höhe des Tarſus	— „	10 „
Die Länge der Mittelzehe	— „	6 „
Die Länge der Hinterzehe	— „	3,5 „
Die Länge der inneren Zehe	— „	3,5 „
Die Länge der äußeren Zehe	— „	4 „
Die Länge des Oberſchnabels	— „	6,5 „
Die Länge des Unterſchnabels	— „	3,5 „
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	2 „	9 „
Die Länge des Schwanzes	2 „	2 „

Unter den Schwingen iſt die vierte die längſte; auf ſie folgt die fünfte, die dritte, die ſechſte, die ſiebente, die zweite, die achte und die neunte.

Die Iris iſt dunkelbraun, Schnabel und Füße ſind ſchwarz.

Ueber den Wieſenſchmätzer unſeres Gebietes (Pratincola Hemprichii) brauche ich Nichts zu ſagen; er gleicht in ſeiner Lebensweiſe ſeinem nördlichen Verwandten vollſtändig.

Dagegen verdient der Droſſelſchmätzer, wie ich ihn nennen möchte (Thamnolaea albiscapulata), einige Worte; denn Rüppell theilt uns nicht das Geringſte über ſeine Lebensweiſe mit.

Die Trennung des Droſſelſchmätzers von den eigentlichen Steinſchmätzern iſt in mehr als einer Hinſicht gerechtfertigt. Unſer Vogel iſt nach meiner Anſicht als ein Mittelding zwiſchen Droſſel, Roth-

ſchwanz und Steinſchmätzer zu betrachten. Er hat von allen dreien Etwas.

Ich fand ihn in der Umgegend des Dorfes Menſa nicht ſelten und hatte auch mehrfach Gelegenheit, ihn, freilich immer nur ſehr kurze Zeit, zu beobachten. Man begegnet regelmäßig einem Paar von ihm; doch erinnere ich mich, ein Mal ihrer drei zuſammen geſehen zu haben. Jedes Paar bewohnt ein ziemlich großes Gebiet und ſtreift in dieſem hin und her. Aber es ſcheint ziemlich friedlich geſinnt zu ſein, denn man bemerkt in demſelben Gebiet zuweilen mehrere Paare, freilich jedes einzelne für ſich. Ueber den eigentlichen Wohnſitz kommt man nicht recht ins Klare. Der Droſſelſchmätzer findet ſich nämlich ebenſogut an Felswänden, auf Felsblöcken und auf Steinen, wie auf Bäumen und auch auf der Erde. Auf den Felſen nun beträgt er ſich wie ein Steinſchmätzer oder, richtiger noch, wie eine Steindroſſel, auf den Bäumen dagegen erſcheint er mehr wie eine gewöhnliche Droſſel, beſonderer Eigenheiten nicht zu gedenken. So kommt er angeflogen, hängt ſich an den Stamm, wie der Baumwiedehopf, und ſucht hier ſorgfältig die Rinde nach Kerbthieren ab. Ein anderes Mal erſcheint er, fliegt auf die höchſten Spitzen eines Baumes nach Art unſerer Singdroſſel und läßt von da oben herab einen friſch fröhlichen Geſang erſchallen; ein drittes Mal verkriecht er ſich mitten in der Krone. Der Geſang iſt auch ein eigenthümliches Mittelding zwiſchen Droſſel- und Steinſchmätzergeſang; mich hat er noch am meiſten an das helle Lied des Trauerſteinſchmätzers erinnert. Der häufigſte Lockton iſt ein ſehr wohllautendes „Grui, Grui,“ bei welchem beide Selbſtlauter gut betont werden.

Wie es ſcheint, leben die Gatten eines Paares treuinnig zuſammen. Man ſieht ſie regelmäßig auf ein und demſelben Felſen, ja, auf ein und demſelben Aſte ſitzen. Sie ſind unruhig, wie Steinſchmätzer und Droſſeln zuſammengenommen. Die nickenden Bewegungen der Steinſchmätzer habe ich an ihnen nicht beobachtet; dagegen beſitzen ſie ganz den rennenden Lauf dieſer Vögel, und nur in dem Gezweig der Bäume benehmen ſie ſich droſſelartig. Sie ſind nicht beſonders ſcheu und doch auch nicht ſo vertrauensſelig, als andere Vögel Abiſſiniens, und man muß ſich ſchon Mühe geben, wenn man beider Gatten eines Paares habhaft werden will.

Zur Zeit unſeres Aufenthaltes gab es keine Jungen des Droſſel-

ſchmätzers; die Alten aber waren im Hochzeitskleide, und deshalb glaube ich, annehmen zu dürfen, daß die Brutzeit in den Monat Mai fällt. Die Eingeborenen wußten mir natürlich Nichts hierüber mitzutheilen.

Rüppell ſagt auf Seite 74 ſeiner „Neuen Wirbelthiere," daß die Körpergröße unſeres Vogels genau mit jener der „Saxicola semirufa" übereinſtimme. Die von mir entnommenen Maße weichen jedoch von denen etwas ab, welche Rüppell giebt.

Sie ſind beim Männchen folgende:

Die Länge	8 Z.	— L.	od. 7 Z.	10 L.
Die Breite	13 „	4 „	„ 12 „	8 „
Die Höhe des Tarſus	1 „	2 „	„ 1 „	2 „
Die Länge der Mittelzehe	— „	8 „	„ — „	8 „
Die Länge der Hinterzehe	— „	4,5 „	„ — „	4,5 „
Die Länge der inneren Zehe . . .	— „	5 „	„ — „	5 „
Die Länge der äußeren Zehe . . .	— „	5 „	„ — „	5 „
Die Länge des Oberſchnabels . . .	— „	8 „	„ — „	8 „
Die Länge des Unterſchnabels . . .	— „	4,5 „	„ — „	4,5 „
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge. .	4 „	4 „	„ 4 „	3 „
Die Länge des Schwanzes	3 „	3 „	„ 3 „	3 „

Beim Weibchen beträgt:

Die Länge	7 Z.	8 L.	od. 7 Z.	6 L.
Die Breite	12 „	9 „	„ 12 „	2 „
Die Höhe des Tarſus	1 „	1 „	„ 1 „	2 „
Die Länge der Mittelzehe	— „	8 „	„ — „	8 „
Die Länge der Hinterzehe	— „	4,5 „	„ — „	4,5 „
Die Länge der inneren Zehe . . .	— „	5,5 „	„ — „	4,5 „
Die Länge der äußeren Zehe . . .	— „	5,5 „	„ — „	5,5 „
Die Länge des Oberſchnabels . . .	— „	9 „	„ — „	7,5 „
Die Länge des Unterſchnabels . . .	— „	5 „	„ — „	4 „
Die Länge d. Flügels v. Bug bis zur Spitze d. vierten Schwinge . .	4 „	1 „	„ 3 „	10 „
Die Länge des Schwanzes	3 „	— „	„ 3 „	— „

Die Farbe der Iris ist dunkelbraun, Schnabel und Füße sind schwarz. Unter den Schwungfedern ist die vierte die längste, auf sie folgt die fünfte, die sechste, die dritte, die siebente, die zweite, die achte.

Welche Gründe Rüppell bewogen haben, den Drosselrothschwanz, wie ich ihn nenne (Ruticilla rufocinerea), als einen Steinschmätzer anzusehen, weiß ich nicht; soviel aber kann ich versichern, daß unser Vogel auch nicht das Geringste mit einem Steinschmätzer gemein hat, dagegen unserem Garten-Rothschwanz ähnelt. Er ist nichts Anderes, als ein großer, träger Baumrothschwanz, und deshalb nehme ich auch gar keinen Anstand, ihn dieser Sippe anzureihen.

In der Nähe des Dorfes Mensa war der Drosselrothschwanz nicht eben selten; man sah ihn so ziemlich auf jedem Jagdausfluge regelmäßig paarweise, immer auf Bäumen; — am Boden oder auf Steinen habe ich ihn nicht ein einziges Mal gesehen.

Für einen Rothschwanz ist der Vogel ein stiller, trauriger Gesell. Lange Minuten sitzt er regungslos auf seinem Aste, gleichsam, ohne sich um die übrige Welt zu kümmern; der andere Gatte des Paares sitzt in gleicher Regungslosigkeit auf einem anderen Baume, zehn bis zwanzig Schritt davon entfernt. Ein vorüberfliegendes Kerbthier bewegt den Einen oder den Anderen, aufzufliegen und nach der Beute zu fahnden. Aber auch Das geht langsam und gemächlich. Gleichviel, ob der Fang glückte oder nicht, der Vogel kehrt nach diesem Flugversuch zu derselben Stelle zurück und sitzt dort bewegungslos wie zuvor. Der Flug ist schlaff und langsam, aber doch dem des anderen Rothschwanzes ähnlich.

Dies ist Alles, was ich über unseren Vogel sagen kann; er ermuntert nicht eben zur Beobachtung, und man läßt ihn deshalb ziemlich unberücksichtigt.

Rüppell sagt, daß das Weibchen sich durch die weißliche Kehle und einen lichten Streifen über den Augen auszeichne; in meinen Beobachtungstafeln steht ausdrücklich, daß Männchen und Weibchen gleich sind; jedoch habe ich im Ganzen blos drei Stück gemessen und bin des-

halb weit entfernt, Rüppell zu widersprechen. Dagegen muß ich die Maße, welche Rüppell angiebt, etwas berichtigen. Ich habe folgende verzeichnet:

Beim Männchen beträgt:

Die Länge	6	Zoll	2	Linien.
Die Breite	10	„	—	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	11	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	7	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	4	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	4,5	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	5	„
Die Länge des Oberschnabels	—	„	7,5	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	3,5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	3	„	—	„
Die Länge des Schwanzes	2	„	6	„

Beim Weibchen ist:

Die Länge	6	Z.	—	L.	und	6	Z. 2	L.
Die Breite	9	„	—	„	„	9	„ —	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	11	„	„	—	„ 11	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	7	„	„	—	„ 7	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	4	„	„	—	„ 4	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	4,5	„	„	—	„ 4,5	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	5	„	„	—	„ 5	„
Die Länge des Oberschnabels	—	„	7,5	„	„	—	„ 8	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	3,5	„	„	—	„ 4	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	2	„	11	„	„	3	„ —	„
Die Länge des Schwanzes	2	„	5	„	„	2	„ 4	„

Die Farbe der Iris ist *lichterdbraun*, Schnabel und Füße sind *schwarz*. Unter den Schwingen ist die *vierte* die längste, auf sie folgt die fünfte, die sechste, die dritte, die siebente, die zweite und die achte.

So hoch ich auch unſern Rüppell von jeher geſtellt habe, eins vermochte ich früher ihm nicht zu glauben: die Angabe, daß das traute Kind unſerer Gebirgsbäche, die gelbe Stelze (Motacilla sulphurea s. boarula) in Nordafrika eine „häufige" Erſcheinung wäre. Ich kannte damals freilich das abiſſiniſche Gebirgsland noch nicht und erfuhr erſt hier, daß Rüppell wenigſtens Recht hat, wenn er die gelbe Stelze unter den in Nordoſtafrika einheimiſchen Vögeln aufnimmt. Zu meiner nicht geringen Verwunderung beobachtete ich den mir ſehr lieben Heimatsgenoſſen paarweiſe nicht ſelten an den Bächlein des Menſathales. Ich wollte erſt gar nicht daran glauben, daß derſelbe Vogel, welcher in gelinderen Wintern ohne Bedenken in Deutſchland bleibt und ſelbſt in ſtrengeren an warmen Quellen faſt regelmäßig ſich findet, auch in dem heißen Abiſſinien vorkomme. Und doch iſt Dies der Fall. Aber ich glaube nicht, daß die gelbe Stelze in unſerem Beobachtungsgebiet nur Wintergaſt iſt, ſondern bin geneigt, ſie unter die einheimiſchen Vögel zu zählen. Auf einer Forſcherreiſe durch Spanien fand ich das zierliche Thier nicht ſelten an allen Gebirgsbächen dieſes Landes, und namentlich im Winter war er ſehr häufig. Mit ihm zugleich erſchien unſer Rothkehlchen (Rubecula pinetorum), unſer Rothſchwanz (Ruticilla thytis), unſere Droſſeln: ſie alle aber fanden Spanien ſchon ganz geeignet zur Winterherberge und ſetzten ihre Reiſe nicht weiter fort. In Egipten, Nubien und Oſtſudahn habe ich die gelbe Stelze niemals geſehen; aber freilich fehlen ihr dort auch die geeigneten Wohnſitze, wie jenes Wäſſerchen im Chor von Menſa in Menge ſie bietet. Mag es nun ſein, wie es wolle, die gelbe Stelze kommt entſchieden in Abiſſinien vor und gar nicht ſelten.

Weit häufiger eigentlich, als ſie, iſt ihre weiße Verwandte, unſere Motacilla alba. Sie iſt ebenfalls in Nordoſtafrika einheimiſch, erhält aber im Winter regelmäßig zahlreichen Beſuch aus Norden, denn die bei uns wohnenden Stelzen wandern ſämmtlich nach Afrika hinüber.

Dieſe letztere Angabe gilt auch für ſämmtliche Schafſtelzen (Budytes).

Ich habe ſchon oben geſagt, daß es eine wahre Freude war, einer Rinderherde zu begegnen, welche von Hunderten kleiner Vögel umſchwärmt wurde. Gerade die Schafſtelzen waren die treueſten Begleiter der Rinder. Im ganzen Innern Afrikas verleben dieſe netten Vögel ihre

Winterzeit. Sie sind dann überall sehr häufig, und eben ihre große Zahl nöthigt sie, auch Thiere zu besuchen, welche sie in ihrer Heimat wenig oder gar nicht kennen gelernt haben oder wenig beachten. Jeder weidende Esel, jedes Pferd, jedes Maulthier, jedes Kamel, jede Schaf- oder Ziegenherde erhält ebenso sicher den Besuch unserer Vögel, wie die Rinder; und auf den Weideplätzen wimmelt es zuweilen förmlich von Schafstelzen.

Die lieben Gäste scheinen ihren weiten Weg sehr rasch zurückzulegen. Nach meinen Beobachtungen erschienen sie auch in Afrika zu derselben Zeit, welche wir als ihre Zugzeit kennen gelernt haben, und ich fand sie noch häufig im Anfang des Maimonats, fast an denselben Tagen, wo ich ihnen später auch oben in Norwegen begegnete. Nur eine einzige Art von ihnen, die sammtköpfige Schafstelze (Budytes melanocephala), verweilt auch während des Sommers an den Sümpfen Unteregiptens und ist also Standvogel in Afrika. Alle übrigen verlassen den Erdtheil im Frühjahr, nachdem sie den Winter in ihm verbracht haben, und wandern dem fernen Norden zu, bis hoch nach Lappland hinauf, bis in die Wälder nahe des Nordkaps, wo ich ihnen ebenfalls begegnete, mehreren der verschiedenen Arten oder, wenn man will, Spielarten neben und mit einander an ein und demselben Orte.

Von den Piepern, welche ebenfalls regelmäßige Wintergäste Nord-Ost-Afrikas sind, bleiben viele schon in den nördlicheren Ländern, und nur wenige gehen weiter nach Süden. Hauptsächlich ist es der Brachpieper (Corydalla campestris), welcher weit in das Innere von Afrika zieht. Aber neben ihm besitzt der Erdtheil, wie uns schon Rüppell belehrte, auch eigenthümliche Arten, und eine solche ist der große schöne Vogel, welchen ich meinem früheren Reisegefährten zu Ehren Vierthaler's Brachpieper (Corydalla Vierthaleri) genannt habe. Ich glaubte in ihm zuerst den dunklen Pieper (Corydalla sordida) zu erkennen, welchen Rüppell in seinen „Neuen Wirbelthieren" auf Seite 103 beschreibt und auf Tafel 39 abbildet. Die große Verschiedenheit der Maße machte mich jedoch aufmerksam, daß der von mir erlegte Pieper nicht die Rüppell'sche Art sein könnte, und die Vergleichung ergab,

daß er mit Vierthaler's Brachpieper, welchen mein Vater auf Seite 137 seines Vogelfanges kurz beschrieb, vereinigt werden müßte. Doch soll damit noch keineswegs gesagt sein, daß der dunkle Pieper und Vierthalers Pieper nicht etwa derselbe Vogel sein könnte. Ich möchte mir nicht den Vorwurf zu Schulden kommen lassen, eine sogenannte neue Art zu unterstützen, und füge mich bei den so schwer zu unterscheidenden Brachpiepern gern besserer Einsicht und genauerer Bestimmung.

Ich bemerkte unseren Vogel in der Nähe des Dorfes Mensa mehrere Mal. Er lebt dort nach Brachpieperart auf der Hochebene, die gebüschfreien Stellen allen übrigen vorziehend. Nicht selten war er in der Nähe der schon erwähnten Steinblöcke und auf diesen selbst, wie er denn überhaupt felsigen Boden zu lieben schien. Er benahm sich ganz, wie ein Standvogel, denn ich fand ihn nicht in Gesellschaft, sondern nur in Paaren, von denen ein jedes ein gewisses kleines Gebiet bewohnte.

Zur Zeit unseres Aufenthaltes, Mitte April, war das Männchen gegen das Weibchen sehr zärtlich, und ich glaube deshalb, daß die Brutzeit nahe war.

Im Betragen schien er unserem Brachpieper vollständig zu ähneln, wenigstens vermochte ich einen Unterschied nicht zu bemerken. Die Maße sind folgende:

Beim Männchen beträgt:

Die Länge	7	Z.	8	L.	und	7	Z.	3 L.
Die Breite	11	„	10	„	„	11	„	4 „
Die Höhe des Tarsus	—	„	12	„	„	—	„	11,5 „
Die Länge der Mittelzehe	—	„	7	„	„	—	„	7 „
Die Länge der Hinterzehe	—	„	4,5	„	„	—	„	4 „
Die Länge der inneren Zehe . . .	—	„	5	„	„	—	„	4,5 „
Die Länge der äußeren Zehe . . .	—	„	5	„	„	—	„	4,5 „
Die Länge des Oberschnabels . .	—	„	7,5	„	„	—	„	8 „
Die Länge des Unterschnabels . .	—	„	4	„	„	—	„	4,5 „
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	3	„	6	„	„	3	„	4 „
Die Länge des Schwanzes . . .	3	„	2	„	„	3	„	1 „

Beim Weibchen dagegen ist:

Die Länge	6	Zoll	10	Linien.
Die Breite	10	„	9	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	11,5	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	7	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	4,5	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	5	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	5	„
Die Länge des Oberschnabels	—	„	7,5	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	4	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	3	„	3	„
Die Länge des Schwanzes	2	„	9	„

Die Farbe der Iris ist braun, Schnabel und Füße sind hornbraun.

Die so anziehende Familie der Drosseln ist auch in unserem Beobachtungsgebiet durch mehrere Arten vertreten. Bei Mensa erlegte ich, leider nur ein einziges Mal, die dort einzeln und paarweis vorkommende simenische Drossel (Turdus simensis), hatte aber dabei keine Gelegenheit, sie genauer zu beobachten, denn sie war nach echter Drosselart scheu und vorsichtig, und mir lag es daran, mich über die Art zu vergewissern. Soviel ich beobachten konnte, kommt sie am nächsten mit unserer Singdrossel (Turdus musicus) überein, welcher sie ohnehin so außerordentlich ähnelt. Sie lebt, wie diese, auch auf hohen Bäumen im Walde und fliegt von denselben in die niederen Gebüsche herab, welche sie behend durchstreift. Mehr weiß ich nicht zu sagen, und nur der Vergleichung wegen will ich ihre Maße noch geben.

Beim Männchen ist:

Die Länge	—	Fuß	8	Zoll	2	Linien.
Die Breite	1	„	3	„	9	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	1	„	4	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	—	„	11,5	„

Die Länge der Hinterzehe	— Fuß	— Zoll	5,5	Linien.
Die Länge der inneren Zehe	— „	— „	7	„
Die Länge der äußeren Zehe . . .	— „	— „	7,5	„
Die Länge des Oberschnabels . . .	— „	— „	11,5	„
Die Länge des Unterschnabels . . .	— „	— „	5,5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der dritten Schwinge . .	— „	4 „	11	„
Die Länge des Schwanzes	— „	2 „	10	„

Die Farbe der Iris ist braun, des Oberschnabels graubläulich, des Unterschnabels rostgelb, des Fußes grau.

Als regelmäßige Wintergäste erscheinen in ganz Nord-Ost-Afrika die Blau- und die Steindrossel. Erstere (Petrocossyphus cyaneus) pflegt in Egipten zu bleiben, denn auch während des Sommers hält sie hier sich auf. Die letztere (Petrocincla saxatilis) aber eilt, vom Wanderdrange getrieben, so schnell als möglich nach dem tiefsten Innern, überschreitet nach meinen Beobachtungen noch den 11. Grad der nördlichen Breite, treibt sich auf der Reise auf Gebäuden und Felsen, auf einzelnstehenden Bäumen und in Wäldern umher und kehrt erst Mitte, ja Ende April wieder nach ihrer wahren Heimat zurück. Sie erlegte ich auch bei Mensa; das Gebirge bot ihr so recht eigentlich Alles, was sie brauchte. In diesen Angaben ist Das enthalten, was ich über den Vogel mittheilen will; alles Uebrige ist ja bekannt.

Lieber wende ich mich einem andern Mitglied der Familie, dem Amseling (Cercotrichas erythropterus), zu und bedauere nur, daß ich von ihm nicht eine so eingehende Beschreibung liefern kann, wie ich wohl wünschte. Ich habe diesen von den Systematikern hin und her geschleuderten Vogel „Amseling" genannt, weil gedachter Name seinem Wesen noch am besten entspricht. Er hat wirklich mit unserer Amsel gar Vieles gemein, wenn ich auch keineswegs behaupten will, daß er eine echte Drossel ist.

Schon vom 18. Grade nördlicher Breite an ist der Amseling in Nord-Ost-Afrika ein ziemlich gewöhnlicher Vogel. Er findet sich bereits da, wo der Wald noch sehr dürftig ist, und wird um so häufiger, je reicher die Pflanzenwelt sich zeigt. Dicht verschlungene Gebüsche sind seine bevorzugtesten Wohnplätze; sie theilt er noch weiter im Innern mit der

kleinen Erdtaube und ſeinen Familienverwandten, den Weißköpfen. Er lebt paarweiſe, niemals in Geſellſchaften, aber an geeigneten Orten dicht neben Andern ſeiner Art. Aeußerſt gewandt durchkriecht er die dichteſten Hecken, behend huſcht er durch das Gebüſch, raſch hüpft er auf Blößen dahin, im eiligen Bogenfluge ſtreift er von einem Buſch zum andern. Er iſt raſtlos, wie unſere Amſel, und ähnelt dieſer auch darin, daß er mit ſeinem Schwanze ein fortwährendes Spiel treibt. Dieſen ſtelzt er beſtändig, und nur darin unterſcheidet er ſich von der Schwarzdroſſel, daß er mehr, als dieſe, die höchſten Spitzen ſeines Buſches aufſucht und hier unter wechſelndem Wippen und Stelzen des Schwanzes minutenlang verweilt. Seine Stimme hat Manches mit der unſerer Droſſel gemein; ſo vernimmt man von ihm unter anderm das „Tack-Tack“ derſelben; ſein Geſang hingegen iſt ein ſehr dürftiges Lied, welches mit dem reichen Vollklang unſerer Amſel Nichts gemein hat.

Die Brutzeit des Amſeling iſt verſchieden, je nach der Heimat. Im eigentlichen Sudahn fällt ſie in die Regenzeit, in Abiſſinien und in Nubien in die Monate April und Mai. Das Neſt iſt ein großer Bau im dichteſten Gebüſch, welcher durch herabhängende Grashalme und dergleichen ein ſehr liederliches Ausſehen bekommt, innen aber hübſch geglättet und gerundet und mit feinen Gräſern und Haaren ausgekleidet iſt. Erde oder Lehm wird nicht unter die Wandung gemiſcht. Die Eier habe ich niemals gefunden.

Der Amſeling iſt verhältnißmäßig ſtill und lenkt nur durch die Neigung, ſich frei zu ſetzen und dort ſich auffallend zu bewegen, die Aufmerkſamkeit des Forſchers auf ſich.

Um ſo beſſer verſteht es ſein Verwandter, der Weißkopf, ſich anderweitig bemerklich zu machen. Die beiden Arten dieſer Sippe, welche Nord-Oſt-Afrika bewohnen (Crateropus leucocephalus und Cr. leucopygius) ähneln ſich in ihrem Leben und Betragen außerordentlich. Sie beſitzen die Gabe, das Leben im Walde wachzuhalten. Aergere Schreihälſe kann es kaum geben.

Niemals findet man die ſonderbaren Geſellen einzeln; ſie leben nur in Geſellſchaften, gewöhnlich in Flügen von acht bis zwölf Stück. Die Geſellſchaften führen alle Verrichtungen genau zu derſelben Zeit und auf gleiche Weiſe aus. Sie verlaſſen in demſelben Augenblick den einen Buſch und fliegen, dicht gedrängt, einem zweiten zu, zertheilen ſich hier,

durchſchlüpfen, durchkriechen ihn nach allen Richtungen, ſammeln ſich am andern Ende, ſchreien laut auf und fliegen weiter. Blos die dichtverſchlungenſten Büſche behagen ihnen; ſie machen den Mäuſevögeln (Colius) ihre Wohnſitze ſtreitig. Hohe Bäume berühren ſie nur im Fluge. Bei dieſem beſtändigen Durchkriechen der geheimſten Theile des Waldes entdecken ſie natürlich auch Alles, und das giebt ihnen jedes Mal neuen Stoff zum Schreien. Wenn der Eine beginnt, dann fallen die Anderen, gleichſam frohlockend, ein, und Derjenige, welcher ſchon aufgehört, fängt den Lärm von neuem an. Man weiß nicht, ob man ſich ärgern oder freuen ſoll über dieſe Geſellen; ſie verſcheuchen Einem gar manches Wild und rufen dadurch gerechten Zorn wach. Aber dafür ſind ſie auch ſo unterhaltend, ſo luſtig, ſo komiſch, daß man ihnen doch wieder gut wird. Ihr Geſchrei iſt keineswegs wohllautend und auch nicht beſonders manchfaltig, jedoch ſchwer zu beſchreiben. Ich habe, mit dem Bleiſtift und Merkbuch in der Hand, mich vergeblich bemüht, es in Silben auszudrücken. Am nächſten kommen ihnen noch folgende Laute: „Garegara, garä, gügäk; gara, gara, gärä; gärä, gärä, gagak; (dumpf aber laut:) tara, tara, tarut.“ Sie werden alle nach einander hervorgeſtoßen und manchmal ſechs bis acht Mal nach einander wiederholt. Wenn Einer ſchreien wollte, würde es nicht ſo ſchwierig ſein, die eigentliche Stimme zu erfahren; aber die ganze Bande ſchreit zuſammen, und Einer ſucht den Andern zu überbieten, hierdurch eben entſteht ein wahrhaft heilloſer Wirrwarr.

Der Flug unſerer Vögel iſt ſchlecht. Freiwillig erheben ſie ſich nie hoch über die Erde, und ſelbſt bei Gefahr hüten ſie ſich, weite Strecken zu überfliegen. Sie ſuchen dann lieber im Gebüſch ihre Zuflucht und verkriechen ſich dort. Beim Fliegen breiten ſie die Schwingen und beſonders auch den Schwanz aus und ſchweben nun auf große Strecken dahin.

In dem Magen der Getödteten fand ich Kerbthierreſte, aber auch Knoſpen, Blätter und Blüthen. Ueber die Fortpflanzung vermag ich Nichts zu ſagen. Die von Rüppell auf Seite 82 ſeiner „Neuen Wirbelthiere“ gegebenen Maße ſind nicht ganz genau.

Beim Männchen iſt:

Die Länge	—	Fuß	10	Zoll	1	Linien.
Die Breite	1	„	1	„	7	„

Die Höhe des Tarſus	—	Fuß	1	Zoll	4 Linien.
Die Länge der Mittelzehe	—	„	—	„	11,5 „
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	7 „
Die Länge der inneren Zehe . . .	—	„	—	„	7 „
Die Länge der äußeren Zehe . . .	—	„	—	„	7,5 „
Die Länge des Oberſchnabels . . .	—	„	—	„	12,5 „
Die Länge des Unterſchnabels . . .	—	„	—	„	6 „
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	—	„	4	„	4 „
Länge des Schwanzes	—	„	4	„	2 „

Die Farbe der Iris iſt dunkelcarminroth, nach dem Stern zu heller. Der Schnabel iſt ſchwarz, die Füße ſind grau.

Ein guter Sänger iſt in ganz Nordafrika eine ſehr willkommene Erſcheinung. Die Vögel des Waldes verſtehen es wohl, zu lärmen und zu ſchreien, ſind aber der edlen Geſangeskunſt größtentheils unkundig, und zumal in Nubien und im Sudahn giebt es nur ſehr wenige, welche einigermaßen gut ſingen. Deshalb wird der Droßling (Picnonotus Arsinoe) bald zum Liebling aller Reiſenden.

Vom 25. Grad nördlicher Breite an lebt dieſer muntere, regſame, nette Vogel in jedem Mimoſenhaine. Sein Entdecker fand ihn ſchon in der Oaſe Fajum, und ich habe ihn dort ebenfalls beobachtet; allein er iſt ſo weit nördlich doch eine ſehr ſeltene Erſcheinung. Erſt vom mittleren Nubien an ſüdlich wird er häufig, und in ganz Oſtſudahn iſt er gemein. Ihm ſcheint jeder Ort recht zu ſein, der dichte Urwald, wie der Garten, die Mimoſe in der Steppe, wie das niedere Gebüſch im Hochgebirge. Doch liebt er es, wenn der Baum oder der Buſch dicht beſchattet iſt. In den untern Nilländern zieht er deshalb die Sikomore allen übrigen Bäumen vor; weiter im Sudahn braucht er nicht wähleriſch zu ſein: dort giebt es andere ſchattige Bäume genug. Er lebt paar- und familienweiſe, je nach der Jahreszeit. Aber auch während der Zeit der Liebe, und bezüglich der Eiferſucht, wohnt er friedlich mit andern ſeiner Art zuſammen,

wenn auch nicht gerade auf demſelben Baum, ſo doch in demſelben Waldestheil oder in demſelben Garten.

Da ſich der Droßling mit dem Menſchen innig befreundet hat und ſich gar nicht vor demſelben ſcheut, kann man ihn leicht beobachten. Er iſt den ganzen Tag in Thätigkeit, immer raſtlos, immer lebendig und, wie ſein flotter Geſang bekundet, immer heiter. Er trägt ſich ſtolz und richtet von Zeit zu Zeit ſeine Holle auf, ſchlüpft raſch und behend durch das verſchlungenſte Dickicht und die ärgſten Dornen, achtet ſorgſam auf Alles, was vorgeht, und ſpät rechts und links nach jeder Blüthe; denn gerade aus ihr holt er ſich den hauptſächlichſten Theil ſeiner Nahrung heraus. Zuweilen bekommt er von dem Blüthenſtaub, welcher ſich an den Federn, nahe dem Schnabel anſetzt, ein gelbes Geſicht und hat dann ein ſehr ſonderbares Anſehen. Neben den kleinen Kerfen, welche im Innern der Blüthen leben, frißt er auch Raupen, Schmetterlinge, Fliegen, und gar oft flattert er dem vorbeiſegelnden Kerbthier auf ein gutes Stück nach. Sein Lockton klingt wie „Güb, ga, güb ga, güb." Der Geſang iſt droſſelartig, laut, wohlklingend und ziemlich reichhaltig.

Im abiſſiniſchen Gebirge und im Norden brütet der Droßling in unſeren Frühlingsmonaten, im Sudahn erſt in der Regenzeit. Das Neſt ſteht im dichteſten Gebüſch, ziemlich verſteckt; es ähnelt dem Neſte unſerer Zippdroſſel und enthält ſtumpfe, birnförmige Eier von licht röthlichweißer Grundfarbe mit dunkelbraunen und purpurrothen Flecken und Punkten, drei bis fünf an der Zahl, denen einer Droſſel an Umfang gleich.

Beide Geſchlechter ſind in der Größe und in der Färbung kaum verſchieden.

Es beträgt beim Männchen:

Die Länge	7	Zoll	5	Linien.
Die Breite	10	„	10	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	10	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	7	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	5	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	4,5	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	5	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	7,5	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	3,5	„

Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze .	3	Zoll	3 Linien.
Die Länge des Schwanzes	3	„	1 „

Beim Weibchen dagegen ist:

Die Länge	7	Zoll	4 Linien.
Die Breite	10	„	5 „
Die Höhe des Tarsus	—	„	9,5 „
Die Länge der Mittelzehe	—	„	6,5 „
Die Länge der Hinterzehe	—	„	4,5 „
Die Länge der inneren Zehe	—	„	4 „
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	4,5 „
Die Länge des Oberschnabels	—	„	7,5 „
Die Länge des Unterschnabels	—	„	3,5 „
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze .	3	„	2 „
Die Länge des Schwanzes	3	„	— „

Die Iris ist braun, Schnabel und Füße sind schwarz. Unter den Schwingen ist die fünfte die längste; auf sie folgt die vierte, die siebente, die dritte, die achte, die neunte und die zehnte.

Unsere deutschen Fliegenfänger habe ich, mit Ausnahme des „kleinen", sämmtlich zur Winterszeit in Afrika gefunden, und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß auch die kleinen rothkehligen dort vorkommen. Auf der letzten Reise beobachtete ich blos den gemeinen (Butalis grisola) und auch diesen nur selten. Das Hochgebirge liegt schon jenseits der eigentlichen Winterherberge. Dafür besitzt das Gebirge in der weitverbreiteten Tchitrea melanogastra ein in ihm ständiges Mitglied dieser Familie.

Der Paradiesfliegenfänger ist nirgends gerade häufig, aber an geeigneten Orten auch nicht selten. Im Thal von Mensa sahen wir ihn täglich; doch war es, wie schon ein Mal bemerkt, nicht eben leicht, hier zu jagen. Es bot sich den Vögeln überall Gelegenheit, mit geringer Mühe den Nachstellungen zu entgehen. Der Paradiesfliegenfänger verlangt einen dünn bestandenen Wald mit reichem Unterwuchs.

Hier lebt er paarweiſe nach Art ſeiner beſcheidenen Verwandten; aber es hält ſchwer, neben dem prachtvollen Männchen auch das Weibchen zu finden, und ſelbſt jenes weiß ſich in dem bunten Gelaube, welches trefflich mit ſeinen ſchönen Farben übereinſtimmt, gut zu verſtecken. Man ſieht unſern Vogel nicht ſo oft, wie die eigentlichen Fliegenfänger oder die Bienenfreſſer, auf einer freien Aſtſpitze ſitzen, er hält ſich vielmehr gern tiefer im Gelaube verſteckt und hüpft hier von einem Zweig zum andern.

In ſeinem Weſen hat er viel mit den echten Fliegenfängern gemein, erinnert aber auch wieder an die Bienenfreſſer. Während des Sitzens ſpielt er mit ſeiner Holle und mit dem Schwanze, welchen er langſam hin und herſchwingt. Sein Flug iſt ſehr ſonderbar. Er iſt raſch und leicht, wenn es gilt, nach Fliegenfängerart ein Kerbthier zu verfolgen oder einen Eindringling der gleichen Art aus dem Gebiet zu jagen, aber langſam, ſchwebend, abſatzweiſe und ſcheinbar ſehr ſchwerfällig, wenn es ſich darum handelt, größere Strecken zu überfliegen, ohne daß dabei irgend eine Erregung maßgebend iſt. Im übrigen iſt der Prachtvogel ein echter Fliegenfänger. Die Stimme iſt ein ſehr wohlklingendes, ziemlich leiſes „Wücht, wüt, wüt," anfangs gehaltener, gegen das Ende hin ſchneller. Den Geſang kenne ich nicht.

Im abiſſiniſchen Hochlande ſcheint die Brutzeit in die Monate April und Mai zu fallen. Während unſeres Aufenthaltes waren die Männchen im Hochzeitſchmuck und verfolgten einander mit außerordentlicher Heftigkeit manchmal viertelſtundenlang. Dabei gewährten ſie einen wirklich prachtvollen Anblick. Sie jagten mit raſchem Fluge hinter einander her durch die Krone der Bäume und durch die dichten Gebüſche, und die weißen Schwanzfedern zogen wie eine prächtige Schleppe hinterdrein, ſo recht eigentlich von der Luft getragen. Heuglin irrt übrigens, wenn er ſagt: „variirt mit weißem oder roſtrothen Schwanze." Im Hochzeitskleide hat das Männchen ſtets weiße Schwanzfedern, außerdem aber braune: und da kann es denn recht wohl vorkommen, daß eine von dieſen vermauſert iſt, ehe die andere ausfiel.

Ich habe folgende Maße verzeichnet:

Beim Männchen ist:

Die Länge von der Schnabelspitze bis zu Ende der längsten Schwanzfeder . . .	14	Zoll	3	Linien	13	Zoll	6	Linien.
sonst aber nur	7	„	9	„	7	„	7	„
Die Breite	9	„	11	„	9	„	10	„
Die Höhe des Tarsus . .	—	„	8	„	—	„	7	„
Die Länge der Mittelzehe .	—	„	5	„	—	„	5	„
Die Länge der Hinterzehe .	—	„	3	„	—	„	3	„
Die Länge der inneren Zehe .	—	„	3	„	—	„	3,5	„
Die Länge der äußeren Zehe .	—	„	3	„	—	„	3,5	„
Die Länge des Oberschnabels	—	„	7,5	„	—	„	7	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	4	„	—	„	4	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	3	„	5	„	3	„	5	„
Die Länge des Schwanzes .	10	„	6	„	9	„	7	„
und ohne die langen Schwanzfedern	3	„	7	„	4	„	—	„

Unter den Schwingen ist die fünfte die längste; auf sie folgt die vierte, die sechste, die dritte, die achte, die neunte, die zehnte und die zweite.

Beim Weibchen beträgt:

Die Länge	6	Zoll	11	Linien.
Die Breite	8	„	9	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	7	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	5	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	3	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	3	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	3,5	„
Die Länge des Oberschnabels	—	„	7,5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze .	3	„	—	„
Die Länge des Schwanzes	3	„	—	„

Die Farbe der Iris ist ein schönes Dunkelbraun, der Schnabel ist meerblau, der Fuß graublau gefärbt, der Augenring lebhaft kornblumenblau, das Augenlid erscheint dunkler, schwarzblau.

Ueber den Würgerschnäpper (Dicrurus lugubris) will ich nicht viel Worte verlieren. Der Vogel ist einer der langweiligsten Gesellen Mittelafrikas. Er ist ein eigenthümliches Mittelglied zwischen den Würgern und Fliegenfängern, hat aber von keinem einzigen die beide auszeichnende Lebendigkeit und Regsamkeit. Still und langweilig sitzt er auf einer Astspitze und schaut nach Nahrung aus. Vorüberfliegenden Kerbthieren eilt er mit leichtem, aber etwas schlaffem Fluge nach, verfolgt sie mit ziemlich großem Ungeschick und kehrt, wenn er trotzdem im Fange glücklich war, zu demselben Aste zurück; sonst fliegt er weit hinter dem Kerbthiere drein und setzt sich auf einem andern Baume nieder. Dem Schützen schaut er so recht dummgutmüthig in das Rohr hinab; an Flucht denkt er kaum. Einen Ton vernimmt man nur höchst selten von ihm. Ich habe seine Stimmlaute nicht verzeichnet. Im Gebirge der Bogos scheint er ziemlich einzeln vor zu kommen; in den Wäldern des innern Afrika ist er häufiger. Auch in der Steppe findet er sich.

Beim Männchen ist:

Die Länge	—	Fuß	8	Zoll	11	Linien.
Die Breite	1	„	3	„	—	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	—	„	9	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	—	„	6,5	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	4,5	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	—	„	4	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	—	„	5	„
Die Länge des Oberschnabels	—	„	—	„	11	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	—	„	5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	—	„	4	„	10	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	4	„	3	„

Die Iris ist blaß purpurroth, Schnabel und Füße sind schwarz. Unter den Schwingen ist die vierte die längste; auf sie folgt die dritte, die fünfte, die sechste, die zweite, die siebente und die achte.

Unter den Vögeln, welche die innerafrikanischen Wälder durch ihre Stimme zu beleben verstehen, nehmen die Würgerarten eine hohe Stelle ein. Ich meine hier weniger die echten Würger (Lanius), sondern mehr die Buschwürger (Laniarius, Telephorus), von denen einige ja auch durch die Pracht ihres Gefieders sich auszeichnen. Ueber den rothbäuchigen Würger (Laniarius erythrogaster), welcher in den Urwäldern des Innern überall sehr häufig ist, in den von uns durchreisten Gegenden Abissiniens aber fehlt, habe ich früher wiederholt berichtet. Auf der letzten Reise lernten wir den von mir „Flötenwürger" genannten Telephorus aethiopicus, einen der beachtenswerthesten Vögel unseres Gebietes, kennen.

Die eigentlichen Würger scheinen in dem Bogoslande selten zu sein. Ich beobachtete nur zwei von ihnen, einen in der Samchara, welcher unserem Raubwürger (Lanius excubitor) ähnlich war, aber nicht bestimmt werden konnte und deshalb im Verzeichniß auch nicht aufgeführt wurde, und einen noch am meisten an unsern Rothkopf (Collurio rufus) erinnernden, welchen ich nach Hartlaub's Bestimmung als Collurio Smithii anzusprechen habe.

Auf der Hochebene von Mensa ist dieser Vogel eine ziemlich häufige Erscheinung. Paarweise findet man ihn auf den höhern Bäumen und in dem niederen Gebüsch, und wenn man ihn nicht bemerken sollte, weiß er sich durch seine laute, an das Schellengeklirr erinnernde, am besten durch „Tschilli, Tschilli, Hütschilli, Hütschilli" zu bezeichnende Stimme schon bemerklich zu machen. In seinem Wesen ähnelt er so vollständig unserem Rothkopf, daß ich nicht im Stande war, etwas ihn vor diesem Auszeichnendes zu bemerken.

Fraser hat an dem oben angegebenen Orte die Maße nur sehr unvollständig gegeben; deshalb will ich sie nachtragen.

Beim Männchen iſt:

Die Länge	8	Zoll	9	Linien	8	Zoll	5	Linien.
Die Breite	11	„	1	„	11	„	—	„
Die Höhe des Tarſus . .	—	„	11	„	—	„	11	„
Die Länge der Mittelzehe . .	—	„	7,5	„	—	„	7	„
Die Länge der Hinterzehe .	—	„	5	„	—	„	4,5	„
Die Länge der inneren Zehe .	—	„	4,5	„	—	„	4,5	„
Die Länge der äußeren Zehe.	—	„	4,5	„	—	„	4,5	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	8	„	—	„	8	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	4	„	—	„	4	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge . . .	3	„	5	„	3	„	4	„
Die Länge des Schwanzes .	4	„	6	„	4	„	4	„

Beim Weibchen dagegen iſt:

Die Länge	8	Zoll	5	Linien.
Die Breite	11	„	—	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	11	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	7	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	5	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	4,5	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	4,5	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	8	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	4	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	3	„	4	„
Die Länge des Schwanzes	4	„	2	„

Die Iris iſt braun, Schnabel und Füße ſind ſchwarz.

Unter den Schwingen iſt die vierte die längſte; auf ſie folgt die dritte, die fünfte, die ſechſte, die zweite, die ſiebente, die achte, die neunte und die zehnte.

Sobald man die eigentliche Samchara hinter ſich gelaſſen und eines der Thäler betreten hat, welche tropiſches Gepräge zeigen, vernimmt man aus den dichteſten Gebüſchen hervor drei, ſeltener zwei, glockenreine, äußerſt wohllautende Orgeltöne, welche jedesmal von einem Kreiſchen, wie es unſer Pirol ſeinem Pfiff anhängt, begleitet werden. Dies iſt der Ruf des äthiopiſchen Würgers (Telephorus aethiopicus), welchen ich Flötenwürger genannt habe. Derſelbe wird um ſo häufiger, je dichter die Gegend mit Wald beſtanden iſt. Im Gebirge wohnt Paar bei Paar; hier iſt der Vogel ſo gemein, daß die Töne, welche Anfangs den Reiſenden entzückten, nach und nach faſt zur Plage werden. Bis ſiebentauſend Fuß hoch über dem Meere vernimmt man ſie überall; ſie ſchweigen nur da, wo es auf Strecken hin keine dichten Büſche oder dichtbewipfelten Bäume giebt.

Der Flötenwürger lebt immer paarweiſe und behauptet das einmal erwählte Gebiet. Dieſes hat einen ſehr kleinen Umkreis, einen Durchmeſſer von höchſtens hundertfunfzig Schritten; denn bei der Häufigkeit der Vögel ſind alle günſtigen Orte beſetzt und jedes einzelne Paar muß ſich begnügen. In ſeinem Leben und Weſen erinnert der Flötenwürger ſehr an ſeinen rothbäuchigen Verwandten aus dem Innern. Wie dieſem, iſt auch ihm das dichteſte Gebüſch der bevorzugte Aufenthalt; von hier aus fliegt er höchſtens auf ſchattige Baumkronen hinauf. Er zeigt ſich niemals frei, ſondern ſucht ſich, auch wenn er von einem Baumzweig zum andern fliegt, beſtmöglichſt im Dickicht zu verdecken.

Das Eigenthümlichſte an ihm iſt ſeine Stimme. Sie beſteht, wie bemerkt, regelmäßig aus drei Tönen; einzelne, vielleicht jüngere, laſſen jedoch auch zwei Töne vernehmen. Die erſten beiden dieſer Töne ſind kurz, der letzte iſt gezogen. Der Pfiff beginnt mit einem mittelhohen Tone, auf welchen erſt ein tiefer und dann ein bedeutend höherer folgt, ſo daß ſich der ganze Pfiff etwa in dem Umfang einer Octave bewegt. Die erſten beiden Töne liegen nur eine Terz von einander, der zweite und dritte dagegen eine Octave. Regelmäßig beim zweiten Ton fällt das Weibchen mit ſeinem Kreiſchen ein. Es beweiſt denſelben Taktſinn, welchen ich ſchon bei dem rothbäuchigen Würger (Laniarius erythrogaster) gefunden habe, und läßt nie auf ſich warten. Schießt man es vom Baume herab, ſo verſtummt natürlich ſofort das Kreiſchen, und

das Männchen ruft ängstlich seine drei Töne viele Mal nach einander. Erlegt man das Männchen, so kreischt das Weibchen. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß beide Geschlechter an dem einen Tonsatz mitwirken. Zuweilen kommt es auch vor, daß das Weibchen beginnt; dann kreischt es gewöhnlich drei, vier, sechs Mal nach einander, ehe das Männchen einfällt. Geschieht Dies, so geht das Pfeifen von neuem an und mit gewohnter Regelmäßigkeit weiter. Eben diese Regelmäßigkeit wird peinlich und macht den Würger schließlich verhaßt. Es ergeht ihm, wie den gelehrten Gimpeln und anderen Vögeln, welche immer ein und dasselbe Lied zum Besten geben. Man erfreut sich Anfangs über die Schönheit des Liedes, über die Art und Weise des Vortrags und bekommt es schließlich so satt, daß man es verwünscht, so oft man es nur hört.

Ueber die Fortpflanzung des Flötenwürgers habe ich Nichts in Erfahrung gebracht. Zur Zeit unseres Aufenthaltes trug er sein Hochzeitskleid, welches sich von der schönen Abbildung in Rüppell's „Systematischer Uebersicht ꝛc." (Taf. 23) nur dadurch unterscheidet, daß die Unterseite rosenroth überhaupt ist. Rüppell, welcher ausdrücklich sagt: die ganze untere Körperseite ist rein weiß, hat den Vogel vielleicht nicht im Hochzeitskleide erlegt, oder aber die zarte Farbe ist verblichen, wie Dies gerade bei ihr so oft geschieht. Die Maße, welche Rüppell angiebt, sind nicht ganz richtig.

Es beträgt beim Männchen:

Die Länge	9	Zoll	6	Linien	8	Zoll	10	Linien.
Die Breite	12	„	8	„	12	„	2	„
Die Höhe des Tarsus . .	1	„	4	„	1	„	3	„
Die Länge der Mittelzehe .	—	„	9,5	„	—	„	9	„
Die Länge der Hinterzehe .	—	„	6	„	—	„	6	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	6,5	„	—	„	6	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	7,5	„	—	„	7	„
Die Länge des Oberschnabels	—	„	12	„	—	„	11,5	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	6	„	—	„	5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze . .	3	„	11	„	3	„	9	„
Die Länge des Schwanzes.	3	„	9	„	3	„	8	„

Ein Weibchen, welches ich maß, war größer, als das zweite Männchen. Es betrug:

Die Länge	8	Zoll	11	Linien.
Die Breite	11	„	3	„
Die Höhe des Tarsus	1	„	4	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	9	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	6	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	5	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	7	„
Die Länge des Oberschnabels	—	„	11	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	4	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	3	„	7	„
Die Länge des Schwanzes	3	„	9	„

Die Iris ist rothbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau, nicht schwarzbraun, wie die Wolf'sche Abbildung in Rüppells Systematischer Uebersicht es zeigt.

Unter den Schwingen ist die fünfte die längste; auf sie folgt die vierte, die sechste, die siebente, die achte, die neunte, die zehnte, die dritte, die zweite und die erste.

An denselben Orten, welche den Flötenwürger beherbergen, wohnt noch ein Sippschaftsgenosse, der allbekannte Kubla (Dryoscopus Cubla).

Dieser weit verbreitete Vogel ist wahrscheinlich nirgends so selten, wie es scheinen mag; aber er ist ein stiller und trauriger Gesell, welcher sich wenig bemerklich macht und aus den dichtesten Kronen der höheren Bäume kaum hervorkommt. Auch den reinen, schönen Lockton, welcher dem Rufe unserer Spechtmeise (Sitta caesia) am ähnlichsten klingt und wie dieser mehrmals hinter einander wiederholt wird, vernimmt man nicht eben oft, und wenn man ihn wirklich aus dem allgemeinen Stimmengetön des Waldes heraushört, möchte man ihn lieber jedem anderen Vogel zuschreiben, als unserem Würger.

Das versteckte, stille Leben des Kubla erschwert auch die Beobachtung

ſeiner Sitten und Gewohnheiten. Ich bin nicht im Stande hierüber etwas Zuverläſſiges zu geben.

Die Maße habe ich nicht vollſtändig. Ich beſitze nur die zweier Männchen.

Bei ihnen beträgt:

Die Länge	7	Zoll	3	Linien	7	Zoll	3	Linien.
Die Breite	11	„	—	„	10	„	9	„
Die Höhe des Tarſus . .	—	„	11	„	—	„	10	„
Die Länge der Mittelzehe .	—	„	7	„	—	„	7	„
Die Länge der Hinterzehe .	—	„	4,5	„	—	„	4	„
Die Länge der inneren Zehe .	—	„	5	„	—	„	5	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	5	„	—	„	5	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	10	„	—	„	9	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	5	„	—	„	5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze . .	3	„	5	„	3	„	4	„
Die Länge des Schwanzes .	3	„	—	„	2	„	11	„

Die Farbe der Iris iſt morgenroth, der Schnabel ſchwarz, der Fuß bleigrau. Unter den Schwingen iſt die fünfte die längſte; auf ſie folgt die ſechſte, die vierte, die ſiebente, die dritte und die achte.

Auf meiner erſten Reiſe in Afrika fand ich denſelben Vogel viel häufiger, als dies Mal, in den Urwaldungen des oberen blauen Fluſſes, auch erinnere ich mich, ihn in den großen Waldungen des ſüdlichen Kordofahn erlegt zu haben.

Von Südnubien an findet ſich überall ein Mitglied der Würgerfamilie, welches ich, ſeines Aufenthaltes wegen „Erdwürger“ nennen möchte, der längſtbekannte Rothflügel vom Senegal (Laniarius erythropterus), derſelbe Vogel, deſſen nordweſtafrikaniſchen Verwandten man in den Verzeichniſſen der ſpaniſchen Vögel aufführt, obgleich er bis jetzt noch niemals in Spanien beobachtet worden iſt.

Der Erdwürger hat selbst mit seinem nächsten Verwandten, dem Buschwürger, kaum Aehnlichkeit. Er findet sich nur in dem niedrigsten Gestrüpp und immer dicht über dem Boden. Auf Bäume geht er fast nie; sein Raubgebiet ist der flache Boden. Auf ihm läuft er den größten Theil des Tages umher und zwar mit einer Gewandtheit, wie kein zweiter Würger sie besitzt. Wenn man ihn von fern beobachtet, glaubt man eher eine Drossel in ihm zu erblicken, als einen Würger. Nicht ein Mal im Flug erhebt er sich über den Boden. Er streicht viel schwirrend und dann wieder schwebend, gewöhnlich dicht über der Erde dahin von einem Busch zum anderen. Mit diesen Angaben sind die Beobachtungen, welche ich auf der letzten Reise machen konnte, erschöpft. In Sudahn habe ich ihn früher sehr häufig gesehen; doch liegt zu viel Zeit zwischen jetzt und meinem ersten Aufenthalt in Afrika, als daß ich mich noch mit Sicherheit auf meine Erinnerungen verlassen könnte. Ich will noch die Maße geben, obgleich ich nur die des Männchens besitze.

Es beträgt:

Die Länge	8 Zoll —	Linien	7 Zoll 9	Linien.
Die Breite	9 „ 11	„	9 „ 7	„
Die Höhe des Tarsus . . .	— „ 12,5	„	— „ 12	„
Die Länge der Mittelzehe .	— „ 8	„	— „ 8	„
Die Länge der Hinterzehe . .	— „ 4,5	„	— „ 4,5	„
Die Länge der inneren Zehe .	— „ 4,5	„	— „ 5	„
Die Länge der äußeren Zehe .	— „ 5	„	— „ 5	„
Die Länge des Oberschnabels	— „ 10	„	— „ 9,5	„
Die Länge des Unterschnabels	— „ 4	„	— „ 4	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge . . .	2 „ 11	„	2 „ 11	„
Die Länge des Schwanzes .	3 „ 6	„	3 „ 5	„

Die Iris ist rothbraun, der Schnabel schwarz gefärbt, der Fuß bleigrau mit grünlichem Schimmer. Im Flügel ist die erste, zweite und dritte Schwinge sehr kurz; die vierte ist die längste; auf sie folgt die fünfte, die sechste, die siebente, die achte, die neunte und die zehnte.

Zufällig wurde von der Reisegesellschaft ein Pärchen des von Ehrenberg auf Tafel 3 seiner Symbolae physicae abgebildeten blutfleckigen Würgers (Laniarius cruentus) erlegt, und ich bekam hierdurch Gelegenheit, festzustellen, daß Fig. 1 der Ehrenberg'schen Tafel das Weibchen und Fig. 2 das Männchen des Vogels ist. Ueber Lebensweise und Betragen habe ich keine Beobachtungen machen können; denn ich selbst habe den Vogel im Leben nicht gesehen. Deshalb muß ich mich auf Angabe der Maße beschränken. Beide Geschlechter sind sich ziemlich gleich.

Es beträgt beim Männchen:

Die Länge	9	Zoll	—	Linien.
Die Breite	11	„	3	„
Die Höhe des Tarsus	1	„	2	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	9	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	5	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	6,5	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	7	„
Die Länge des Oberschnabels	—	„	11	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	3	„	3	„
Die Länge des Schwanzes	4	„	—	„

Beim Weibchen ist:

Die Länge	9	Zoll	—	Linien.
Die Breite	10	„	9	„
Die Höhe des Tarsus	1	„	2	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	8,5	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	5	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	6	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	6,5	„
Die Länge des Oberschnabels	—	„	10	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	5,5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	3	„	3	„
Die Länge des Schwanzes	3	„	11	„

Die Iris ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau. Erlegt wurde dieser Buschwürger in einem der spärlichst bewachsenen Thäler der Samchara.

Rüppell, der größte Kenner der nordostafrikanischen Thierwelt, hat sich, wie es mir scheinen will, in seinen „Neuen abissinischen Wirbelthieren" sowohl, wie in der „Systematischen Uebersicht der Vögel Nordostafrikas" hinsichtlich der Familie der Raben einige Irrthümer zu Schulden kommen lassen, welche ich hier berichtigen möchte. Diese Irrthümer oder Mängel beziehen sich weniger auf Rabenarten derjenigen Landstriche, welche ich vorzugsweise ins Auge gefaßt habe, als auf solche, welche in Egipten vorkommen.

Rüppell führt die Nebelkrähe (Corvus cornix) nur als Wintergast in Egipten und Arabien auf, während dieser Vogel, wie in Griechenland, auch im Delta, in Mittelegipten und in einem großen Theile des unteren Nilthals südlich von Kairo, ein häufiger Standvogel ist. Ich habe Dies bereits an mehreren Orten erwähnt, und auch Heuglin bestätigt in seiner Systematischen Uebersicht der Vögel Nordostafrikas meine Angabe. Die Nebelkrähe ist in allen egiptischen Dörfern und Städten eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Sie brütet in den Gärten und selbst auf den Spaziergängen der Städte, häufig z. B. in den Alleen, welche von Kairo nach Bulakh und Schubra führen, am liebsten auf den Lebekakazien und Sikomoren, sodann auch auf Palmen.

Ferner nennt Rüppell die Dohle (Monedula turrium) einen in Unteregipten und dem steinigen Arabien „ungemein häufigen Vogel." Auch diese Angabe bedarf der Berichtigung. Während meines langjährigen Aufenthaltes in Egipten habe ich die Dohle nicht ein einziges Mal gesehen und bezweifle auch sehr stark, daß sie sich überhaupt bis nach Egipten verfliegt. Sie ist im Winter sogar in Spanien eine seltene Erscheinung, obwohl sie sich jetzt dort an einigen Stellen bleibend angesiedelt hat. Auch Heuglin bemerkt ausdrücklich, daß er die Dohle in Egipten niemals beobachtet. Höchst wahrscheinlich hat Rüppell sie mit der Saatkrähe (Corvus frugilegus) verwechselt,

und Dies ist um so leichter möglich, als ja, wie bekannt, die fliegende Saatkrähe häufig genug den der Dohle eigenthümlichen, hellklingenden Laut „Djak" auszustoßen pflegt. Die Saatkrähe erscheint allwinterlich in zahlreichen Flügen im Nilthale und kommt zuweilen noch in Nubien vor; weiter südlich habe ich sie nicht beobachtet. Bei Sues ist sie manchmal sehr gemein, jedoch ebenfalls nur während des Winters.

Die Elster (Pica caudata) giebt Rüppell als einen „ziemlich häufigen Wintergast" Unteregiptens an. Auch Dem muß ich widersprechen, und Heuglin scheint derselben Ansicht zu sein, weil er in seiner Uebersicht ebenfalls nur Rüppell anzieht. Ich habe die Elster niemals aufgefunden und auch nirgends Etwas von ihr gehört. Sie oder wenigstens eine ihr sehr verwandte Art (Pica mauritana) findet sich in Algier und Südspanien. Dort bietet ihr das Land aber auch alle Erfordernisse zu erwünschtem Wohlsein, während das wald- und buscharme Egipten ihr schwerlich genügen würde. Ein so auffallender Vogel, wie die Elster es ist, würde mir sicherlich von einem meiner arabischen Jäger beschrieben worden sein, und wenn nicht, würde ich den Vogel in den von anderen Europäern gemachten Sammlungen bemerkt haben. Beides ist nicht der Fall, und deshalb muß das Vorkommen der Elster in Egipten wenigstens einstweilen als fraglich angesehen werden.

Die übrigen Angaben Rüppells sind richtig. —

Auf unserer letzten Reise habe ich nur die drei im Verzeichnisse aufgeführten Raben beobachtet. Der Wüstenrabe (Corax umbrinus) ist in ganz Egipten, in Nubien und längs des rothen Meeres eine so gewöhnliche Erscheinung, daß man sich nur wundern kann, wie er Rüppell auf seiner Reise entgangen ist und erst in Hedenborg seinen Beschreiber gefunden hat.

Man darf sagen, daß dieser Vogel ebensowohl unsere Rabenkrähe, als unseren Kolkraben vertritt; denn er selbst ist gewissermaßen ein Mittelglied zwischen Beiden. Dem Kolkraben ähnelt er in seiner Gestalt, namentlich des abgerundeten Schwanzes und der spitzen Flügel wegen, in seinem Wesen, seinem Anstand, seinem Gang, seinem Flug und endlich in seiner Stimme; der Rabenkrähe in allem Uebrigen und zumal hinsichtlich seines zahlreichen Vorkommens. Immer aber ist er mehr Rabe, als Krähe, und wenn man das Leben des Kolkraben im hohen Norden oder in Südeuropa kennen gelernt hat, kann man

nur an dieſen denken, falls man den Wüſtenraben mit einem ſeiner Verwandten vergleichen will.

Der Wüſtenrabe meidet die großen Städte, nicht aber die Flecken und Dörfer. In allen ſeitab der gewöhnlichen Reiſeſtraße liegenden Ortſchaften iſt er nicht nur viel häufiger, als im Nilthale, ſondern auch viel zutraulicher. Schon in Nubien findet er ſich regelmäßig auf dem Lagerplatze ein, und hier, wie im ſteinigen Arabien, folgt er den Karavanen tagelang. In den Ortſchaften am rothen Meere iſt er ebenſo menſchenfreundlich, wie unſere Saat- oder Nebelkrähe im Winter. Er läuft hier ungeſcheut in den Straßen der Stadt umher und macht den Aasgeiern und Hunden ihre Nahrung ſtreitig.

Als echtem Raben iſt ihm eigentlich Alles recht. Während der Dattelreife ſitzt er auf den fruchtſchweren Wedeln und hackt ſich die reifſten Datteln ab; dem pflügenden Egipter folgt er wie eine Saatkrähe, auf dem Aaſe iſt er überall der erſte Ankömmling; am Meeresſtrande ſpaziert er während der Ebbe auf und nieder, um Muſcheln und Ringelwürmer und allerhand andere Seethiere aufzuleſen, bezüglich zu fangen. Den kleinen Strandvögeln, ja ſelbſt den Tauben und anderem Landgeflügel iſt er höchſt verhaßt, weil er ganz nach Art ſeines großen Verwandten als der zudringlichſte und eifrigſte Eierdieb angeſehen werden muß.

Seinen Horſt fand ich in den erſten Monaten des Jahres auf Bäumen, manchmal ganz niedrig über dem Boden. Er enthält vier bis fünf Eier von 22 Linien Länge und 15 Linien Durchmeſſer an der dickſten Stelle, von Färbung und Geſtalt unſerer Kräheneier. Im März ſind die Jungen bereits dem Ausfliegen nahe.

In allen von mir durchreiſten Ländern wird keiner der dort lebenden Raben gezähmt. Die Afrikaner ſcheinen wenig Freude an Hausvögeln zu haben, und ſolche, welche ihnen keinen Nutzen gewähren, halten ſie ſicherlich nicht. Aber man jagt auch den Raben nicht, obgleich man ſonderbarerweiſe ſein Fleiſch nicht verſchmäht. Zu meiner großen Verwunderung bat mich bei der erſten Wüſtenreiſe, welche ich machte, der Führer der Kameltreiber, für ihn einen Wüſtenraben, welcher in der Nähe unſeres Lagerplatzes erſchienen war, zu ſchießen. Ohne ihm eine Feder auszuziehen oder ihn ſonſt wie zu reinigen, warf er den Vogel ins Feuer, ließ

das Gefieder versengen, das Fleisch ein wenig rösten und verzehrte es dann mit großem Appetit. —

Nördlich des 18. Grades nördlicher Breite vertritt der weißbrüstige oder Schildrabe (Corax scapulatus) seinen dunklen Verwandten. Wie dieser, gehört er nur der Ebene an, nicht dem Gebirge; wenigstens habe ich ihn ebensowenig in bedeutenden Höhen gesehen, wie den Wüstenraben.

Der Schildrabe scheint nirgends in so großen Scharen vorzukommen, wie der Wüstenrabe, ist aber, im Innern Afrikas wenigstens, überall ebenso häufig, wie dieser. In der Samchara ist er keineswegs eine gemeine Erscheinung. Wir sahen ihn zwar alle Tage, jedoch immer nur paarweise, und bei unseren Lagerplätzen sind nie mehr, als ihrer zwei, zugleich erschienen. Von dem Augenblick an, wo wir das Gebirge betraten, ließ er sich nicht mehr sehen.

Auch der Schildrabe ähnelt unserm Kolkraben mehr, als der Rabenkrähe. Er ist ein höchst zierliches Thier. Sein Flug ist gewandt, leicht, schwebend und sehr schnell; dabei nimmt sich der Vogel prächtig aus. Die spitzen Schwingen und der abgerundete Schwanz geben ihm beinahe etwas Falkenartiges, und der weiße Brustfleck schimmert auf weit hin. Sein Gang ist ernst und würdevoll, aber doch leicht und fördernd; seine Stimme ist ein sanftes „Kurr", welches entfernt an manchen Ton des Kolkraben erinnert.

In allen Gegenden, wo der Schildrabe häufig ist, hat er sich mit dem Menschen befreundet. Scheu fand ich ihn nur in manchen Theilen der Samchara; doch war es auch hier mehr die fremdartige, ihm auffallende Erscheinung des Europäers, als die Furcht vor dem Menschen überhaupt, welche ihn bedenklich machte. Am Lagerplatze einer Karavane scheut er sich auch vor dem Europäer nicht mehr. In den Küstendörfern der Samchara ist er ein regelmäßiger Gast; im Dorfe Ed sah ich ihn auf den Firsten der Strohhütten sitzen, wie die Nebel- oder Saatkrähe auf unseren Gebäuden.

Sein Horst wird auf einzelnen Bäumen der Steppe oder des lichteren Waldes angelegt und enthält in den ersten Monaten der großen Regenzeit drei bis vier Eier. Ich habe dieselben nicht gesehen, aber genügende Beschreibungen von ihnen erhalten. Sie scheinen denen der übrigen Raben in jeder Hinsicht zu ähneln. Gegen die Jungen zeigt sich

das Elternpaar außerordentlich zärtlich, und muthvoll ſtößt es falkenartig auf den ſich nahenden Menſchen herab.

In ganz Oſtſudahn und Habeſch wird der Schildrabe von dem Menſchen geduldet oder, wenn man will, nicht beachtet. Als eigentlich unreinen Vogel betrachtet man ihn nicht; doch fällt es Niemand ein, ſich ſeiner zu bemächtigen und ſein Fleiſch zu benutzen. In der Gefangenſchaft habe ich ihn nie geſehen und auch nicht ſelbſt gehalten, weil ich zufällig keine Jungen von ihm bekam. —

Der letzte von mir beobachtete Rabe iſt der kurzſchwänzige (Corvus affinis), wie ich, bezeichnender als Rüppell, ihn nennen möchte. Wie dieſer große Forſcher darauf gekommen iſt, den Vogel mit unſerer Rabenkrähe zu vergleichen, weiß ich nicht. Mit letzterer hat er außer der ungefähr gleichen Größe nicht das Geringſte gemein: er iſt dem Kolkraben viel ähnlicher, als irgend einer Krähe. Seine Flügel ſind ſehr ſpitzig, das Gefieder glatt anliegend, der Schnabel ſtark; nur der Schwanz unterſcheidet ſich von dem Raben: er iſt das eigentlich Bezeichnende am ganzen Vogel und läßt ihn in jeder Entfernung mit aller Sicherheit erkennen. Wegen der Kürze der Steuerfedern erſcheint der Schwanz außerordentlich breit, aber auch die Flügel ſind verhältnißmäßig breit, und ſo erinnert das Thier im Fluge an das Bild eines ſchwebenden Buſſards. Die von Rüppell auf Seite 20 der „Neuen Wirbelthiere“ gegebenen Maße ſind im Ganzen richtig; doch kann ich ſie vervollſtändigen.

Beim Männchen beträgt:

Die Länge	1	Fuß	7	Zoll	—	Linien.
Die Breite	3	„	9	„	—	„
Die Höhe des Tarſus	2	„	—	„	4	„
Die Länge der Mittelzehe ohne Nagel .	—	„	1	„	9	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	1	„	1	„
Die Länge der innern Zehe	—	„	1	„	3	„
Die Länge der äußern Zehe	—	„	1	„	4	„
Die Länge des Oberſchnabels . . .	—	„	2	„	4	„
Die Länge des Unterſchnabels . . .	—	„	1	„	—	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	7	„	—	„
Die Länge vom Bug bis zur Flügelſpitze .	—	„	14	„	10	„

Für zwei Weibchen ſind die Maße folgende:

Die Länge	1 F.	6 Z.	2 L.	1 F.	6 Z.	3 L.
Die Breite	3 „	6 „	9 „	3 „	7 „	6 „
Die Höhe des Tarſus . . .	— „	2 „	2 „	— „	2 „	3 „
Die Länge der Mittelzehe . .	— „	1 „	7 „	— „	1 „	7 „
Die Länge der Hinterzehe . .	— „	1 „	1 „	— „	1 „	2 „
Die Länge der inneren Zehe .	— „	1 „	2 „	— „	1 „	3 „
Die Länge der äußeren Zehe .	— „	1 „	3 „	— „	1 „	3 „
Die Länge des Oberſchnabels .	— „	2 „	3 „	— „	2 „	2 „
Die Länge des Unterſchnabels .	— „	1 „	— „	— „	1 „	— „
Die Länge des Schwanzes . .	— „	6 „	6 „	— „	6 „	5 „
Die Länge des Flügels . . .	— „	14 „	2 „	— „	14 „	3 „

Die Farbe der Iris iſt ein dunkles Braun, Schnabel und Füße ſind ſchwarz.

Im Flügel iſt die vierte Schwinge die längſte; auf ſie folgt die dritte, die zweite, die fünfte, die ſechſte, die ſiebente und die achte, welche gleich der erſten iſt, ſodann die neunte u. ſ. w.

Der kurzſchwänzige Rabe iſt ein echter Gebirgsvogel. Wir ſahen ihn nie in der Samchara, aber von dem erſten Bergwall an bis zu den höchſten Höhen des Gebirges, welche wir beſuchten. Heuglin fand ihn noch in einer Höhe von elftauſend Fuß über dem Meere und oft in ungeheuren Geſellſchaften. In der Ebene habe ich ihn nur zwei Mal geſehen und zwar in Egipten. Hier fiel er mir wegen ſeines kurzen Schwanzes ſo auf, daß ich ihn augenblicklich als eine von dem Wüſtenraben verſchiedene Art erkannte und, weil ich in der Rüppell'ſchen Beſchreibung auf den kurzen Schwanz kein Gewicht gelegt fand, unter dem Namen Corvus brachyurus beſchrieb. Heuglin giebt auch Kordofahn als ſeine Heimat an, und Rüppell behauptet, ihn bei Schendi geſehen zu haben. Ich meines Theils habe ihn weder in Kordofahn, noch in Südnubien beobachtet und bin geneigt zu glauben, daß Rüppell den Wüſtenraben mit ihm, welchen er zur Zeit der Herausgabe ſeiner „Neuen Wirbelthiere“ noch nicht kannte, verwechſelt hat.

Im Gebirge wird man den kurzſchwänzigen Raben nirgends ver-

miſſen. Der ſo abweichend geſtaltete Vogel fällt bald ins Auge, und wenn man ihn nicht ſehen ſollte, muß man doch ſeine ſehr hoch klingende Stimme vernehmen. Dann ſieht man, gewöhnlich in ſehr bedeutender Höhe, ein Paar oder unter Umſtänden eine ganze Geſellſchaft ſchweben, oft auf große Strecken hin, ohne einen Flügel zu regen, ganz buſſardartig, wie denn überhaupt der kurzſchwänzige Rabe im Flug ſich von allen mir bekannten unterſcheidet. Auch im Sitzen wird man den Vogel nicht leicht verkennen. Die ſpitzen Flügel überragen den kurzen Schwanz um 3 bis 3½ Zoll, und dies eine Merkmal iſt ja für den Beobachter genug. Der gewöhnliche Laut iſt ein kolkrabenartiges „Kuck“ oder ein ſchwatzendes „Kua, Kua“.

Am Lagerplatz erſcheint der kurzſchwänzige Rabe mit derſelben Regelmäßigkeit, wie in den Gebirgsdörfern. Schon während des Abladens der Kamele kommt er herabgeflogen, wahrſcheinlich angelockt durch das herzbrechende Geſchrei der über jede Veränderung außer Faſſung gebrachten Thiere. Das Paar — denn der kurzſchwänzige Rabe wird einzeln nie geſehen — ſetzt ſich über dem Lager auf einem der höchſten Bäume oder auf einer Felſenſpitze nieder und ſchaut ſich von da oben unbeſorgt das Treiben der Menſchen an. Sobald es im Lager ruhiger wird, ſenkt er ſich hernieder, und nun ſpaziert er dreiſt zwiſchen den Gepäckſtücken und gelagerten Menſchengruppen umher. In den Gebirgsdörfern erſcheint er namentlich Morgens und gegen Abend, hier aber gewöhnlich in ſehr zahlreicher Geſellſchaft. Mit Sonnenaufgang bedecken ſich die großen Felsblöcke, welche um Menſa herumliegen, förmlich mit unſerem Raben. Paar ſitzt bei Paar, auch noch in der Menge den treuinnigen Zuſammenhang der Gatten bezeugend. Nachdem die Geſellſchaft hier unter Schreien und Lärmen ein halbes Stündchen oder länger verweilt hat, zertheilt ſie ſich, macht ſich in der Nähe der Miſtplätze der Dorfbewohner zu ſchaffen und entſchwindet nach und nach bis auf einige, wahrſcheinlich in unmittelbarer Nähe des Dorfes wohnende Paare vollſtändig. Gegen Abend erſcheinen alle wieder, ſammeln ſich erſt auf dem Felſen und fliegen dann nach den Wipfeln der größeren Bäume. Dort halten ſie, ganz nach Art unſerer Rabenkrähe, eine etwa halbſtündige Verſammlung ab, ſchwatzen und ſchreien durch einander und fliegen nach Untergang der Sonne auf und davon, jedenfalls den ſchon ſeit längerer Zeit benutzten Schlafplätzen zu.

Bei wenig anderen Raben habe ich ein ſo zärtliches und inniges Zuſammenhalten der Gatten geſehen, wie bei unſerem Kurzſchwanz. Auch der Unkundige muß auf den erſten Blick die zuſammenhängenden Gatten ſelbſt aus dem größten Haufen heraus erkennen. Das Paar ſitzt immer dicht neben einander, etwas abgeſondert von den übrigen und beſchäftigt ſich, wie es ſcheint, nur mit ſich ſelbſt. Wechſelſeitig breitet Einer den Flügel wie einen Schirm über den Gegenſtand ſeiner Liebe, und äußerſt zärtlich ruft er ihm dabei ein ſanftes „Guck, Guck, Guck“ zu, welches der Andere, wahrſcheinlich das Weibchen, mit einem einfachen „Guck“ beantwortet. Dieſes Flügelbreiten habe ich auch nur von unſerem Raben geſehen; doch iſt es recht gut möglich, daß auch der Kolkrabe in ähnlicher Weiſe ſeine Liebe kund giebt. Nach dieſer erſten Zärtlichkeit folgt gewöhnlich ein gegenſeitiges Berühren mit dem Schnabel, kein vollſtändiges Schnäbeln, aber doch an dieſes erinnernd. Ueber die Fortpflanzung habe ich keine Beobachtungen gemacht; ich kann blos ſagen, daß ſie nicht in die Zeit unſeres Aufenthaltes fiel.

Hinſichtlich des Verhältniſſes zwiſchen dem Menſchen und dem kurzſchwänzigen Raben gilt Daſſelbe, was ich bei dem vorhergehenden angegeben habe.

Es gelang mir leider nicht, einen jener glanzdroſſelartigen Vögel zu erlegen, welche die Felſen im Thale von Menſa und einen einzeln ſtehenden Felsblock auf der Hochebene maſſenhaft umſchwärmten. Ich habe die auffallenden Thiere kurzweg mit dem Namen „Felſenſtar“ bezeichnet, weil dieſe Benennung wenigſtens ihrem Weſen entſpricht, muß aber dahingeſtellt ſein laſſen, ob ich in ihnen wirklich einen Flug des Ptilonorhynchus albirostris vor mir hatte, wie ich nach meinen frühern Erfahrungen und der Rüppell'ſchen Beſchreibung ſchließen zu dürfen glaubte.

In ſeinem Weſen erinnert der Felſenſtar zumeiſt an unſere Dohle. Wie dieſe hält er ſich in Scharen zuſammen, wie dieſe umfliegt er ſchreiend den ein Mal gewählten felſigen Ort. Er klettert geſchickt an den Felswänden hin und läuft behend auf den Steinplatten auf und nieder: kurz, er iſt ſo recht eigentlich auf dem Felſen zu Hauſe. Im Fluge ſchwebt er mit weit ausgebreiteten Flügeln auf ziemliche Strecken dahin, dann

folgen einige raſche Flügelſchläge, und wiederum breitet er die Schwingen ſo weit wie möglich aus. Im Ganzen fliegt er ſehr leicht und zierlich. Höchſt ſelten entfernt er ſich weit von ſeinem Felſen. Dieſer dient ihm gewiſſermaßen zum Sammelpunkt, und namentlich gegen Abend ſieht man ihn ſchareuweiſe umherziehen oder bezüglich klettern. Einige höhere Bäume in der Nähe des ein Mal gewählten Standortes werden von hier aus gelegentlich beſucht, und dann vernimmt man auch regelmäßig den äußerſt klangreichen Geſang der Männchen. Der Lockton des Felſenſtares iſt ein wohlklingendes „Djui, Djui“, welches mich am meiſten an den Starenpfiff erinnert hat. Der Geſang iſt ſehr reich und etwa als das Mittel zwiſchen dem Droſſelſchlag und dem Starengeſang zu bezeichnen; doch fehlt ihm das Schnarrende der Stare gänzlich. Erſchreckt, ſtößt die Geſellſchaft ein lautes, etwa wie: „Wittitir, Wittu, Wittihu“ klingendes Geſchrei aus. Ich fand, daß der Vogel mindeſtens ebenſo ſcheu war, wie die großen Glanzdroſſeln, und habe mich vergeblich bemüht, ihn zu überliſten. Das gelang mir nicht ein Mal auf dem Anſtand unter ſeinem Lieblingsbaume und bezüglich an der Wand ſeines Felſens. Einer der Herankommenden bemerkte mich, warnte die übrigen, und nunmehr wich Alles ſorgfältig aus.

Die eigentlichen Glanzdroſſeln waren mit Ausnahme der weißbäuchigen Schuppendroſſel ziemlich ſelten in den von uns durchreiſten Gebieten. Im Innern Afrikas iſt namentlich die rothbäuchige Glanzdroſſel häufig und auch die ſchimmernde Verwandte nicht ſelten. Im Bogoslande wurde die erſtgenannte nur ein einziges Mal von Seiner Hoheit, dem Herzog, beobachtet und zwar am Ain-Saba, welcher, wie ich ſchon bemerkte, die eigentliche Verbreitungsgrenze der Vogelwelt des Oſtens und des Inneren von Afrika auszumachen ſcheint. Um Menſa beobachtete ich ſie nicht. Die eigentliche Glanzdroſſel (Lamprocolius chalybaeus) findet ſich dort zwar, aber auch nur paarweiſe. Ihre rothbäuchige Verwandte endlich ſah ich nur in der Samchara.

Hinſichtlich der Lebensweiſe und des Betragens erinnert die Glanzelſter (Lamprotornis aeneus) ebenſowohl an die Droſſeln, namentlich an die Miſteldroſſel (Turdus viscivorus), wie an unſere gemeine

Elſter (Pica caudata). Flug und Stimme ähneln den erſtgenannten Vögeln, der Gang und das Weſen den letzteren. In den Urwäldern begegnet man zu gewiſſen Zeiten kleinen Familien von ihr; ſonſt lebt ſie paarweiſe, aber gern in Geſellſchaften von anderen ihrer Sippe. Sie iſt ein äußerſt anziehender Vogel, lebendig, rege, laut, ein Thier, welches den Wald zu beleben verſteht. Ihr Geſang iſt droſſelartig, aber nicht viel werth, ihr Lockton ein wohlklingender Pfiff. Körner aller Art und Früchte bilden ihre ausſchließliche Nahrung.

Echte Droſſeln in ihrem Weſen ſind die beiden kurzſchwänzigen Glanzdroſſeln (Lamprocolius), namentlich die rothbäuchige (Lamprocolius rufiventris). Von ihr trifft man in allen Steppengegenden, welche mit niederem Buſchwerk beſtanden ſind, zahlreiche Flüge an; paarweiſe begegnet man ihr nur ſelten. Ein ſolcher Flug durchſtreift während des Tages ein ziemlich weites Gebiet, bald auf verſchiedenen Bäumen ſich ſammelnd, bald wieder laufend ſich zerſtreuend. In den Früh- und Abendſtunden ſetzt ſich die ganze Schar auf einen der höhern Bäume nieder, und die Männchen ſingen, nach Starenart, von dort herab ihr Morgen- oder Abendlied. Während des Mittags verbergen ſie ſich ſtill im Gezweig der Bäume, in den übrigen Stunden des Tages ſchweifen ſie raſtlos umher. Ihr Gang iſt der unſerer Singdroſſel, und dieſer ähneln ſie auch darin, daß ſie bei Verfolgungen immer auf kleine Strecken dahinfliegen, in einem Buſch ſich bergen, hier den Verfolger abwarten und wieder davoneilen, ſobald er ſich naht. Während ſie Nahrung ſuchen, iſt die ganze Geſellſchaft nicht einen Augenblick lang ruhig. Alles lärmt und ſchreit durch einander; auch während des Rennens und Fliegens ſchreien ſämmtliche Glieder einer Herde laut auf. Ihre große Regſamkeit läßt ſie bald bemerklich werden; doch iſt es nicht gerade leicht, ſie zu erlegen, weil ſie ſich mit ziemlicher Vorſicht dem Schützen zu entziehen wiſſen.

Die eigentliche Glanzdroſſel (Lamprocolius chalybaeus) bildet weit ſeltener ähnliche Flüge, ſondern hält ſich mehr paarweiſe. Sie trifft man ebenſowohl im dichteſten Gebüſch, wie auf den über die Ebene zerſtreuten Felsblöcken an. In ihrem Betragen und den Bewegungen erinnert ſie an ihre rothbäuchige Verwandte; der Flug aber unterſcheidet ſie dem geübten Auge doch aus jeder Entfernung. Er entſpricht ſo recht eigentlich den ſammtnen Flügeln: er iſt weich, wie dieſe, ziemlich leicht,

aber nicht fördernd, ſondern ſchleppend. Der Lauf iſt ſehr raſch, mehr ſprung-, als ſchrittweiſe. Er fördert und hat ganz das Raſtloſe der Droſſelarten. Abweichend von dem rothbäuchigen Verwandten, hält ſich die Glanzdroſſel nur ſo lange auf dem Boden auf, als ſie frißt; den übrigen Theil des Tages verbringt ſie auf Bäumen. Ihr Geſang iſt ganz unbedeutend, der Lockton unangenehm, mißlautend, kreiſchend. Die Glanzdroſſel beſitzt außer dem ſchönen Gefieder überhaupt nichts Anmuthiges. Dieſes Gefieder iſt aber auch ſo prachtvoll, daß man den Vogel immer von neuem bewundernd betrachtet.

Wenn man ſo durch das Düſter des Waldes geht, geſchieht es wohl manchmal, daß plötzlich ein heller Schein in das Auge fällt, vergleichbar einem Sonnenſtrahl, zurückgeworfen von einer ſpiegelnden Metall- oder Glasfläche. Der Schein iſt wirklich nichts Anderes, als der von dem Gefieder zurückgeworfene Sonnenſchein; denn wenn man die Glanzdroſſel aufgefunden hat, kann man gewahren, daß ſie bei günſtiger Beleuchtung mit jeder Bewegung einen Sonnenſtrahl zurückſpiegelt. Gleich nach dem Tode verliert das Gefieder den größten Theil ſeiner Schönheit; ſeine volle Pracht zeigt es nur, ſo lange die Glanzdroſſel lebt, ſo lange ſie ſich in der glühenden, afrikaniſchen Sonne bewegt.

Ehrenberg hat in ſeinem ausgezeichneten, aber leider unvollendeten Werke „Symbolae physicae“ nur die Beſchreibung des Weibchens gegeben; ich füge deshalb die Maße des Männchens hinzu.

Es beträgt:

Die Länge	—	Fuß	10	Zoll	3	Linien.
Die Breite	1	„	5	„	5	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	1	„	3	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	—	„	11	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	7	„
Die Länge der innern Zehe	—	„	—	„	7,5	„
Die Länge der äußern Zehe	—	„	—	„	7,5	„
Die Länge des Schnabels längs der Firſte	—	„	—	„	9	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	—	„	5	„
Die Länge des Flügels von der Spitze der dritten Schwungfeder	—	„	5	„	6	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	3	„	9	„

Die Farbe der Iris ist ein prächtiges Dunkelgoldgelb, der Schnabel und die Füße sind schwarz.

Die Maße des Männchens der rothbäuchigen Glanzdrossel sind folgende:

Die Länge beträgt	—	Fuß	7	Zoll	11	Linien.
Die Breite	1	„	1	„	5	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	1	„	2,5	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	—	„	11	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	5	„
Die Länge der innern Zehe	—	„	—	„	6,5	„
Die Länge der äußern Zehe	—	„	—	„	7	„
Die Länge des Oberschnabels	—	„	—	„	10	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	—	„	3	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	2	„	6	„
Die Länge v. Bug bis zur zweiten Schwinge	—	„	4	„	—	„

Die Iris ist braun, der Schnabel gelb, der Fuß bläulichschwarz. —

Von diesen beiden Vögeln unterscheidet sich die weißbäuchige Schuppendrossel (Pholidauges leucogaster) auch in ihrem Wesen und Benehmen, und Cabanis hatte ganz Recht, daß er sie zum Vertreter einer besondern Sippe erhob.

Man findet die Schuppendrossel in ziemlich zahlreichen Familien im Gebirge und zwar in der Tiefebene sogut, als auf der Hochebene von Mensa. In die Samchara hinaus streift sie auch; sie entfernt sich jedoch niemals weit von dem eigentlichen Gebirge; wenigstens haben wir sie nur in den dem ersten Gebirgswall zunächst gelegenen Thälern beobachtet. Sie ist ein echter Baumvogel, welcher nur selten auf den Boden herabkommt und hier immer äußerst kurze Zeit verweilt. In den Nachmittagsstunden sammelt sie sich, wie unsere Stare, auf gewissen Lieblingsbäumen; aber sie singt hier nicht, wie sie überhaupt ziemlich still ist. Man hört oft minutenlang nicht einen einzigen Ton von ihr. Die Familien bestehen aus 6 bis 20 Stück und, wie es scheint, sind die Männchen hier in bedeutend größerer Zahl vertreten, als die Weibchen; wir haben von den letzteren nicht ein einziges erlegt.

Selbſt in dem an ſchön gefiederten Vögeln ſo reichen Abiſſinien fällt die Schuppendroſſel wegen der Pracht ihrer Färbung auf. Namentlich wenn ſie fliegt, ſpielt das Sonnenlicht in wunderbarer Weiſe mit dem herrlichen Blau ihres Rückens. Wenn man den Vogel zum erſten Mal und fliegend ſieht, iſt man nicht im Stande, ſeine eigentliche Färbung zu erkennen. Die Oberſeite erſcheint kupferfarben mit einem ſchwachen Schein ins Violette, nicht aber blau, wie ſie doch wirklich iſt. Nur zuweilen und blos auf Augenblicke ſieht man, daß Dies auf Sinnentäuſchung beruht; aber man iſt dann geneigt, gerade die blaue Farbe als die durch beſondere Beleuchtung hervorgebrachte und ſo zu ſagen unnatürliche anzuſehen. Man ſtaunt, wenn man den Vogel herabgeſchoſſen hat und ihn in der Hand hält. Er ſcheint dann ſo ganz anders, als früher.

Der Flug der Schuppendroſſel iſt ſehr leicht und zierlich, dabei äußerſt raſch und behend, der Lauf ein droſſelartiges Hüpfen, wie denn überhaupt der Vogel mich vielfach an unſere Rothdroſſel erinnert hat. Aber er ſucht ſich mehr die Höhe als die Tiefe auf und fliegt, aufgeſchreckt, immer zunächſt den höchſten Bäumen zu, nicht, wie die Droſſeln, im Gebüſch fort. Wie es ſcheint, bevorzugt er die dem Waſſer nahegelegenen Bäume vor allen übrigen. An dem ein Mal gewählten Standorte hält er ſehr feſt. Bei Menſa z. B. ſahen wir ihn bei jeder Jagd ſo ziemlich auf denſelben Bäumen über dem Waſſer. Zur Zeit unſeres Aufenthaltes waren die Jungen bereits vermauſert und die Alten im Hochzeitskleide; doch fand ich aller Bemühungen ungeachtet kein Neſt auf und vermochte auch nichts Sicheres über das Fortpflanzungsgeſchäft zu erfahren. Dafür kann ich die genauen Maße geben, obwohl nur die dreier Männchen.

Es beträgt:

	Zoll Linien.	Zoll Linien.	Zoll Linien.
Die Länge	7 3	6 11	7 1
Die Breite	12 9	12 7	12 6
Die Höhe des Tarſus	— 9,5	— 10	— 10
Die Länge der Mittelzehe	— 8	— 7,5	— 8
Die Länge der Hinterzehe	— 5	— 4,5	— 4,5
Die Länge der innern Zehe	— 5	— 4,5	— 4,5
Die Länge der äußern Zehe . . .	— 6	— 5,5	— 5,5
Die Länge des Oberſchnabels . . .	— 8	— 6	— 7

	Zoll Linien.	Zoll Linien.	Zoll Linien.
Die Länge des Unterſchnabels . . .	— 4	— 3,5	— 4
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge .	4 2	3 —	4 —
Die Länge des Schwanzes	2 7	2 4	2 9

Die Farbe der Iris iſt ein ziemlich lebhaftes Braun; Schnabel und Füße ſind ſchwarz.

Auf meinen früheren Reiſen habe ich mich vergeblich bemüht, einen der afrikaniſchen Madenhacker kennen zu lernen. Im ganzen Oſtſudahn kam mir der ſo anziehende Vogel nicht zu Geſicht. Auch Rüppell giebt nur Abiſſinien als ſeine Heimat an; Heuglin dagegen ſcheint ihn vom weißen Fluſſe erhalten zu haben, weil er dieſen als Heimatsgebiet aufführt.

Der Madenhacker (Buphaga erythrorhyncha) iſt einer von denjenigen Vögeln, welche man nie verkennen kann. Es ſcheint wirklich, als vermöchte er ohne die größeren Säugethiere gar nicht zu leben. Nur in der Nähe derſelben findet er ſich und zwar bei den größeren Herden ebenſowohl, wie bei einzeln weidenden Thieren. Ich ſah ihn auf Pferden, Kamelen und Rindern. Seine Dienſte widmet er namentlich ſolchen Thieren, welche wunde Stellen haben und deshalb die Fliegen herbeilocken. Die Abiſſinier haſſen ihn, weil ſie glauben, daß er durch das Picken die aufgeriebenen Stellen reize und die Heilung verhindere. Die Thiere ſelbſt aber verrathen niemals, daß die Schmarotzerei des Vogels ihnen läſtig werde; ſie behandeln vielmehr den ſonderbaren Geſellen mit wirklicher Freundſchaft und laſſen ihn gewähren, gleichviel, wie er es treibe, ohne auch nur mit dem Schwanze nach ihm zu ſchlagen.

Ein mit Madenhackern bedecktes Pferd oder Kamel gewährt einen wirklich luſtigen Anblick. Ehrenberg ſagt ſehr richtig, daß unſere Vögel an den Thieren herumklettern, wie die Spechte an den Bäumen. Der Madenhacker weiß jede Stelle am Körper zu benutzen. Er hängt ſich unten am Bauche zwiſchen den Beinen an, ſteigt an dieſen herab, kopfunterſt und kopfoberſt, klammert ſich ſogar an den Geſchlechtstheilen feſt, ſetzt ſich auf die Naſe, auf den Rücken, kurz, ſucht ſo recht buchſtäblich

den ganzen Leib ab. Fliegen und Bremſen lieſt er geſchickt vom Felle auf; die Maden unter der Haut zieht er hervor, nachdem er ſich erſt eine Oeffnung gehackt hat. Aber er mag arbeiten, wie er will, die Thiere verharren ganz ruhig; ſie ſcheinen zu wiſſen, daß der augenblickliche Schmerz nur zu ihrem Beſten geſchieht.

Der Madenhacker ſeinerſeits vertraut übrigens auch nur dem Thiere: vor dem Menſchen nimmt er ſich ſehr in Acht. Bei Annäherung eines ſolchen und namentlich eines Fremden klettert die ganze Geſellſchaft, welche auf dem Pferde ſaß, raſch nach der Firſte des Rückens empor, ſetzt ſich feſt und ſchaut nun vorſichtig dem Ankommenden entgegen. Alle, welche ich ſah, ließen mich nicht näher als vierzig Schritte an ſie herankommen. Gewöhnlich erheben ſie ſich ſchon viel früher, ſteigen zuerſt in die Höhe, ſtreichen mit leichtem Fluge, die Flügel weit ausgebreitet, oft auf ziemliche Strecken hin und kommen in einem größeren Bogen wieder zurück. Wenn ſie Gefahr vermuthen, ſetzen ſie ſich dann aber nicht nochmals auf ein Thier, ſondern immer auf die höhern Steinblöcke, welche, zumal in der Nähe von Menſa, ſo häufig ſind. Auf Bäumen ſelbſt habe ich ſie *nie* geſehen.

Ueber das Fortpflanzungs- und Brutgeſchäft weiß ich Nichts zu erzählen.

Ehrenberg giebt in ſeinem großen Werke nur die von Bälgen genommenen Maße; deshalb will ich die von mir nach dem Fleiſch entnommenen hier folgen laſſen. Ich habe nur Männchen gemeſſen, weil keine Weibchen erlegt wurden.

Bei ihnen iſt:

	Zoll	Linien.	Zoll	Linien.	Zoll	Linien.
Die Länge	8	—	8	—	8	—
Die Breite	12	7	13	3	13	—
Die Höhe des Tarſus	—	9	—	9	—	9
Die Länge der Mittelzehe ohne Nagel	—	6,5	—	7	—	6,5
Die Länge der Hinterzehe	—	3	—	3	—	3,5
Die Länge der innern Zehe . . .	—	4	—	4,5	—	4,5
Die Länge der äußern Zehe . . .	—	3,5	—	4	—	4
Die Länge des Oberſchnabels . .	—	7	—	8	—	8

	Zoll	Linien.	Zoll	Linien.	Zoll	Linien.
Die Länge des Unterſchnabels . .	—	3,5	—	3,5	—	3
Die Länge vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	4	—	4	2	4	1
Die Länge des Schwanzes . . .	3	3	3	—	3	6

Die Farbe der Iris iſt ein ſchönes Goldgelb, der Schnabel iſt lichtroth, der Fuß braungran gefärbt; der Augenring (welcher im Leben viel größer iſt, als auf der von Ehrenberg gegebenen Abbildung) hat dieſelbe Färbung, wie das Auge.

Im ganzen Innern Afrikas verleihen die Neſter der Webervögel gewiſſen Bäumen einen prächtigen Schmuck. Bäume, welche mit einem Theil ihrer Krone ein Waſſer beſchatten, werden von unſern gefiederten Künſtlern allen übrigen vorgezogen. Sie ſind zuweilen mit Neſtern ganz bedeckt. Aber im Nothfall ſiedelt ſich eine Webervogelſchar auch an anderen Mimoſen an, vorausgeſetzt, daß dieſe einen ſchlanken und ziemlich hohen Stamm beſitzen. Nächſt den Mimoſen iſt es zumeiſt der Chriſtusdorn, welcher mit Neſtern behangen wird, und nur in Umkullu ſah ich auf den Parkingſonien die prächtigen Gebäude ſchweben.

Die Webervogelanſiedelungen können geradezu als bezeichnendes Merkmal für Innerafrika gelten. Sie verleihen den Bäumen ein ganz eigenthümliches Gepräge. Erſt ſüdlich des 16. Grades trifft man die eigentlichen hängeneſterbauenden Webervögel an. Der Feuerfink (Euplectes ignicolor), auch ein Weber, baut kein ſo künſtliches Gebäude, wie ſeine Familienverwandten. Er legt ſich aus friſchem, grünen Graſe ein hübſches Neſtchen an, hängt dieſes aber nicht an die äußerſten Spitzen der Zweige, ſondern legt es zwiſchen den unterſten Halmen der Durrahſtengel oder, unter Umſtänden, im niederen Geſtrüpp der Wälder an. Eigentliche Hängeneſter bauen von den in meinem Verzeichniß aufgeführten Webern nur der gelbe und der graugrünliche Webervogel. Für dieſe eigenthümlichen Künſtler iſt es bezeichnend, daß ſie ſtets in größeren Geſellſchaften brüten. Ein Webervogelneſt an einem Baume iſt eine Seltenheit; gewöhnlich findet man ihrer zwanzig, dreißig, ja, es giebt

Bäume, welche mit ihnen beladen ſind. Der Feuerfink iſt auch ein geſelliges Thier; allein er baut doch niemals dem Neſt eines andern Artverwandten ſo nahe, wie die übrigen. Im erſten Extraheft von Cabanis Journal für Ornithologie, Seite 98, habe ich den Bau der Webervögelneſter genau beſchrieben; dem dort Geſagten weiß ich Nichts beizufügen, als daß die älteren Neſter von kleineren Finkenarten zuweilen benutzt werden. Hierauf hat zuerſt Heuglin aufmerkſam gemacht. Bemerken muß ich noch außerdem, daß die Webervögel beim Füttern nicht in das Innere der Gebäude eindringen, ſondern einfach ſich unten anhängen und blos den Kopf durch den Eingang des Neſtes ſtecken, um ihre hungrige Brut zu äzen.

Die beiden Webervogelarten, welche ich anführte, bewohnen ſo ziemlich daſſelbe Gebiet. Der graugrünliche ſcheint häufiger zu ſein, als der gelbe. Er brütet ſchon in den Gärten von Umkullu in zahlreicher Menge. Den gelblichen beobachtete ich zuerſt in den Thälern der Samchara, welche nahe dem Gebirge liegen, und in den Gebirgsthälern ſelbſt. Doch ſcheint es, als ob er nicht ſo hoch im Gebirge hinaufſteige, als jener, welcher auch im Süden ungleich häufiger iſt, als alle übrigen Verwandten. Man findet die Webervögel ſtets in Geſellſchaften, während der Brutzeit, welche in unſeren Gebieten mit der Zeit unſeres Aufenthaltes zuſammenfiel (März, April), in der Nähe des ein Mal gewählten Wohnſitzes, während des übrigen Jahres in Flügen, welche umherſchwärmen, wie unſere Finken vor Beginn der Zugzeit.

Unſere Vögel ſind echte Finken und gleichſam ein Gemiſch von verſchiedenen und bekannteren Arten. Dies ſpricht ſich in ihrem ganzen Weſen aus. Nur die unter allen Umſtänden ſich gleichbleibende Geſelligkeit iſt ihnen eigenthümlich. Morgens und Abends erſcheinen ſie ſcharenweiſe auf gewiſſen Bäumen, während der Brutzeit ſelbſtverſtändlich auf dem, welcher die Neſter beherbergt. Die Männchen ſitzen auf den Spitzen der höchſten Zweige und ſingen. Der Geſang iſt keineswegs ſchön, aber im höchſten Grade gemüthlich. Das ſpinnt, ſchwatzt und ſchnarrt und pfeift durch einander, daß man gar nicht daraus klug werden kann! Die Weibchen ſetzen ſich neben die Männchen und hören deren Liedern mit wahrer Begeiſterung zu.

So treibt ſich die Geſellſchaft bis ein paar Stunden nach Sonnenaufgang herum; dann geht ſie auf Nahrung aus. In den Mittagsſtunden

ſind die Webervögel ſtill: es iſt die Zeit, in welcher ſie ſich nach den Trinkplätzen begeben. In dem Gebüſch um die Lachen oder in ſolchen, welche an einer ſeichten Stelle des Stromes liegen, ſammeln ſie ſich jetzt in verſchiedenen Flügen, manchmal zu Tauſenden, ſchreien und lärmen in ihm nach Art unſerer Sperlinge und ſtürzen ſich plötzlich alle zuſammen auf ein Mal an das Waſſer, nehmen hier einen Schluck und eilen ſo ſchnell wie möglich wieder in das Gebüſch zurück. Zu dieſem eiligen Trinken haben ſie ihre guten Gründe; denn ihre Hauptfeinde, die Sperber und die kleinen Edelfalken, zumal der rothhälſige (Falco ruficollis), lauern über den Bäumen auf die Durſtigen und ſtürzen ſich pfeilſchnell unter ſie, ſowie ſie das ſichere Gebüſch verlaſſen. Gewöhnlich verweilt eine Webervogelſchar ſtundenlang an ein und derſelben Stelle und während dieſer Zeit ſtürzt ſie ſich vielleicht zehn oder zwanzig Mal an das Waſſer hinab. Nachmittags geht es wieder zum Futterſuchen, und Abends ſammelt ſich die Schar auf demſelben Baume, welcher am Morgen ſie vereinte, und daſſelbe Lied wird geſungen oder bezüglich geſponnen.

Die Mauſer der Weber beginnt im Oſtſudahn in den Monaten Juli bis Auguſt. Sie vereinigt noch größere Scharen, als gewöhnlich, und dieſe ſtreifen nun längere Zeit mit einander umher.

In den Urwäldern am blauen Fluſſe wurden die erſten Neſter mit Beginn der Regenzeit angelegt, und ſchon im Auguſt fand ich die grünlich und weiß gefärbten, braun befleckten und geſprenkelten Eier der verſchiedenen Arten. In unſeren Beobachtungsgebieten dagegen brüteten beide Arten im März und April. Deshalb iſt wohl anzunehmen, daß manche Webervögel, wie z. B. der grünlichgraue und der gelbe, zwei Mal im Jahre niſten. Ich wenigſtens kann nicht glauben, daß das abiſſiniſche Gebirge eine ſo große Wirkung auf das Leben der Vögel äußern ſollte, daß dieſelben Thiere, welche wenige Längsgrade weſtlicher im Auguſt und September brüten, dort ſchon, oder erſt, im März und April zur Fortpflanzung ſchritten.

Die Arten der Webervögel ſind mit Vorſicht zu beſtimmen. Nach meinen Erfahrungen ſchwanken namentlich die Größenverhältniſſe in ziemlich weiten Grenzen. Ich gebe hier einige Maße unſerer Vögel, theils ſolche, welche ich auf der letzten Reiſe entnahm, theils frühere.

Bei vier Männchen des grüngrauen Webervogels beträgt:

	Zoll	Linien.	Zoll	Linien.	Zoll	Linien.	Zoll	Linien.
Die Länge	6	7	6	4	6	3	6	2
Die Breite	10	9	10	4	9	9	9	8
Die Höhe des Tarsus	—	10,5	—	10,5	—	10	—	10
Die Länge der Mittelzehe ohne Nagel	—	—	—	—	—	7,5	—	8
Die Länge der Hinterzehe	—	—	—	—	—	5	—	5
Die Länge der innern Zehe	—	—	—	—	—	5	—	5
Die Länge der äußern Zehe	—	—	—	—	—	5,5	—	5,5
Die Länge des Oberschnabels	—	9,5	—	9,5	—	9	—	8,5
Die Länge des Unterschnabels	—	—	—	—	—	4	—	4
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	—	—	—	—	2	—	2	—
Die Länge des Schwanzes	—	—	—	—	2	5	2	5

Zwei Weibchen, welche mit den beiden ersten Männchen erlegt worden sind, sind:

lang	6 Zoll	2 Linien.	6 Zoll	1 Linien.
breit	9 „	9 „	9 „	9 „
ihr Tarsus mißt	— „	10 „	— „	10 „
ihr Oberschnabel	— „	9,5 „	— „	9,5 „

Dagegen sind die hauptsächlichsten Maße von drei andern Männchen folgende:

Die Länge	5 Z. 7 Lin.,	5 Z. 6 Lin.,	5 Z. — Lin.
Die Breite	9 „ 3 „	9 „ 2 „	8 „ 2 „
Die Höhe des Tarsus	— „ 9 „	— „ 9 „	— „ 8,5„
Die Länge d. Oberschnabels	— „ 8,5„	— „ 8,5„	— „ 6,5„

Und zwei mit diesen Männchen erlegte Weibchen messen:

In der Länge	5 Zoll	— Linien.	5 Zoll	— Linien.
In der Breite	8 „	3 „	8 „	2 „
Ihr Tarsus ist hoch	— „	8 „	— „	8 „
Ihr Oberschnabel	— „	7 „	— „	7 „

Die Farbe der Iris ist nicht braun, wie bei Rüppell angegeben, sondern hellgelb, der Schnabel ist schwarz, der Fuß röthlich.

Bemerken will ich noch, daß der graugrünliche Webervogel in den Brutansiedelungen nicht so zahlreich auftritt, wie sein Verwandter, dagegen sich aber außer der Brutzeit in ungeheuren Scharen zusammenschlägt.

Die Maße des gelblichen Webervogels kann ich leider nicht geben; er wurde nicht erlegt, obgleich es leicht gewesen wäre.

Auf einigen hohen Mimosen in der Samchara fand ich während unserer Reise Ansiedlungen des großen schwarzen Webers (Textor alecto). Dieser Vogel ist unbedingt eine der merkwürdigsten Erscheinungen aus seiner ganzen Verwandtschaft. Er ist ein Fink und erinnert doch wieder in mehr als einer Hinsicht an die Drosseln; er ist ein Webervogel und baut sich ein Nest, welches mit dem unserer Elster weit mehr Aehnlichkeit hat, als mit den zierlichen Gebäuden, die seine Verwandten aufführen. Von diesen unterscheidet er sich in Geschrei und Wesen noch viel auffallender, als in seiner Gestalt.

Man kann nicht gerade sagen, daß der schwarze Weber ein besonders häufiger Vogel wäre: ich habe ihn erst südlich des 16. Grades der nördlichen Breite und gar nicht oft gefunden. Wo er vorkommt, bildet er Gesellschaften; einzeln sieht man ihn nicht. Die Gesellschaften sind nicht zahlreich. Ich zählte auf den Bäumen drei, sechs, dreizehn und achtzehn Nester. Es gehört aber auch schon ein ziemlich großer Baum dazu, um soviel dieser sonderbaren Gebäude zu tragen. Jedes Nest nämlich ist ein wahrhaft ungeheurer Bau von drei bis vier Fuß im Durchmesser. Es besteht aus Reisern und Zweigen, zumal denen der Mimose, welche trotz ihrer Dornen benutzt werden. Diese Zweige legt und flicht der Vogel zwischen Astgabeln, aber so wirr durch einander und so unordentlich zusammen, daß man beinahe bis in das Innere der Nestkammer blicken kann. Nach außen hin sieht das Nest kratzborstig aus. Von der einen Seite, nach meinen Beobachtungen vorzugsweise von der westlichen, führt ein Eingang in das Innere. Dieser ist im Anfang so groß, daß man bequem mit der Faust eindringen kann, verengert sich aber mehr und mehr und geht endlich in einen Gang über, welcher gerade für den Vogel passend,

also dem Eingang in unseren Starkasten ungefähr gleich ist. Der innere Theil des Nestes ist mit feinen Würzelchen und mit Gras ausgefüttert.

Ein solcher Nestbaum nun wird zu gewissen Zeiten des Jahres von einer überaus lärmenden Gesellschaft bewohnt. Bei Charthum beobachtete ich, daß der schwarze Weber im Anfang der Regenzeit brütet; in der Samchara nistete er im April; es mag also für ihn wohl Dasselbe gelten, was ich vorhin bemerkte.

Ich weiß nicht, ob unsere Vögel während der übrigen Zeit des Jahres ebensoviel Lärm verursachen, wie während der Brutzeit. Die Ansiedelungen, welche ich kennen lernte, machten sich schon von weitem durch das Geschrei der Vögel bemerklich. Die Stimme ist sehr laut und verschiedenartig. Während weniger Minuten, welche ich unter einem Baume verweilte, schrieb ich mir folgende Laute nieder. Eins der Männchen begann: „Ti, ti, terr, terr, terr, zerr, zäh", das andere antwortete: „Gai, gai, zäh", ein drittes ließ den Ton „Gnik, guik, guk, guk, gäh" vernehmen. Andere schrien: „Gü, gü, gü, gü, gäh", und einige spannen nach Kräften. Es ging zu, wie bei einem Bienenschwarm. Die einen kamen, die anderen gingen, und es schien beinahe, als hätten sich fast noch alle ausgeflogenen Jungen auf dem Baume versammelt; denn mit den wenigen Nestern stimmte die große Menge der Vögel nicht überein.

Der Flug des schwarzen Webers ist leicht, viel schwebend und durch langsame Flügelschläge ausgezeichnet. Die Flügel werden sehr hoch getragen. Der Lauf ist rasch und behend, und außerdem versteht das Thier das Klettern ganz meisterhaft. Dies sind meine Beobachtungen; ihnen füge ich noch die Maße bei.

Es beträgt:

	beim Männchen:	beim Weibchen:
Die Länge	— Fuß 9 Zoll 6 Lin.	— Fuß 9 Zoll 6 Lin.
Die Breite	1 „ 2 „ — „	1 „ 2 „ 7 „
Die Höhe des Tarsus .	— „ 1 „ 1 „	— „ 1 „ 1 „
Die Länge der Mittelzehe	— „ 1 „ — „	— „ — „ 11 „
Die Länge der Hinterzehe	— „ — „ 7 „	— „ — „ 6 „
Die Länge d. inneren Zehe	— „ — „ 7 „	— „ — „ 7 „
Die Länge d. äußeren Zehe	— „ — „ 8 „	— „ — „ 8 „
Die Länge des Oberschnabels	— „ 1 „ — „	— „ — „ 10,5 „

	beim Männchen:	beim Weibchen:
Die Länge des Unterschn.	— Fuß — Zoll 6 Lin.	— Fuß — Zoll 5 Lin.
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge .	— „ 4 „ 5 „	— „ 3 „ 8 „
Die Länge des Schwanzes	— „ 3 „ 8 „	— „ 3 „ 8 „

Die Farbe der Iris ist braun, der Schnabel horngelb, an den Schneiden und an der Spitze bläulich. Die Füße sind schmuzig-grau. Unter den Schwingen ist die fünfte die längste; auf sie folgt die sechste, vierte, dritte, zweite, siebente, achte.

Jene unter dem Namen „Witwen“ (Vidua) bekannten Finken sind verhältnißmäßig selten in unseren Beobachtungsgebieten. Die rothschnäbelige Art (Vidua principalis) sah ich nur ein einziges Mal und auch die Paradieswitwe (Steganura paradisea) nicht häufig. Im Sudahn begegnet man beiden Arten öfter. Die rothschnäbelige Witwe bewohnt dort mehr die Steppenwaldungen und reicht auch weiter nach Norden hinab, als ihre Verwandte. Diese gehört dem Urwald an und findet sich vom 15. Grad nördlicher Breite an südlich ziemlich häufig.

Die Witwen erinnern mehr, als an andere finkenartige Vögel, an die Ammern. Sie leben während der Brutzeit paarweise, sonst aber in Gesellschaften, welche namentlich zur Zeit der Mauser sehr zahlreich werden können. Ihr prachtvoller Federschmuck kennzeichnet sie auf jede Entfernung; viel schwerer aber sind sie zu unterscheiden, wenn sie ihr Winterkleid tragen: denn dann ist nicht nur ihre Gestalt eine ganz andere geworden, sondern auch ihr Betragen. Bei allen Witwen unterscheidet sich das Männchen im Flug leicht von dem Weibchen. Es schleppt mit Mühe das schwere Gebäude seiner Schwanzfedern durch die Lüfte, während jenes leicht dahinfliegt. Dieselbe Leichtigkeit des Fluges aber nimmt es an, wenn es seinen Schmuck verloren hat. Dann fliegt es ganz nach Art der Ammer. Der lange Schwanz bedingt auch nicht unwesentlich die ganze Lebensart unserer Vögel. Sie halten sich so viel als möglich auf den Bäumen auf und kommen nur an grasarmen Stellen auf die Erde herab.

Dort trippeln ſie ſonderbar umher, gleichſam als wollten ſie ihre Schmuckfedern vor der Abnutzung beſtmöglichſt ſchützen. Dennoch ſchleifen dieſe immer auf dem Boden nach und reiben ſich deshalb auch bald ab.

Alle Witwen mauſern zwei Mal. Das Winterkleid, welches während der heißen Monate des Jahres angelegt wird, gleicht dem Kleide des Weibchens; das Hochzeitkleid iſt das bekannte. Es wird kurz vor Beginn der Regenzeit angelegt und etwa vier Monate lang getragen. Die Federn des Schwanzes wachſen außerordentlich raſch, ſind aber gegen Ende der Regenzeit ſchon ſehr abgenutzt und fallen im Januar und Februar bereits aus. Dann beginnt die Mauſer und mit ihr das Herumſchweifen von einem Ort zum anderen.

Das übrige Leben unſerer Vögel und zumal jenes der Paradieswitwe iſt ſo bekannt, daß ich Nichts darüber zu ſagen habe. Man ſieht ja jetzt die Witwen in allen zoologiſchen Gärten und häufig auch in den Käfigen der Liebhaber.

Schon von Südnubien an, nach dem Innern zu, macht der prächtige Blutfink (Lagonosticta minima) dem Hausſperling ſein Recht ſtreitig, d. h. ſiedelt ſich, wie er, in den Wohnungen der Menſchen an. In Südnubien und in ganz Oſtſudahn iſt dieſes nette Vögelchen ziemlich häufig, längs der abiſſiniſchen Küſte und noch mehr im Gebirge dagegen ſelten. Auf dieſer Reiſe wurde der Blutfink nur ein einziges Mal beobachtet und erlegt, hoch oben im Walde von Menſa. Als eigentlichen Hausvogel ſahen wir ihn nirgends.

Der Blutfink gleicht in ſeinem Betragen den übrigen kleinen Verwandten ſeiner Familie, welche wir jetzt in allen Thiergärten und bei Vogelhändlern zu beobachten Gelegenheit haben. Er iſt ein geſelliges Thierchen, welches gern mit anderen ſeiner Art und mit Verwandten ſich zuſammenſchart, im dichten Gebüſch ſich verbirgt, die Sämereien verſchiedener Gräſer und ölhaltige Körner zuſammenlieſt und gegen die Brutzeit hin zu den Wohnungen der Menſchen kommt, um dort an irgend einer paſſenden Stelle einen mächtigen Haufen von Grashalmen zum Neſte zuſammenzuſchichten. — Der Geſang iſt recht niedlich, aber ſehr einfach und leiſe, wie er denn überhaupt ein ſtiller, anſpruchsloſer Geſell iſt. —

Nicht Daſſelbe möchte ich vom Glanzfink (Hypochera nitens) ſagen. Ihn fand ich wenigſtens ein Mal in der Samchara auf. In Nubien iſt er häufig, im Sudahn an vielen Stellen gemein. Nach meinen Erfahrungen iſt er der zweite Tropenvogel, welchem man begegnet, wenn man, von Norden herkommend, in das Innere eindringt. Er findet ſich ſchon in Dongola und iſt in dem Lande der Scheikie überall zu bemerken. Die Nubier haſſen ihn, weil er mit dem Feuerfink ſich verbindet, wenn es gilt, die Felder zu plündern. Aber man verſcheucht ihn nur aus dieſen und verfolgt ihn nicht weiter. Die Zeit ſeiner Liebe fällt mit der Reife der Durrah zuſammen, ungefähr in die Monate Januar bis März. Das Neſt, welches auf irgend einem der Bäume angelegt wird, iſt ein wirrer Grashaufen. Geſang und Weſen des Vogels ſind bekannt.

Wenig Vögel ſind geeigneter, als die Hausſperlinge, den Streit zwiſchen den Verfechtern der „klimatiſchen Varietäten“ und den Artgläubigen zu erhalten. Noch in gar manchem Werke der neueren Naturforſcher finden wir den italieniſchen Sperling (Passer italicus s. cisalpinicus) und den ſpaniſchen Sperling (Passer salicarius s. hispaniolensis) hartnäckig als klimatiſche Varietät unſeres treuen Hausfreundes Spatz verzeichnet, und dieſer Lehre zufolge muß denn auch der von mir Passer rufidorsalis genannte, mittelafrikaniſche Hausſperling eine durch das Klima veränderte Spielart ſein.

Die Sache verhält ſich etwas anders, als die Herren am Muſeum meinen. Ueber den italieniſchen Sperling vermag ich aus eigener Erfahrung nicht zu urtheilen: ich kenne ihn nicht; dafür aber kann ich mit aller Beſtimmtheit ſagen, daß Derjenige, welcher in dem ſpaniſchen Sperling nur eine Spielart unſeres Hausſperlings ſieht, eben kein Naturforſcher iſt. Unſer Hausſpatz nämlich beſitzt die Eigenſchaft, unter jedem Klima ſich ſehr wohl zu befinden, vorausgeſetzt, daß es Getreidefelder in der Nähe giebt. Ich habe ihn in Lappland und Norwegen, in Deutſchland, Spanien und Griechenland, in Egipten und Nubien kennen gelernt und zu meiner wirklichen Ueberraſchung gefunden, daß er überall genau derſelbe iſt und auch in Spanien durchaus noch nicht unter klimatiſchem Einfluſſe gelitten hat. Ja, gerade dort fand ich eine früher in Egipten

gemachte Beobachtung nur bestätigt, die nämlich, daß der sogenannte spanische Sperling nichts weniger als ein Hausspatz, sondern ein Vogel ist, welcher nur da sich wohl befindet, wo die Gegend sumpfig ist. In Egipten lebt der spanische Sperling in den Reisfeldern, welche bis zu ihrer Reife unter Wasser gehalten werden, in Spanien nur an größeren Flüssen, und deshalb nennen ihn die Spanier auch Gorrion molinero „Sperling der Müller". Zu den Häusern heran kommt er höchst selten, blos dann, wenn besagte Häuser am Flusse liegen. Mit dem gewöhnlichen Spatz hat er gar Nichts gemein, und selbst der Laie muß ihn am Fluge oder an seinem Geschrei unter allen Umständen sofort erkennen. Der Hausspatz dagegen sucht überall den Menschen auf und weiß sich allerorts in Land und Leute zu finden. Er trägt alle Erfordernisse eines Weltbürgers in sich und gehört deshalb auch einem großen Theile der Erde an. Aber eine Grenze für ihn giebt es doch. Südlich des 18. Grades findet er sich nicht mehr. Dort vertritt ihn eben unser rothrückiger Spatz, ein ihm sehr nahverwandter, aber weit schöner gefärbter Vogel. Ich entdeckte ihn in Charthum, fand ihn aber auch in Mocha und Aden auf; somit scheint auch er eine ziemlich große Verbreitung zu haben. In seinem Wesen und Sein unterscheidet er sich von unserm Sperling nicht. Auch er findet sich blos da, wo der Getreidebau blüht und meidet die Walddörfer.

Diese haben ihre eigene Art, den „einfachen" oder Swainson zu Ehren benannten Sperling (Passer simplex), ein hinsichtlich der Färbung und Größe von dem Hausspatz sehr verschiedener, bezüglich des Wesens und Betragens ihm aber sehr ähnlicher Vogel. Der einzige Unterschied, welchen ich wahrnahm, ist, daß der einfache Sperling auch oft fern von den Wohnungen, mitten im Walde getroffen wird, nach Art unseres Feldsperlings (Passer montanus) etwa, welcher doch auch in Feldhainen vorkommt. Im Uebrigen erinnert der einfache Spatz vollständig an seinen weltbekannten Vetter. Seine Stimme z. B. ist ein echtes Sperlingsgeschrei. Das „Tschilp, Zilli und Zerre" ist auch ihm eigenthümlich. Die Bewegungen, die Nahrung, die Klugheit, die Art und Weise seines Nestbaues unterscheiden ihn von unserem Sperling wenig oder nicht. Im April baut er eifrig an seinem Neste, welches gern in den Häusern, z. B. in der Spitze der kegelförmigen Dächer, sonst aber nach jedes Ortes Gelegenheit angelegt wird. Ich beobachtete, daß er schon

ſolche Hütten beſucht und bewohnt, welche noch nicht fertig, d. h. noch nicht einmal gedeckt ſind. Von dem Hausſperling unterſcheidet er ſich auch noch darin, daß er nicht ſo große Geſellſchaften bildet, ſondern ſtreng paarweiſe lebt. Sonſt iſt mir aber nichts Abſonderliches aufgefallen.

Die Geſchlechter ſind ſich in der Größe ziemlich gleich.

Beim Männchen beträgt:

Die Länge	6	Zoll	7	Linien.
Die Breite	10	„	5	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	10	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	7,5	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	4	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	5	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	5	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	6	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	4	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	3	„	3	„
Die Länge des Schwanzes	2	„	8	„

Die Farbe der Iris iſt licht-rothbraun, der Schnabel iſt ſchwarz, die Füße ſind röthlich.

Unter den Schwingen iſt die vierte die längſte; auf ſie folgt die dritte, die fünfte, die zweite, die ſechſte, die erſte und die ſiebente.

Unſere Beobachtungsgebiete ſcheinen ziemlich reich an Ammern zu ſein. Wir fanden nur eine Art von ihnen, den geſtreiften Ammer (Fringillaria septemstriata), aber auch dieſen blos einzeln in den breiteren Niederungen der Samchara und in den tiefen Gebirgsthälern. Viel häufiger iſt derſelbe Vogel in Südnubien, und zwar lebt er hier an den öden, felſigen Ufern des Stromes; auch iſt er einer von den wenigen, nicht ſandfarbenen Vögeln, welche bis in das Herz der Wüſte eindringen. In ſeinem Betragen und Weſen iſt er durchaus ein Ammer. Er lebt halb

auf der Erde, halb im Gebüſch, nährt ſich von feinen Sämereien und ſingt die einfache Strophe ſeines Liedes, in welchem der alle Mitglieder ſeiner Sippe bezeichnende Ton „Zieb“ wiederholt vorkommt. Seine Brutzeit fällt in die Monate unſeres Frühjahrs: doch iſt es mir nie gelungen, ein Neſt von ihm zu erhalten. Unter allen mir bekannten Ammern iſt er der zarteſte und ſchwächlichſte. Sein Fell iſt ſo haltlos, daß ſelbſt der feinſte Vogeldunſt zu grob erſcheint. Ein Schuß mit Sand genügt vollſtändig, den Schwächling zu erlegen. Wahrſcheinlich iſt er überall, wo er vorkommt, Standvogel.

Afrika zeigt uns ſo recht verſtändlich, daß jedes Kind ein Geſchöpf, ein Erzeugniß ſeiner Heimat iſt und ihr vollſtändig entſpricht. Dies tritt namentlich bei den Wüſtenthieren ſehr klar vor das Auge: ſie tragen alle das gleiche Gewand, jenes iſabellfarbige, dem Sande gleichſam entſtammte.

Die Haubenlerchen Afrikas ähneln in Geſtalt und Weſen denen, welche bei uns leben; einige unterſcheiden ſich aber durch ihre Färbung. Dieſe iſt nämlich auch in Afrika eine wechſelnde, je nach der Oertlichkeit. Auf dem dunkeln Schlammboden des Nillandes leben Haubenlerchen, welche ſich von den unſrigen durchaus nicht unterſcheiden; wenige Schritte davon in der Wüſte werden ſie durch ganz verſchiedenartig gefärbte vertreten. Die eigentliche Wüſte beherbergt die ſandfarbene Art, welche ich Galerita flava genannt habe; in den Steppen lebt mehr die gilbliche Haubenlerche (Galerita lutea) und auf den dunkeln Geländen Abiſſiniens endlich die abiſſiniſche (Galerita abyssinica).

Mir gilt es vollkommen gleich, ob man dieſe Lerchen als „örtliche Formen, klimatiſche Spielarten“ oder ſonſt wie bezeichnet: ſo viel iſt ſicher, daß ſie ſich ſtändig unterſcheiden und Junge erzeugen, welche ihnen wiederum gleichen. Nach dem Schulbegriff ſind ſie als Arten anzuſprechen, und ich nehme auch keinen Anſtand, Dies zu thun.

Die Haubenlerchen ſind ſehr gemeine Vögel ganz Afrikas. Sie fehlen nirgends. Ihnen begegnet man paarweiſe auf allen Feldern Egiptens; denn ſchon von Süd-Europa an verſchwindet unſere liebliche Frühlingsbotin, und die Haubenlerche nimmt ihre Stelle ein. Ihr Ge-

ſang iſt es, den man in ganz Nord-Oſt-Afrika vernimmt. Denſelben Geſang aber hört man auch mitten in der Wüſte und in der Steppe; ihn hört man noch im Hochgebirge da, wo der Baumwuchs kleinere Stellen freigelaſſen hat. Die Haubenlerche iſt ſo recht eigentlich überall zu finden. — In ihrem Betragen und Weſen unterſcheidet ſie ſich nicht weſentlich von der unſrigen; zumal die egiptiſche lebt ganz daſſelbe Leben, ſie brütet ſogar faſt in denſelben Monaten, wie die unſrige. In der Wüſte bleiben dieſelben Verhältniſſe noch maßgebend, und erſt da, wo die Regengüſſe die Gleicherländer Afrikas wirklich zu den Tropen ſtempeln, ändern ſich die Umſtände; dann folgt auch die Haubenlerche dem jährlichen Wechſel im Erblühen und Verwelken. Die Zeit ihrer Liebe iſt die des allgemeinen Frühlings.

Mehr über dieſen Vogel zu ſagen, iſt unnöthig; jeder meiner Leſer kennt ihn ja aus eigener Erfahrung! —

Fremder dürfte auch ſelbſt dem Vogelkundigen die kleine Wüſtenammerlerche (Ammomanes deserti) ſein. Sie iſt mehr noch, als die gelbe Haubenlerche, das Kind ihrer erhabenen Mutter, der Wüſte, denn ſie gehört ihr vollſtändig und ausſchließlich an. Mich hat es gewundert, ſie in der Samchara zu treffen, und ich glaube es heute noch nicht, daß ſie dort ſtändig wohnt. Sie meidet das bebaute Land und findet ſich erſt da, wo der dürre Sand der belebenden Kraft des Waſſers zu ſpotten ſcheint; hier aber iſt ſie häufig. Ihren Ruf vernimmt man ſchon in Oberegipten, ſobald man den Fuß über den letzten Damm ſetzt, mit welchem man die dem Strom enthobenen fruchtbaren Fluthen vor dem gierig nach ihnen verlangenden Sande ſchützt; ſie iſt es, welcher man zwiſchen den großartigen Zeichen vergangener Zeiten des Faraonenlandes, in den Tempelruinen, begegnet; ſie waltet wie ein aus alter Zeit zurückgelaſſener, verwandelter Prieſter der Iſis in den hehren Räumen; ſie iſt es aber auch, welche im Zelte des braunen Nomaden förmlich zum Hausvogel geworden iſt.

Die Wüſtenammerlerche iſt ein liebliches, aber ein ſtilles, ernſtes Thierchen. Lauf und Flug ſind behend und gewandt, denn die arme Wüſte verlangt derartige leibliche Befähigung von ihren Kindern, — aber das ganze Weſen des Vogels ſteht nicht im Einklang mit ſolcher Begabung, und der gewöhnliche Lockruf hat etwas ſo Schwermüthiges, daß man über dieſen Eindruck faſt den ihm eigenen Wohllaut vergißt.

Unſere Lerche lebt paarweiſe, aber mit anderen ihrer Art friedlich zuſammen. Zuweilen ſchart ſie ſich mit dieſen in große Flüge. Sie iſt eins der anſpruchloſeſten Geſchöpfe, welche ich kenne. Einige hundert Geviertellen Sandfläche, ein Paar Steine darauf und ein wenig dürftiges Riedgras zwiſchen ihnen genügen ihr, und vergeblich fragt man ſich, wie ſolcher, dem menſchlichen Auge vollkommen todt erſcheinender Wohnſitz dem Vogel Heimat ſein, wie er ihn ernähren könne. Und doch muß Dies der Fall ſein, denn jedes Paar hängt treu an dem einmal erwählten Wohnorte. Wenn man dieſen mehrere Tage nach einander beſucht, wird man die Lerche faſt immer an derſelben Stelle, ja an demſelben Steine finden.

In den erſten Monaten des Jahres ſchreitet die Wüſtenlerche zur Fortpflanzung. Ihr Neſt ſteht höchſt wahrſcheinlich in Steinſpalten. Es hält außerordentlich ſchwer, es zu finden; mir wenigſtens iſt Dies, trotz des eifrigſten Suchens, nicht gelungen. Das Männchen bekundet die Zeit ſeiner Liebe durch einen leiſen, hübſchen, jedoch ziemlich armen Geſang, aus welchem der erwähnte ſchwermüthige Lockton am öfterſten wiedertönt. Nach dem Singen umgeht es ſein Weibchen mit etwas von dem Körper abgehaltenen Flügeln. Dann fliegen beide zuſammen gewöhnlich auf den höchſten Punkt ihres Wohnortes, auf einen der Steine z. B., und das Männchen beginnt von neuem zu ſingen.

Die Wüſtenlerche iſt ſo harmlos, wie nur irgend ein anderer Vogel des Landes. Sie ſcheut den Menſchen nicht, gleichſam als wiſſe ſie, daß ſie ſeines Schutzes ſicher ſei. Mit innigem Vergnügen bin ich ganz nahe an ſie herangegangen, und mit wahrem Entzücken habe ich geſehen, wie ſie vertrauensvoll in das Zelt eines Nomaden kam, welcher an einem Brunnen der Bahiuda zeitweilig ſich aufhielt. Dem Araber fällt es nicht ein, dem lieblichen Vogel jemals feindſelig entgegenzutreten, und auch der Europäer und zumal der Forſcher gewinnt ihn bald ſo lieb, daß er ſich förmlich ſcheut, ihn zu erlegen. —

Viel von dem Anmuthigen, welches die Wüſtenlerche ſo auszeichnet, iſt auch der kurzzehigen Verwandten (Melanocorypha brachydactyla) eigen. Sie iſt zu gewiſſen Zeiten im Innern Afrikas ſehr häufig. Ich glaube jedoch nicht, daß ich ſie zu den ſtändigen Bewohnern dieſes Erdtheiles rechnen darf; wenigſtens habe ich niemals ein Neſt von ihr gefunden. In den Herbſtmonaten erſcheint ſie in großer Anzahl in allen Steppengegenden des Innern, ſchlägt ſich hier in ungeheure Flüge

zuſammen und ſchwärmt nun in der Steppe und im Walde umher. In den lichten Waldungen unweit des blauen Fluſſes traf ich die kurzzehige Lerche manchmal in Scharen, welche gar keine Schätzung mehr zuließen: der Boden wimmelte von ihnen, und ein einziger Schuß ſtreckte mehr als ein Dutzend nieder: die aufgeſcheuchten bildeten dicke Schwärme, deren Ende man nicht abſehen konnte.

So häufig fand ich den Vogel nicht in der Samchara; aber er war auch nicht ſelten, und mehrmals ſah ich Flüge, welche mehrere Hundert zählen mochten. Immer wählt dieſe Lerche Gegenden, deren Bodenfärbung ihrem Gefieder gleicht. Dieſes geht in der allgemeinen Färbung auf. Das Thier entſchwindet, wenn es ruhig iſt, ſchon in geringer Entfernung den Blicken vollſtändig und wird erſt dann ſichtbar, wenn es ſich bewegt.

Hinſichtlich ihres Weſens und Betragens iſt die kurzzehige Lerche als ein Mittelding zwiſchen den eigentlichen Lerchen und den Wüſtenlerchen anzuſprechen. Sie hat mit Beiden viel Aehnlichkeit. Ihr Flug iſt nicht ſo reißend, ſondern viel weicher und ſanfter, als der unſerer Feldlerche, auch ſchwebt ſie nicht ſo oft wie jene, immerhin aber fördert der Flug ſie ſehr. Der Lauf iſt ſo raſch, daß man bei der behenden Wechſelbewegung der Beine dieſe auch in der größten Nähe nicht wahrnehmen kann. Auf Steine fliegt die kurzzehige Lerche nie: ſie hält ſich ſtets auf dem Boden auf. — Das Uebrige gehört nicht hierher.

Auf allen ſandigen, mit Grasbüſchen bedeckten Ebenen ſind die kleinen Gimpellerchen und zumal die dunkelköpfige Art dieſer Sippe (Pyrrhulauda crucigera) häufig. Vom 16. Grad nördlicher Breite an vermißt man ſie in tiefer gelegenen Gegenden an keinem geeigneten Orte; ſie fehlen nur im höheren Gebirge und im Walde. Ihr Wohnſitz iſt die Ebene. Sie ſind muntere, bewegliche Thierchen, welche paarweiſe in treuinniger Genoſſenſchaft zuſammenhalten, aber mit anderen ihrer Art ſich wohl vertragen und deshalb auch auf kleinem Raume oft recht zahlreich anzutreffen ſind. Dem ihnen gewährten Schutze vertrauend, treiben ſie ſich ungeſcheut vor den Augen des Menſchen herum. Sie kommen dreiſt bis in die Dörfer hinein und bis zu den letzten Häuſern der Stadt heran, ja, ſie finden ſich auch in den Ortſchaften, falls irgend ein wüſter Platz ihnen erwünſchten Aufenthalt gewährt. In Umkullu ſind ſie gemein, mehr dem Gebirge zu werden ſie ſeltener, und da, wo die

Pflanzenwelt reicher ſich zeigt, verſchwinden ſie ganz. In ihrem Betragen und Weſen haben ſie Vieles mit der Wüſtenammerlerche gemein; doch ſehen ſie nicht ganz ſo ſchmuck aus, wie dieſe. Sie tragen ſich ziemlich läſſig, halten die Flügel gewöhnlich etwas vom Leibe ab und ziehen den Kopf ſehr ein. Ihr Lauf iſt ungemein behend, ihr Flug, wie die unverhältnißmäßig großen Flügel beweiſen, leicht, ſchnell und anmuthig. Früher glaubte ich, daß nur die eine Art, Pyrrhulauda leucotis, ſich zeitweilig auf Sträuche ſetzte; auf dieſer Reiſe habe ich jedoch auch die erſtgenannte oft auf Sträuchern, ſelbſt auf mehr als manneshohen Mimoſen ſitzen ſehen und von dort herab ſingen hören. Der Geſang unſeres Vögelchens iſt ein höchſt einfaches Lied, in welchem der leiſe, aber wohllautende Lockruf: „Died, Died, Died" der vorherrſchende Klang iſt.

Das Neſt habe ich nie gefunden; doch weiß ich, daß die Brutzeit in die erſten Monate unſeres Jahres fällt; denn im Mai und Juni ſieht man die ſo leicht kenntlichen Jungen.

Die Geſchlechter ſind in der Größe nur wenig verſchieden.

Es beträgt beim Männchen:

Die Länge	5	Zoll	—	Linien.
Die Breite	9	„	9	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	8	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	5	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	3	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	3	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	3	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	5,5	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	3	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	2	„	11	„
Die Länge des Schwanzes	1	„	11	„

Beim Weibchen dagegen iſt:

Die Länge	4	Zoll	10	Linien.
Die Breite	9	„	3	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	8	„

Die Länge der Mittelzehe	— Zoll	4,5	Lin.
Die Länge der Hinterzehe	— „	3	„
Die Länge der inneren Zehe	— „	3	„
Die Länge der äußeren Zehe	— „	3	„
Die Länge des Oberſchnabels	— „	5,5	„
Die Länge des Unterſchnabels	— „	3	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze .	2 „	10	„
Die Länge des Schwanzes	1 „	9	„

Die Farbe der Iris iſt ein lichtes Braun, Schnabel und Füße ſind licht gelb.

Unter den Schwingen iſt die dritte die längſte, auf ſie folgt die zweite, die vierte und die fünfte.

Ueber den Gimpel des Gebirges, die Pyrrhula striolata, vermag ich nicht viel zu ſagen. Der Vogel findet ſich paarweiſe gar nicht ſelten im Gebüſch und kommt auch bis zu den kleinen, nur des Tabaks wegen angelegten Gärten herein, welche die Hütten der Menſa umgeben. Hier hält er ſich ziemlich verborgen, und nur ſein einfacher, aber hübſcher Geſang verräth ihn. Ich erwähne ihn blos, weil die Größe in ziemlich bedeutenden Grenzen ſchwankt und deshalb die Rüppell'ſchen Maße nicht allgemein giltig ſind.

Bei drei Männchen beträgt:

	Z.	L.	Z.	L.	Z.	L.
Die Länge	5	9	5	7	5	5
Die Breite	8	6	8	6	8	2
Die Höhe des Tarſus	—	8,5	—	8	—	8
Die Länge der Mittelzehe ohne Nagel . . .	—	6,5	—	6	—	6
Die Länge der Hinterzehe	—	4	—	3,5	—	4
Die Länge der inneren Zehe	—	4,5	—	4,5	—	4,5
Die Länge der äußeren Zehe	—	4,5	—	4	—	4,5
Die Länge des Oberſchnabels	—	6	—	6	—	6

	♂.	ℓ.	♂.	ℓ.	♂.	ℓ.
Die Länge des Unterſchnabels	—	3,5	—	3,5	—	3
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	2	7	2	7	2	6
Die Länge des Schwanzes	2	3	2	3	2	3

Die Iris iſt lichtbraun, der Schnabel gelblich, der Fuß hornfarben.

Unter den Schwungfedern iſt die dritte die längſte; auf ſie folgt die vierte, die fünfte, die ſechſte, die zweite, die ſiebente, die erſte, die achte u. ſ. w.

In den von mir durchreiſten Gegenden Afrikas finden ſich zwei Arten der in jeder Hinſicht merkwürdigen Mäuſevögel (Colius): der vom Senegal und der weißrückige.

Hinſichtlich ihres Betragens ähneln ſich beide Arten vollſtändig. Die dichteſten Büſche der Tropenwälder und unter Umſtänden der Gärten ſind ihre Lieblingsplätze. Hier leben ſie in den verſchlungenſten und undurchdringlichſten Hecken, in Büſchen, welche derart mit Schlingpflanzen überſponnen ſind, daß ſie nur ihnen zugänglich werden. Sie zwängen ſich wie Mäuſe durch die ſchmalſten Oeffnungen, durchkriechen alle Verzweigungen, welche ihnen ſoviel Raum laſſen, daß ſie den Körper gerade durchpreſſen können, klettern mit großer Geſchicklichkeit von Aſt zu Aſt, kommen auf der andern Seite des Buſches wieder hervor und fliegen einem zweiten zu, um dort das alte Spiel von neuem zu beginnen. Niemals findet man ſie einzeln; ſie ſind vielmehr im höchſten Grade geſellig, und die Familien oder Flüge halten ſich ſtets aufs innigſte zuſammen. Ihr Flug iſt wechſelsweiſe ein Schwirren und ein Schweben mit weit ausgebreiteten Flügeln und etwas gebreitetem Schwanz, welcher wie eine Schleppe ihnen nachſchleift. Sie fliegen ſtets geradeaus, vielleicht weil es ihnen viel Mühe macht, das ungefüge Steuer zu drehen und zu wenden. Während des Fluges ſchreit die ganze Bande durch einander. Wie es ſcheint, iſt ihr Gebiet ein ziemlich großes; wenigſtens ſchweifen ſie weit umher. In Charthum ſah ich den ſenegalſchen

Mäuſevogel ziemlich regelmäßig über unſerem Gehöft hin und her fliegen, von einem Garten zum andern. Auf der Hochebene von Menſa fand ich die einzige Familie der weißrückigen Art, welche ich beobachtete, bald in dieſem, bald in jenem Theil des dichteren Waldes, immerhin ziemlich weit von einander; ſelbſtverſtändlich blos da, wo es jene Dickungen giebt: denn in dieſen verfließt ihr ganzes Leben. Auf den Boden herab kommen ſie nie. Ihre Nahrung beſteht zum größten Theil aus Blätterſproſſen, Blüthen und Körnern; Kerbthiere freſſen ſie wahrſcheinlich nur nebenbei. Ihre Fortpflanzung habe ich nicht kennen gelernt, jedoch erfahren, daß das Neſt im dichteſten Gebüſch ſtehe und vier bis fünf Eier enthalten ſoll.

Die Mäuſevögel ſind niemals ſcheu. Wenn man ſich Mühe giebt, kann man die ganze Familie herabſchießen. Das einzige Hinderniß bei der Jagd legt der Wald dem Schützen ſelbſt in den Weg. Man muß höchſt vorſichtig ſchießen, damit man die auch dem ſchwächſten Schuß erliegenden Vögel bekommt; denn gewöhnlich bleiben ſie in den Dornen hängen und ſind dann nicht zu erlangen. Ihre Gebüſche ſind auch ihr beſter Schutz gegen etwaige Feinde, z. B. den Sperber. Sonſt plagen ſie noch rieſige Eingeweidewürmer, welche ich faſt bei jedem fand.

Die Maße des weißrückigen Mäuſevogels (Colius leucotis) ſind folgende:

Es beträgt beim Männchen:

Die Länge	1	F.	1	Z.	3	L.	11	Z. 8 L.
Die Breite	—	„	11	„	6	„	11	„ 4 „
Die Höhe des Tarſus	—	„	—	„	11	„	—	„ 10 „
Die Länge der Mittelzehe . . .	—	„	—	„	9	„	—	„ 9 „
Die Länge der Hinterzehe . . .	—	„	—	„	4	„	—	„ 3,5 „
Die Länge der äußeren Zehe . . .	—	„	—	„	7	„	—	„ 6,5 „
Die Länge der inneren Zehe . . .	—	„	—	„	6	„	—	„ 5,5 „
Die Länge des Oberſchnabels . .	—	„	—	„	7	„	—	„ 7 „
Die Länge des Unterſchnabels . .	—	„	—	„	3	„	—	„ 3 „
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge .	—	„	3	„	9	„	3	„ 8 „
Die Länge des Schwanzes . . .	—	„	9	„	—	„	6	„ — „

Das einzige Weibchen, welches ich maß, ist noch größer, als das Männchen. Es ist:

Die Länge	1	Fuß	1	Zoll	6	Linien.
Die Breite	—	„	11	„	3	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	—	„	10	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	—	„	9	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	3,5	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	—	„	5,5	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	—	„	6,5	„
Die Länge des Oberschnabels	—	„	—	„	7	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	—	„	3	„
Die Länge des Flügels	—	„	3	„	8	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	9	„	2	„

Die Farbe der Iris ist lichtblau, der Oberschnabel ist bläulich; der Unterschnabel röthlich, die Füße sind korallenroth.

Erst ziemlich oben im Gebirge in den reichbewaldeten Thälern des Mensagebietes und da, wo die Kolqualleuphorbie beginnt, begegnet man einem der Prachtvögel Abissiniens: dem von Rüppell entdeckten Helmvogel (Corythaix leucotis) in Paaren oder kleinen Familien. Im Anfang giebt man sich gewöhnlich vergebliche Mühe, das schöne Thier zu erlegen; je mehr man aber mit seinen Eigenheiten vertraut wird, um so leichter fällt die Jagd.

Der Helmvogel hat sehr viel Aehnliches im Betragen mit unserem Heher. Er ist rastlos und unruhig, wie dieser, und besitzt die unangenehme Eigenschaft, den Jäger oft recht lange zu äffen, d. h. beständig weiter und weiter zu fliegen und den Schützen sich nachzulocken. Nach einiger Beobachtung nimmt man jedoch wahr, daß bestimmte Bäume des Gebietes regelmäßig von dem schlauen Gesellen besucht werden, und stellt sich dann einfach unter diesen an. Unter den größeren Bäumen des Mensagebirges sind es hauptsächlich die Sikomoren, welche ringsum von Niederwald umgeben sind, und die Tamarinden, zu denen der Helmvogel immer und immer wieder zurückkehrt und auf denen

er sich oft in großer Anzahl sammelt. Nach Heherart lebt er sehr verträglich mit seines Gleichen und die verschiedenen Paare streifen mit einander umher.

Nur auf Augenblicke kommt der Vogel auf die Erde herab, zumal auf die mit Aloe bestandenen Gehänge. Für gewöhnlich hält er sich in dem Gelaube der Bäume und Gebüsche auf. Rüppell sagt, daß er langsam in gerader Linie flöge: ich muß Dem entschieden widersprechen. Der Helmvogel fliegt in Absätzen spechtartig, d. h. in Bogenschwingungen, welche jedoch nicht so tief sind, wie die, welche unsere größeren Spechte ausführen. Mehrere rasche, fast schwirrende Flügelschläge heben ihn zur Höhe des Bogens empor, dann breitet er, aber nur auf Augenblicke, seine Flügel aus, ihre ganze Pracht entfaltend, sinkt ziemlich steil abwärts und erhebt sich von neuem. Dabei wird der Hals ausgestreckt, der Kopf erhoben, der Schwanz aber abwechselnd gebreitet und zusammengelegt, je nachdem der Vogel niederfällt oder sich hebt. In den Kronen der Bäume ist er außerordentlich gewandt, hüpft sehr rasch von Zweig zu Zweig, manchmal mit Zuhilfenahme seiner Flügel, sonst aber auch gleichsam tänzelnd der Länge nach auf einem Aste fort bis zur Spitze desselben. Von dort aus schaut er sich vorsichtig nach allen Seiten um und fliegt nun entweder auf einen zweiten Ast des Baumes oder nach einem andern Baume hin. Dabei hat auch er die Gewohnheit des Hehers, sich einzeln fortzustehlen. Ein Glied des Flugs nach dem anderen verläßt den Baum ton- und geräuschlos, aber alle folgen genau dem ersten und sammeln sich rasch wieder.

Die Stimme des Helmvogels klingt eigenthümlich dumpf und hohl. Am häufigsten vernimmt man folgende Töne. „Ja, hu, ha, ja, ga, ga gua, guh gah", welche im Zusammenhange mit einander ausgestoßen werden; dann auch hört man wieder die Laute, „Guh, ga ga ga guh gua" u. s. w. Aber man täuscht sich gewöhnlich über die Entfernung, weil die Laute fast wie die verschlungenen Töne eines Bauchredners klingen.

In den Bogosländern brütet der Helmvogel im April. Ich schnitt einem Weibchen ein vollkommen reifes Ei aus dem Leibe. Es war reinweiß von Farbe und dem unserer Haustauben an Größe und Gestaltung gleich. Das Nest habe ich nicht gefunden. Meine Maße stimmen nicht ganz mit denen, welche Rüppell auf Seite 9 seiner „Neuen Wirbelthiere" giebt.

Es beträgt beim Männchen:

Die Länge	1 F.	5 Z.	3 L.	1 F.	5 Z.	— L.
Die Breite	1 „	9 „	6 „	1 „	10 „	— „
Die Höhe des Tarsus . . .	— „	1 „	8 „	— „	1 „	9 „
Die Länge der Mittelzehe . .	— „	1 „	6 „	— „	1 „	6 „
Die Länge der Hinterzehe . .	— „	— „	7 „	— „	— „	6,5 „
Die Länge der inneren Zehe .	— „	— „	11 „	— „	— „	10 „
Die Länge der äußeren Zehe .	— „	— „	11 „	— „	— „	10 „
Die Länge des Oberschnabels .	— „	— „	12 „	— „	— „	12 „
Die Länge des Unterschnabels .	— „	— „	3 „	— „	— „	3 „
Die Flügellänge vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge .	— „	6 „	8 „	— „	6 „	9 „
Die Länge des Schwanzes . .	— „	8 „	3 „	— „	8 „	— „

Beim Weibchen ist:

	Fuß	Zoll	Linien.	Fuß	Zoll	Linien.
Die Länge	1	4	9	1	4	9
Die Breite	1	9	4	1	9	—
Die Höhe des Tarsus	—	1	8	—	1	7
Die Länge der Mittelzehe	—	1	6	—	1	4
Die Länge der Hinterzehe	—	—	7,5	—	—	7
Die Länge der inneren Zehe	—	—	10,5	—	—	10,5
Die Länge der äußeren Zehe	—	—	10	—	—	10
Die Länge des Oberschnabels	—	—	12	—	—	12
Die Länge des Unterschnabels	—	—	3	—	—	3
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der fünften Schwinge	—	6	9	—	6	8
Die Länge des Schwanzes	—	7	6	—	7	7

Die Iris ist lichtbraun, der Schnabel an der Spitze blutroth, an der Wurzel des Oberschnabels bis zu den Nasenlöchern grün; die Füße sind graubraun, der Augenring zinnoberroth.

Unter den Schwungfedern ist die fünfte die längste; auf sie folgt die sechste, die siebente, die achte, die vierte, die neunte, die zehnte, die dritte.

Während der Helmvogel nur leise bauchredner, versucht der Pisangfresser (Schizorhis zonurus) mit dem Affen um die Wette zu schreien. Er ist es, welcher selbst den Erfahrenen oft täuscht und ihn glauben läßt, daß eine Bande der graugrünen Meerkatzen irgend etwas Entsetzliches bemerkt habe und dieses der Welt künden wolle. Sein Geschrei ähnelt dem sonderbaren Gegurgel, oder wie man es sonst nennen will, genannter Affen in jeder Hinsicht auf das Genaueste. Es klingt laut und gellend, wie „Gu, gu, guck, gi gack, ga girr girr guh gi, ge, guh", aber weil gewöhnlich Alle durch einander schreien, so sonderbar verworren, daß es zu einem wirklichen Gegurgel wird. Geht man diesen merkwürdigen Lauten nach, so sieht man die sehr auffallenden Vögel bald auf einem der höchsten Bäume des Gebirges, paarweise vereint oder auch in kleinen Familien, jedoch auch dann noch die Gatten eines Paares neben einander sitzen. Wenn man recht vorsichtig näher kommt, kann man solche Gesellschaften wohl beobachten.

Der Pisangfresser hat im Betragen Vieles mit dem Spornkukuk und dem Nashornvogel gemein. Er fliegt ganz wie letzterer, in Absätzen nämlich, aber nicht gern weit, am liebsten nur von einem hohen Baume zum anderen, setzt sich hoch in die Kronen, hält sich sehr aufrecht, beginnt mit dem Schwanze zu spielen und schreit nun mit einem Male laut auf, daß es rings im Gebirge wiederhallt. Er ist sehr vorsichtig, und man muß sich Mühe geben, wenn man seiner habhaft werden will. Nur in unmittelbarer Nähe der Dörfer ist er weniger scheu; dort hat er sich an den Menschen und sein Treiben gewöhnt. Seine Nahrung besteht aus Beeren der verschiedensten Art, und diesen Beeren zu Liebe kommt er in den Morgen- und Abendstunden zu den niederen Büschen herab. Den übrigen Theil des Tages lebt er nur auf Hochbäumen und namentlich in den Mittagsstunden sucht er sich die schattigsten aus, welche er finden kann, und verbringt in ihrem Gelaube die heiße Zeit.

Aus meinen Maßen ergiebt sich, daß die Geschlechter etwas in der Größe verschieden sind, und zwar ist das Männchen kleiner, als das Weibchen.

Bei ersterem beträgt:

Die Länge	1	Fuß	7	Zoll	6	Linien.
Die Breite	2	„	3	„	10	„

Die Höhe des Tarſus	—	Fuß	1	Zoll	7	Linien.
Die Länge der Mittelzehe	—	„	1	„	9	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	7,5	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	1	„	2	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	1	„	3	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	1	„	2,5	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	—	„	5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	—	„	9	„	5	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	9	„	6	„

Die Maße des Weibchens ſind:

Die Länge	1	Fuß	8	Zoll	6	Linien.
Die Breite	2	„	5	„	6	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	1	„	7	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	1	„	9	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	8	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	1	„	1	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	1	„	2	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	1	„	2	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	—	„	5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	—	„	9	„	6	„
Die Länge des Schwanzes.	—	„	10	„	—	„

Die Iris iſt erdbraun, der Schnabel grünlichgelb, die Füße dunkelaſchgrau gefärbt. Unter den Schwingen iſt die vierte die längſte; auf ſie folgt die fünfte, die ſechſte, die ſiebente, die dritte, die achte, die neunte und die zehnte.

Die beiden kleinen Nashornvögel, welche im Oſtſudahn häufige Bewohner der Steppen- und Urwaldungen ſind, Tockus nasutus und Tockus erythrorhynchos nämlich, gehören auch in den von uns durch-

reiſten Beobachtungsgebieten zu den gewöhnlichen Vögeln. Man begegnet ihnen, obſchon ſelten, bereits in der Samchara und zwar in allen Niederungen nahe des Gebirges, welche das Gepräge der Steppe an ſich tragen. Aber erſt im eigentlichen Gebirge werden ſie häufig. Hier vernimmt man ihren ſo leicht erkenntlichen Ruf überall; denn ſie bewohnen die Thäler ebenſo häufig, als die Gehänge und Hochebenen.

Alle Nashornvögel, welche ich überhaupt beobachtet habe, leben paarweiſe, ſind aber ſo geſellig, daß ſich ein Paar gern mit einem zweiten und dritten vereinigt und dann geraume Zeit zuſammen lebt. Die kleineren Arten ſind Baumvögel, welche nur ungern auf den Boden herabkommen, vielleicht blos dann, wenn der Mangel an Beeren und Baumfrüchten ſie zwingt, dort unten andere Sämereien ſich zu ſuchen. Gewiſſe Bäume im Gebiete werden zu Lieblingsorten. Auf ihnen erſcheinen ſie, zumal Morgens und Abends, mit großer Regelmäßigkeit. Sie lieben es, ſich frei zu zeigen, und ſetzen ſich deshalb möglichſt hoch in den Wipfeln auf die äußerſten Spitzen der Zweige. Schwerfällig hüpfen ſie in den Zweigen herum; aber wenn ſie einmal auf einem Aſte ſitzen, rutſchen ſie ziemlich behend auf dieſem hin. Ihr Flug iſt eigenthümlich und erinnert einigermaßen an den des Spechtes. Mehrere raſche Flügelſchläge erheben den Vogel auf eine gewiſſe Höhe, dann läßt er ſich mit tief herabgebogenem Schnabel in ſehr ſteilem Bogen nach abwärts fallen, ſteigt von neuem empor und ſchwebt wiederum nach unten. Der Schwanz wird dabei wechſelſeitig gebreitet und zuſammengelegt. Die Stimme der verſchiedenen Arten iſt ſich ähnlich. Sie iſt laut und ziemlich wohltönend. Am häufigſten vernimmt man die Laute „Tututu, tutu“ und „Tutututiti.“ Jeder einzelne Laut wird mit einer Neigung des Kopfes begleitet, und weil nun das Geſchrei gegen das Ende hin immer raſcher wird, muß ſich der Vogel zuletzt ſehr anſtrengen, um alle Töne nickend beglaubigen zu können.

Die Nashornvögel erinnern in mancher Hinſicht auch an unſere Raben. Wie dieſe ſind ſie aufmerkſame und neugierige Geſchöpfe. Wenn man ein Wild erlegt hat, pflegen ſie herbei zu kommen, ſetzen ſich wohl auch in der Nähe auf einen Baum und theilen ſchreiend dieſes Ereigniß der ganzen Welt mit. Viel mehr noch erregt ſie das Erſcheinen irgend welches Raubthieres. Sie ſind es, welche mit aller Wuth und aller Geſchicklichkeit der Raben auf den Uhu ſtoßen; ſie ſind es, welche

den ſchleichenden Leopard anderen Thieren verrathen; ſie zeigen, wie der Honigangeber, ſelbſt Schlangen und andere auffallende Geſchöpfe ihren Klaſſenverwandten und auch den Säugethieren an. Wie das Rothkehlchen oder die Amſel es dahin gebracht haben, daß ſelbſt die Faſane und andere Waldhühner ihrem Warnungsrufe Folge leiſten, ſo haben auch ſie in dieſer Hinſicht ein gewiſſes Anſehen unter den übrigen Thieren erlangt. Der Klippſpringer ſpitzt das Gehör, wenn er ihren Ruf vernimmt, und Alles wird aufmerkſam und rege.

Im Oſtſudahn erfuhr ich, daß die Fortpflanzungszeit der Vögel in die große Regenzeit fällt; in Abiſſinien habe ich keine Beobachtungen machen können. Das Neſt wurde von uns niemals gefunden. Es ſoll, wie das des größeren Verwandten, in Baumhöhlungen angelegt werden.

Zur Vergleichung will ich noch die von mir den beiden häufigſten Arten entnommenen Maße geben.

Beim Männchen des gemeinen Nashornvogels (Tockus nasutus) beträgt:

Die Länge	1	Fuß	8	Zoll	5	Linien.
Die Breite	2	„	4	„	6	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	1	„	7	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	1	„	1	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	7	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	—	„	10	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	—	„	11	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	4	„	1	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	1	„	9	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	—	„	8	„	6	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	8	„	5	„

Die Farbe der Iris iſt dunkelbraun, der Schnabel mit Ausnahme eines gelben Fleckes am Grunde des Oberſchnabels ſchwarz, ebenſo auch der Fuß.

Unter den Schwingen iſt die vierte die längſte; auf ſie folgt die dritte, fünfte, zweite, ſechſte und die erſte.

Dagegen ist bei dem Männchen des rothschnäbeligen Nashornvogels (Tockus erythrorhynchos):

Die Länge	1	Fuß	5	Zoll	9	Linien.
Die Breite	1	„	10	„	—	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	1	„	5	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	1	„	0,5	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	7	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	—	„	9	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	—	„	10	„
Die Länge des Oberschnabels	—	„	3	„	3	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	2	„	1	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	—	„	6	„	6	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	7	„	6	„

Die Farbe der Iris ist braun, der Schnabel, mit Ausnahme eines dunkelu Fleckes an der Wurzel des Unterschnabels blutroth, der Fuß graubräunlich.

Unter den Schwingen ist die fünfte die längste; auf sie folgt die vierte, die sechste, die dritte, die zweite, die siebente, die achte, die neunte.

Seine Hoheit, der Herzog, hatte das Glück, in der Nähe von Mensa das größte Mitglied der Familie, den Hornraben (Bucorax abyssinicus), zu erlegen. Die übrigen Mitglieder der Jagdgesellschaft sahen den Vogel nur schwebend in der Luft, wenn er von einer Bergspitze zur anderen strich.

In unseren Beobachtungsgebieten ist der Hornrabe nicht eben häufig, jedenfalls seltener, als im Innern Abissiniens oder auch im Ostsudahn. In Abissinien soll er, namentlich auf den Weideplätzen der Herden ziemlich häufig und der beständige Begleiter des Viehes sein; im Sudahn traf ich ihn nur in den großen Waldungen, welche hohe Bäume ohne Unterwuchs hatten; in Kordofahn, wo ihn Rüppell wiederholt auffand und zu Pferde jagte, bemerkte ich ihn nicht. Bei der unserem

Vogel eigenen Scheu und Vorsicht hält es schwer, ihn zu beobachten, und um so werthvoller erscheinen mir deshalb die Angaben, welche der Herzog mir mitzutheilen die Güte hatte. Ich gebe sie mit den eignen Worten Seiner Hoheit:

„Ich sah den Hornraben, als er auf einer Felskuppe auffiel; er stellte sich auf diese, wie ein Ibis auf den Sand sich stellt, den Hals leicht gekrümmt, den Schnabel nach unten gebogen. Sogleich nach dem Einfallen schrie er dumpf „Hu, Hu," wie der Uhu schreit, nur viel tiefer. Als der erste erlegt war, flog der andere von Felsen zu Felsen. Er war sichtlich erschreckt über das Schicksal seines Gefährten und sehr scheu geworden und konnte deshalb auch nicht mehr zu Schuß gebracht werden. Der Flug war schwer im Anfang, dann aber leicht und schön. Nachdem er sich erhoben, strich er wie ein Storch durch die Lüfte."

Die Untersuchung des Magens ergab, daß der Vogel sich vorzugsweise von Kerfen, zumal von Dungkäfern nährt; außerdem fand ich auch Heuschrecken und Würmer und ein ziemlich großes Chamäleon.

Ueber das Brutgeschäft des Vogels fehlen mir genaue Nachrichten. Auf meiner ersten Reise in Afrika fand einer meiner Jäger in einer großen Baumhöhlung ein einziges, beinahe ausgewachsenes Junge des Hornraben, welches später von mir aufgefüttert und längere Zeit in der Gefangenschaft gehalten wurde. Die Alten waren auch am Neste so scheu, daß mein Jäger sie nicht erlegen konnte. Das Junge dagegen wurde bald sehr zahm, und befreundete sich namentlich mit einer aus dem Walde stammenden Meerkatze aufs innigste. Ich habe dieser merkwürdigen Thatsache schon wiederholt Erwähnung gethan und brauche deshalb auf sie hier nicht weiter einzugehen. Nur soviel will ich sagen, daß der Vogel in der Gefangenschaft leicht zu erhalten und mit Fleisch und Kerbthieren ohne Mühe groß zu füttern ist.

Die Maße des von Seiner Hoheit erlegten Männchens sind folgende.

Es beträgt:

Die Länge	. . . . .	3	Fuß	7	Zoll	6	Linien.
Die Breite	. . . . .	5	„	10	„	—	„
Die Höhe des Tarsus	. . . . .	—	„	6	„	—	„

Die Länge der Mittelzehe	—	Fuß	2	Zoll	6	Linien.
Die Länge der Hinterzehe	—	„	2	„	5	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	2	„	2	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	2	„	4	„
Die Länge des Oberschnabels, vom Nasenloch an	—	„	7	„	1	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	4	„	3	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der sechsten Schwinge	1	„	9	„	9	„
Die Länge des Schwanzes	1	„	1	„	6	„

Die Farbe der Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, mit Ausnahme eines Fleckens am Oberschnabel, welcher hinten roth, vorn gelb ist; der Fuß ist schwarz, der Augenring wie die Kehle dunkelbleigrau.

Unter den Schwingen ist die sechste die längste; auf sie folgt die fünfte, die vierte, die siebente, die achte, die zweite, die erste, die neunte u. s. w.

Verhältnißmäßig sehr arm an Vertretern ist in den Bogosländern die Ordnung der Klettervögel. Es ist bekannt, daß Afrika wenig Spechte und Papageien besitzt; aber auch die Bartvögel und Kukuke sind nicht so häufig, wie man vielleicht glauben möchte. Unsere Beobachtungsgebiete kamen mir allerdings besonders arm vor; ich fand alle die Vögel, welche ich im Verzeichnisse aufführte, nur sehr einzeln. Schon die Urwaldungen am blauen Flusse sind viel reicher an Klettervögeln, als die Samchara und das Gebirge der Bogos. Dort trifft man wenigstens drei Arten von Spechten recht häufig und die Papageien oft in zahlreichen Flügen und zwar in jedem größeren Walde an. Im Gebirge der Mensa waren die einen wie die anderen nur spärlich zu finden.

Erst am Ain-Saba erlegte Seine Hoheit, der Herzog, den im Inneren Afrikas so gewöhnlichen Halsbandsittig (Palaeornis torquatus). Den abissinischen Zwergpapagei (Psittacula Tarantae), welchen Heuglin häufig auf den Kolqualleuphorbien antraf, bekamen wir

gar nicht zu Geſicht. Der von mir aufgezeichnete Bartvogel (Pogonias Saltii) war nur einzeln zu finden, der Perlvogel (Trachyphonus margaritatus) kam uns nur in wenig Paaren vor, und von den Spechten und den Kukuken ſahen wir nur je einen. Unter ſolchen Umſtänden iſt es natürlich ſchwer, Beobachtungen zu machen, und deshalb muß ich mich bei dem Wenigen, was ich bieten kann, hauptſächlich auf frühere Erfahrungen ſtützen.

Schon oben habe ich bemerkt, daß die Papageien gewiſſermaßen nur als die Vertreter der Meerkatzen angeſehen werden können und in Nordoſtafrika blos da vorkommen, wo auch ihre Vettern aus der Klaſſe der Säugethiere leben. In den von mir durchreiſten Gegenden Afrikas iſt dieſe Uebereinſtimmung eine auffallende. Man darf mit aller Sicherheit darauf rechnen, in demſelben Gebiet, in welchem man Papageien fand, auch Affen zu treffen, und umgekehrt, dieſen da zu begegnen, wo man jene bemerkte. Dieſe auf wiederholte Beobachtungen geſtützte Anſicht hatte ſich in mir ſo feſt gewurzelt, daß ich mich förmlich wunderte, keine Papageien zu ſehen oder zu hören, als wir im Menſathale auf Meerkatzen ſtießen. Aber das oben bei den Affen Geſagte gilt für die Papageien auch; denn im Gebirge der Menſa fehlen die zuſammenhängenden Wälder, wie Papageien ſie bedürfen.

Gerade der Halsbandſittig verlangt große Wälder. Hier lebt er in Familien oder Flügen von geringerer oder größerer Stärke, hauptſächlich auf Bäumen, jedoch keineswegs ſo ausſchließlich, wie die amerikaniſchen Papageien nach den mir bekannten Schilderungen es ſollen. Afrikas Wälder ſind verhältnißmäßig noch immer arm an Baumfrüchten; aber die unter dem Schatten der Bäume wuchernde Pflanzenwelt iſt reich an Sämereien aller Art: und dieſe Samen ſind es, welche auch die Papageien auf die Erde herablocken. Gar nicht ſelten ſieht man die ganze Familie unten auf dem Boden hinlaufen, oder richtiger, dahin wackeln; denn der Gang iſt ein ſonderbares Fortſchleppen des Körpers. Die Kletterfüße wollen auf dem Boden gar keine rechten Dienſte thun, und der lange Schwanz muß ſehr beträchtlich erhoben werden, damit er nicht auf dem Boden nachſchleift. Eine auf ebener Erde dahinlaufende Papageigeſellſchaft ſieht alſo höchſt komiſch aus. Die Vögel ſcheinen es auch zu wiſſen, daß ſie nicht auf die Erde gehören; denn ſobald als nur immer möglich fliegen ſie den höchſten und dichteſten Bäumen zu

und ſuchen in deren Kronen Schutz. Es iſt bezeichnend für die Papageien, daß ſie ſtets ſolche Bäume ſich erwählen, welche die dichteſten Kronen beſitzen. Sie wiſſen es genau, daß ſie hier durch ihr der Blätterfarbe gleiches Gewand am ſicherſten geſchützt ſind, und daß ſie von hier aus ihre Flucht bewerkſtelligen können, ohne daß man es merkt.

Wenn man zu einem der düſteren Bäume tritt, von deſſen Krone herab das Kreiſchen der Papageien durch den Wald tönt, ſtrengt man ſich gewöhnlich lange Zeit vergeblich an, einen der mit den Blättern ſo täuſchend ähnlichen gefärbten Vögel zu ſehen. Je länger man unter dem Baume verweilt, um ſo ſtiller und ruhiger wird es, und ſchließlich iſt — kein einziger mehr oben. Die ganze Bande hat ſich nach und nach in aller Stille fortgemacht, iſt fort- und einem andern grünen Baume zugeflogen. Ich habe dieſes ſchlaue Gebahren der Papageien ſpäter mit großem Vortheil benutzt, um ſie ſicher und leicht zu erlegen. Wenn ich im Walde eine Geſellſchaft aufgefunden hatte, ſpähte ich einfach nach dem nächſten dichten und hohen Baume, trat in ſeiner Nähe an und ließ meinen Jagdgefährten von der anderen Seite her nach dem Baume gehen, wo die Vögel gerade ſaßen. Er verſcheuchte ſie, und einer nach dem andern kam nun bei mir an und konnte im Fluge herabgeſchoſſen werden.

Der Halsbandſittig brütet während des tropiſchen Frühlings und zwar in hohlen Bäumen. Um dieſe Zeit hat auch die Adanſonie ihre gewaltige Krone in dichteſten Blätterſchmuck gehüllt und alle die zahreichen Höhlen in den Aeſten in wünſchenswerther Weiſe verdeckt. Auf ihr nun ſiedeln ſich jetzt unſere Vögel an. Ich habe den Halsbandſittig zwar nicht am Neſte beobachtet, aber dafür den Meyerſchen Papagei (Pionus Meyeri), welcher in ſeinem Weſen Manches mit ihm gemein hat, und darf der mir gemachten Angabe der Eingebornen ſchon Glauben ſchenken.

Junge Halsbandſittige ſieht man ſchon am Ende der Regenzeit, immer in treuer Gemeinſchaft mit den Alten. Die Eingebornen fangen ſie bald nach dem Ausfliegen in den Höhlungen, in welchen ſie übernachten.

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß der im Freileben äußerſt geſellige Vogel ſich in der Gefangenſchaft ſehr unverträglich zeigt. In Chartum erhielt ich ein Mal achtzehn lebende Sittige, ließ ſie in einem Zimmer fliegen, fütterte ſie gut und hoffte ſchon, ſie nach Europa zu

bringen. Meine Erwartungen wurden jedoch auf das Abſcheulichſte getäuſcht. Die Papapeien fielen einander mörderiſch an, kämpften wüthend zuſammen, und einer biß dem anderen den Kopf auf, bis ſchließlich nur zwei noch übrigblieben. Vielleicht haben auch die Nordoſtafrikaner ſchon ſolche Erfahrungen gemacht; denn bei ihnen ſieht man niemals einen Papagei in der Gefangenſchaft.

Die Familie der Bartvögel wird in dem tropiſchen Oſtafrika durch mehrere und zum Theil recht anziehende Arten vertreten. Einige von dieſen tragen weſentlich zu dem Leben der Wälder bei. Ihre Stimmen ſind es, welche weithin das Tonwirrſal des Urwaldes durchdringen, und die Vögel ſelbſt werden um ſo feſſelnder, je ſchwerer man ſie beobachten kann. Man kann die Stimme der Bartvögel nicht eben wohllautend nennen, hört ſie aber doch recht gern; denn ſie iſt wenigſtens nicht unangenehm. Auch das Weſen und Betragen hat manches Anziehende.

In der Samchara und in dem Gebirge der Bogos ſind die Bartvögel ſeltener, als in den eigentlichen Urwäldern. Wir haben nur zwei von ihnen angetroffen, den einen in der Ebene und im Gebirge, den anderen blos in der Höhe. Dieſer, der Salt'ſche Bartvogel (Pogonias Saltii), iſt vielleicht der langweiligſte Geſell ſeiner ganzen Familie. Man ſieht ihn ſelten und hört ihn kaum öfter. Sein Leben verfließt im dichteſten Gelaube höherer Bäume. Hier verbringt er den ganzen Tag und fliegt von hier aus höchſtens langſam nach einem zweiten Baume, wenn ein beſonderer Zufall ihn wegtreibt. Er bewegt ſich ziemlich ſchwerfällig, hüpft tölpiſch auf den Aeſten umher, klettert ſo gut wie gar nicht und fliegt ſchwerfällig, ſchwirrend und ungeſchickt: kurz er iſt ebenſo unbeholfen, wie er ausſieht. Der einzige Ton, welchen ich von ihm vernahm, iſt ein langgezogenes Pfeifen. Gewöhnlich trifft man dieſen ſtillen Geſellen paarweiſe, aber nicht gerade oft; doch glaube ich, daß er viel häufiger iſt, als er ſcheint. Mehr weiß ich über ihn nicht zu berichten.

Beide Geſchlechter ſind ſich in der Größe faſt gleich.

Es beträgt beim Männchen:

Die Länge	6	Zoll	10	Linien.
Die Breite	11	„	3	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	10	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	8,5	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	3,5	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	5,5	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	8	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	10,5	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	7,5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	3	„	3	„
Die Länge des Schwanzes	2	„	—	„

Beim Weibchen mißt:

Die Länge	6	Zoll	7	Linien.
Die Breite	10	„	10	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	9,5	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	8	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	3	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	5	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	7,5	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	10	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	6,5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	3	„	—	„
Die Länge des Schwanzes	2	„	—	„

Die Iris iſt hellbraun, Schnabel und Füße ſind ſchwarz.

Unter den Schwingen iſt die vierte die längſte; auf ſie folgt die ſiebente, die fünfte, die ſechſte, die zweite, die achte und die neunte.

Viel unterhaltender iſt der Perlvogel (Trachyphonus margaritatus). Er ſpricht von ſich ſelbſt; er iſt es, welcher die Gärten in den Dörfern, die Niederungen der Steppe und den Wald lebendig macht. Auch

er lebt paarweiſe, aber keineswegs ſo verſteckt, wie der Salt'ſche Bartvogel, ſondern zeigt ſich gern ganz frei. Namentlich in den Morgen- und Abendſtunden ſchwingt er ſich auf die höchſten Spitzen gewiſſer Bäume und ſchreit von hier aus munter und fröhlich in die Welt hinein. Sofort nach dem Eintreffen beginnen beide Gatten vereint einen höchſt eigenthümlichen Geſang, welcher wie „Guk, guk, girre, girre, guk, girre, girre, guk, guk" klingt. Beider Stimmen verſchmelzen aber in der ſonderbarſten Weiſe mit einander, ſo daß ein äußerſt merkwürdiges Concert entſteht, ein wahrer Tonunfug, ein Geſang, ſo verworren und dunkel, wie er nur ſein kann. Aber dieſer Geſang unterhält. Er iſt ſo komiſch und wird mit ſo viel Herzensluſt ausgeſtoßen, daß man ſich immer über den Vogel freut.

Im Uebrigen lebt der Perlvogel nach Art ſeiner Familie. Er bewegt ſich langſam in den Baumkronen hin und her, lieſt dort Kerfe auf, geht Früchte an und ſucht ſich Sämereien zuſammen. Er klettert ſchlecht, fliegt bald ſchwirrend, bald ſchwebend, nicht gern weit, liebt überhaupt die Ruhe im hohen Grade und hält an dem einmal gewählten Standort mit großer Ausdauer feſt.

In dem an Spechten ſo armen Afrika erſcheint Abiſſinien begünſtigt. Alle Forſcher, welche längere Zeit in Habeſch waren, haben uns belehrt, daß wenigſtens fünf Arten dieſer ſo anziehenden Vögel dort leben. Wir haben dieſen Reichthum nicht kennen gelernt. Auf unſerer ganzen Reiſe iſt nur ein einziger Specht und zwar der kleine, Hemprich zu Ehren benannte Baumſpecht (Dendropicus Hemprichii) geſehen worden. Ich fand dieſes mir vom Sudahu her wohlbekannte Vögelchen in der Samchara. Ueber ſeine Lebensweiſe brauche ich Nichts zu ſagen; ſie ähnelt der unſeres Kleinſpechtes in jeder Hinſicht. Rüppell giebt auf Tafel 35 ſeiner ſyſtematiſchen Ueberſicht ein gutes Bild und auf Seite 88 und 89 eine hinreichende Beſchreibung unſeres Vogels. Doch fand ich, daß die dort aufgemerkten Maße nicht genau mit den von mir entnommenen ſtimmen, und laſſe deshalb die meinigen hier folgen.

Nach dieſen ergiebt ſich für das Männchen:

Die Länge	5	Zoll 10	Linien.
Die Breite	10	„ 7	„

Die Höhe des Tarſus	—	Zoll	7	Linien.
Die Länge der Mittelzehe	—	„	7	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	3	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	4,5	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	7	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	8	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	4,5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der fünften Schwinge	3	„	—	„
Die Länge des Schwanzes	2	„	—	„

Die Iris iſt braun, der Schnabel blauſchwarz, der Fuß ſchmuziggrau.

Unter den Schwingen iſt die fünfte die längſte; auf ſie folgt die vierte, die ſechſte, die ſiebente, die dritte, die achte und die zweite.

Auch über die Familie der Kukuke kann ich nur ſehr Unvollkommenes berichten. Den Honigangeber ſah ich ein einziges Mal und kaum eine Minute lang; den Spornkukuk (Centropus superciliosus) traf ich zwei Mal in der Samchara.

In Nord-Oſt-Afrika wird die letztere Sippe, wie bekannt, durch mehrere Arten vertreten. Schon in Egipten iſt der eine nicht ſelten; im Innern kommen die anderen hinzu, welche uns namentlich durch Rüppell bekannt geworden ſind.

Die Spornkukuke unterſcheiden ſich in jeder Hinſicht von ihren bei uns lebenden Verwandten. Sie müſſen dieſen gegenüber höchſt ruhige und ſtille Vögel genannt werden. Ihr Leben iſt durchaus ein anderes. Sie wohnen paarweiſe in einem kleinen Gebiet, welches allen ihren Anſprüchen genügt, wenn es viele dichte Büſche und Hecken hat. Die Gärten Egiptens mit ihren Orangenwäldern und den Mimoſen zwiſchen ihnen ſind prächtige Orte, und die Buſchwaldungen des Innern von Afrika bieten ihnen Alles, was ſie bedürfen. In dieſen niederen Büſchen nun treiben die Vögel ihr ſtilles Weſen. Sie klettern und ſchlüpfen, kriechen und drängen ſich, wie Mäuſevögel, durch das ärgſte Dickicht, kommen langſam auf der einen

Seite heraus, haſpeln ſich bis zur Spitze empor und ſetzen ſich dort nieder, oft minutenlang ohne jede Bewegung verharrend. Dann fliegen ſie ebenſo langſam, mehr ſchwebend und mehr gleitend, als flatternd, einem zweiten Buſche zu, laufen vielleicht erſt eine Zeit lang auf dem Boden unter demſelben umher, hüpfen dann auf einen Aſt und gehen langſam wieder nach oben.

Ihre Stimme vernimmt man nur ſelten. Ihre Nahrung beſteht in Kerbthieren aller Art, zumal in Raupen; auf letztere ſind ſie ebenſo begierig, wie unſere Kukuke. Abweichend von dieſen, leben ſie in ſtrenger Ehe. Ich fand nur ein Mal ein Neſt und zwar das von dem ſenegaliſchen Spornkukuk (Centropus senegalensis). Es ſtand in der dichten Krone eines Obſtbaumes im Delta und beſtand hauptſächlich aus den blätterartigen Hüllen der Samenknollen des Maiſes und enthielt (Ende Juli) vier halberwachſene Junge, welche von den Aeltern mit großer Liebe gepflegt und möglichſt vertheidigt wurden. Dies iſt Alles, was ich über die Vögel zu ſagen weiß.

Zur Vergleichung mit den von Rüppell gegebenen Maßen des abiſſiniſchen Spornkukuks will ich die meinigen zufügen.

Es beträgt beim Männchen:

Die Länge	1	Fuß	1	Zoll	9	Linien.
Die Breite	1	„	4	„	4	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	1	„	5	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	1	„	—	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	6	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	—	„	8	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	—	„	11	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	1	„	2	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	—	„	7	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	—	„	5	„	6	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	7	„	6	„

Die Iris iſt prächtig purpurroth, der Schnabel iſt ſchwarz, der Fuß dunkelbraungrau.

Unter den Schwingen iſt die ſechſte die längſte; auf ſie folgt die ſiebente, fünfte, die vierte, die achte, die dritte, die neunte und die zweite.

Vor allen anderen Vögeln wird man, nachdem man Afrika von irgend einer Seite her betreten hat, bald dieſe oder jene Taube wahrnehmen. In ſeinem Reichthum an dieſen ſchön geſtalteten und gefärbten Geſchöpfen kennzeichnet ſich Afrika als altweltlichen, der eigentlichen Taubenheimat Oceanien verwandten Erdtheil. Ich will damit keineswegs einen Reichthum an Arten gemeint haben, obgleich ich auch von einem ſolchen reden könnte, ſondern vielmehr den Reichthum an Individuen betonen; und hierin ſteht Afrika wahrlich keinem andern Erdtheil nach. Wer nicht ſelbſt die ungeheuren Flüge mancher Taubenarten geſehen hat, welche zu gewiſſen Zeiten die Steppenwaldungen des Inlandes durchziehen, wird ſich ſchwerlich eine Vorſtellung machen von der Menge der Vögel dieſer Ordnung. Und ſelbſt die Schilderungen, welche Wilſon und Audubon uns über die Wandertaube (Trygon migratoria) gegeben, verlieren nach derartigen Erfahrungen gar Manches von ihrem überwältigenden Eindruck.

Nach meinen Beobachtungen iſt der Taubenreichthum in den verſchiedenen Gegenden Nord-Oſt-Afrikas ziemlich gleich. In Egipten beleben die wild umherſchweifenden oder an den Menſchen gefeſſelten Schwärme der Felſentaube die Felder, oder die überall wenigſtens paarweiſe in großer Anzahl egiptiſchen Tauben die Wälder. In Nubien treten zu den beiden genannten die Senegal- und Halsbandtaube, im Innern endlich, da wo die größeren Waldungen beginnen, die ganze Schar der übrigen Arten, welche ich oben im Verzeichniſſe anführte. In den Waldungen iſt das Ruckſen, Girren, Heulen, und wie ich es ſonſt noch nennen ſoll, der Tauben eine ſo gewöhnliche Muſik, daß alle anderen Vogelſtimmen gleichſam nur als Solopartien erſcheinen. Selbſt auf den ödeſten Stellen der Steppe und bezüglich der Samchara, ja mitten in der Wüſte finden ſich dieſe flüchtigen, verhältnißmäßig wenig begehrenden Vögel in zahlreicher Menge. Auch in Afrika begreift man wirklich nicht, wo ſie alle ihre Nahrung finden. Ein ſogenannter Brunnen, d. h. eine Waſſerlache in irgend einer Niederung der Wüſte oder der Steppe, wird zum Sammelpunkt für tauſende, wenn auch dieſelben nicht zu gleicher Zeit hier erſcheinen mögen. Von hier aus vertheilen ſie ſich über die ganze Umgegend, und jeder Baum, ja jeder Mimoſenbuſch, und ſei er noch ſo verkrüppelt, gewährt ihnen Obdach und Herberge.

Dabei muß man bemerken, daß die verſchiedenen Taubenarten ſich ſo recht eigentlich in ihre Welt getheilt haben. Von der Krone hochgewipfelter Bäume bis zum dicht verſchlungenſten Dickicht hart über der Erde, vom weitverbreiteten Hochwalde bis zu dem einzelnſtehenden Mimoſenbuſch in der Wüſte ſind ihnen alle Orte recht. Sie theilen mit dem Edelfalken daſſelbe Fächerblatt der Palme und machen der Lerche ihr Beſitzthum ſtreitig. Dieſe Verhältniſſe ſind überaus anziehend für den vergleichenden Forſcher, und ebendeshalb habe ich ſie einer beſonderen Berückſichtigung werth gehalten. Aber die Tauben geben auch Stoff genug zur Einzelbeſchreibung.

Wenn man, den erſten Wall des hohen Gebirges überſchreitend, die ärmeren Niederungen der Samchara hinter ſich hat und in jene reich bewachſenen Thäler eingetreten iſt, in denen der Flötenruf des äthiopiſchen Würgers der vorherrſchende Ton geworden iſt, muß man ein ſchlechter Naturbeobachter ſein, wenn man nicht an dem hochpfeifenden Fluggeräuſch oder an den ſonderbaren heulenden Tönen, welche am beſten noch durch die Silben „Hihahu“ ausgedrückt werden mögen, die farbenſchönſte aller Tauben unſerer Gebiete wahrnehmen will.

Die Papageitaube (Treron abyssinica), wie ich ſie jetzt wohl nennen möchte, nachdem ich von ihrem Weſen und Sein beſſere Kunde gewonnen, bewohnt in kleinen Familien, aber keineswegs ſelten, die tieferen Gebirgsthäler und die unmittelbar am Gebirge liegenden Niederungen der Samchara, in denen die Tropenwelt zur Geltung gekommen iſt. Hochgewipfelte Mimoſen, welche der Chriſtusdorn ſchützend umſteht und der Ciſſus mit ſeinen vierſeitigen Ranken durchflicht, bilden den bevorzugten Aufenthalt dieſer Tauben in der Samchara, während in den Gebirgsthälern die prachtvollen Tamarinden, die Kigelien mit ihrem dichten Gelaube und endlich die ſchattigen Wipfel der gewaltigen Sikomoren zu noch geeigneteren Wohnſitzen werden. Da, wo drei oder vier dieſer Bäume zuſammenſtehen, wird man die Papageitaube ſchwerlich vermiſſen, ja, einzelne Sikomoren werden regelmäßig beſucht, wie die höchſte Linde im Dorfe von unſeren Staren. Sie werden zum Verſammlungsorte am Morgen und Abend und zum ſchattigen Ruheplatze in der Hitze des Mittags. Hier und da trifft man auch die Tauben paarweiſe; gewöhnlich aber verſammeln ſich Familien oder kleine Flüge von acht bis zwanzig Stücken; zahlreichere habe ich nicht geſehen. Im Fluge ſelbſt

hält ſich Paar an Paar in trauter Gemeinſchaft. Dicht an einander geſchmiegt ſitzen die zärtlichen Gatten, und Derjenige, welcher ruhig beobachtet, kann gar nicht in Zweifel bleiben, welche Tauben des Flugs mit einander ſich vereinigt haben. Die gegenſeitige Zärtlichkeit der gepaarten Tauben iſt wohl allen Arten gemein; denn ſie iſt ja förmlich zur Redensart geworden; allein die Papageitaube ſcheint wirklich ihre übrigen Verwandten hierin noch zu überbieten, ſcheint beſondere Zeichen der Liebe an den Tag zu legen, welche ich wenigſtens bei den anderen noch nicht beobachtet habe. Das Aneinanderſchmiegen, das Schnäbeln, das freudige, ich möchte ſagen aufjauchzende Emporſteigen des Männchens, das Klatſchen mit den Flügeln und das ſo eigenthümlich ſanfte Hinabſchweben zur Gattin anderer Arten ihrer Ordnung bethätigt auch die Papageitaube; aber außerdem breitet ſie noch ungemein zierlich ihre aufgehobenen Flügel über den Gegenſtand ihrer Liebe und verſucht Künſte und Gewohnheiten nachzuahmen, welche ſonſt nur den Papageien eigenthümlich ſind. Leider fiel die Zeit unſeres Aufenthaltes nicht in die allgemeine Brutzeit, und ſomit hatte ich nicht Gelegenheit, das Betragen der Taubenpaare während der eigentlichen Blüthe der Liebe zu beobachten: aber ich ſah doch genug, um zu dem Glauben berechtigt zu ſein, daß die Papageitaube ihre Verwandten an Zärtlichkeit noch überbietet.

Unſere Taube hat in der That große Aehnlichkeit mit dem Papagei. Schon die Färbung ihres Gefieders, das prächtige Grün und das lebendige Gelb erinnert an jene ſchön gefärbten Affenvögel, dazu kommt aber noch das eigenthümliche Herumklettern in den Bäumen und die ſonderbaren Stellungen, welche die Taube oft annimmt. Selbſt der kundige Jäger wird im Anfang nicht ſelten getäuſcht; er glaubt, wirklich einen Papagei vor ſich zu haben. Als beſondere Eigenthümlichkeit erwähne ich noch, daß unſer Vogel ſich zuweilen platt auf den Aeſten niederlegt, faſt nach Art des Ziegenmelkers. Der Flug iſt ſehr raſch und reißend, aber hart und von einem laut pfeifenden Geräuſch begleitet, welches ſich von dem Fluggeräuſch jeder anderen Taube ſofort unterſcheidet. Nur die Stimme hat, wie bemerkt, wenig Anmuthiges, ſondern eher etwas Heulendes; girrende oder eigentlich ruckſende Töne habe ich nicht vernommen.

In dem Magen der erlegten fand ich Beeren der allerverſchiedenſten Art, und Eingebürgerte im Lande ſagten mir, daß man die Taube nur

da finde, wo die Bäume und Sträucher beerenbehangen wären. Mit dieser Nahrung steht im Einklang, daß unsere Taube sehr wenig auf die Erde herabkommt. Ich habe sie niemals auf dem Boden gesehen.

Ueber die Fortpflanzung habe ich Nichts beobachtet und auch Genaues nicht erfahren können; doch glaube ich die Vermuthung aussprechen zu dürfen, daß das Nest der Papageitaube auf den höchsten Bäumen der Umgegend angelegt wird. Wahrscheinlich fällt die Brütezeit mit dem innerafrikanischen Frühling zusammen.

Die Jagd der Papageitaube ist nur dann einfach und ergiebig, wenn man einen jener Lieblingsbäume aufgefunden hat und unter ihm sich aufstellt. Der Vogel ist scheu oder wenigstens vorsichtig und läßt den Jäger sonst nicht leicht ankommen. Bei der Höhe der Bäume verlangt er immerhin einen starken Schuß, und da man, um die Schönheit des Gefieders zu schonen, schwächere Schrote wählen muß, geht er oft verloren.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen nur durch die etwas geringere Größe. In der Farbenpracht des Gefieders bemerkte ich keinen wesentlichen Unterschied; wenigstens glaube ich, daß einige Zeit nach dem Tode die verschiedenen Geschlechter schwer zu unterscheiden sein dürften. Die Maße sind folgende.

Es beträgt beim Männchen:

	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Die Länge	—	12	—		12	3	—	11	9
Die Breite	1	8	11	1	8	10	1	8	—
Die Höhe des Tarsus . . .	—	—	12	—	—	11,5	—	—	11
Die Länge der Mittelzehe . . .	—	—	12	—	—	12	—	—	12
Die Länge der Hinterzehe . .	—	—	7	—	—	7	—	—	7
Die Länge der inneren Zehe . .	—	—	8	—	—	8,5	—	—	8
Die Länge der äußeren Zehe . .	—	—	10	—	—	9,5	—	—	9,5
Die Länge des Oberschnabels .	—	—	9	—	—	9	—	—	9
Die Länge des Unterschnabels .	—	—	4	—	—	4	—	—	4
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	—	6	7	—	6	9	—	6	3
Die Länge des Schwanzes . .	—	4	3	—	4	3	—	4	—

Beim Weibchen ist:

	Fuß	Zoll	Linien	Fuß	Zoll	Linien
Die Länge	—	11	5	—	11	6
Die Breite	1	7	6	1	8	2
Die Höhe des Tarsus	—	—	11	—	—	11
Die Länge der Mittelzehe	—	—	12	—	—	12
Die Länge der Hinterzehe	—	—	7	—	—	7
Die Länge der inneren Zehe	—	—	8,5	—	—	8
Die Länge der äußeren Zehe	—	—	9,5	—	—	9,5
Die Länge des Oberschnabels	—	—	9	—	—	9
Die Länge des Unterschnabels	—	—	4	—	—	4
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	—	6	6	—	6	7
Die Länge des Schwanzes	—	4	3	—	4	4

Das Auge ist prachtvoll gefärbt. Um den Augapfel zieht sich ein schmaler königsblauer Ring, die übrige Iris ist purpurroth. Der Schnabel ist an der Wurzel weiß, mit einem Schimmer ins Bläuliche, an der Spitze dagegen blaßroth, die Füße sind dunkelorangegelb, die Wachshaut ist roth, der Augenring bläulichgrau mit rothem Schimmer.

Ueber das Betragen und die Lebensweise der blaurückigen Felsentaube (Columba glauconotos) habe ich weniger zu berichten. Ich halte heute noch die in Afrika wildlebende Felsentaube ihres mohnbläulichen Unterrückens wegen für artlich verschieden von der eigentlichen europäischen Felsentaube (Columba livia); denn sogenannte klimatische Varietäten giebt es für mich nicht.

Unsere Felsentaube findet sich in überaus zahlreichen Flügen in ganz Nord-Ost-Afrika und, wie ich schon oben angegeben, auch im südlichen Arabien. Sie ist der egiptische Feldflüchter, welcher in so großen Mengen in allen Dörfern am Nil gefunden wird. Manche Ortschaften Oberegiptens scheinen mehr der Tauben, als der Menschen halber erbaut zu sein. Nur das untere Stockwerk des piramidal aufgeführten, glatt-

gedeckten Gebäudes bewohnt der Bauer; das obere, gewöhnlich weißgetünchte und sonst verzierte, gehört den Tauben an. Man baut hohe, kuppelförmige Thürme einzig und allein dieser Vögel wegen.

Die Taubenschläge Egiptenlands sind gänzlich von den unsrigen verschieden und verdienen wohl, mit ein paar Worten beschrieben zu werden. Ihr Mauerwerk besteht nämlich nicht aus Ziegeln, sondern, von einer gewissen Höhe an, nur aus großen, eiförmigen Töpfen. Jeder Topf ist an dem nach außen gekehrten Ende, dem Boden, wenn man will, durchbrochen; das runde Loch in der Mitte ist jedoch nicht genug groß, um einer Taube Durchgang zu gewähren, und dient nur, um Luft und Licht durchzulassen. Von innen ist jeder Topf bequem zugänglich und giebt einem Neste Raum. Die Eingänge zu den Taubenhäusern sind ziemlich groß; an der Stelle unserer Flugbreter hat man unter und neben ihnen Stöcke und Reisigbündel eingemauert.

Man gewahrt sehr bald, daß diese Taubenschläge im höchsten Grade geeignet sind, den Tauben alle Annehmlichkeiten eines Wohnsitzes zu bieten. Die Taubenthürme sind beständig von äußerst zahlreichen Flügen umschwärmt, und in manchen Gegenden werden die Haustauben geradezu zur Landplage, sind sie so gemein, daß der Fellah selbst den reisenden Sonntagsschützen auffordert, Jagd auf die Hausthiere zu machen, und sich weidlich freut, wenn ein Schuß erfolgreich war.

Kaum in geringerer Zahl bewohnt dieselbe Taube wild die geeigneten Felsenufer des Nil. Namentlich in den Katarakten habe ich an den höheren Felsengalerien jedes Plätzchen von Tauben bewohnt gesehen und ungeheure Flüge von ihr wahrgenommen. Von Oberegipten an hört die Taubenzucht mehr und mehr auf; die wilden Schwärme bevölkern aber auch noch in Nubien zahlreich alle Felsenwände. Man trifft oft große Schwärme mitten in der Wüste an und fragt sich vergeblich, wie die arme Erde hier im Stande ist, den Massen genügende Nahrung zu bieten, zumal diese Nahrung ihnen noch durch zahlreiche Ketten verschiedener Flughühner (Pterocles) nicht unwesentlich verkümmert wird. Der reiche Sudahn beherbergt weniger Felsentauben, aus dem einfachen Grunde, weil er weniger felsige Gebirge hat; an günstigen Stellen aber vermißt man unseren Vogel sicherlich nicht. Und so scheint es auch in Abissinien zu sein. Der einzelnstehende, von mir schon mehrmals erwähnte Felsblock bei Mensa war von einem starken Flnge Felsentauben bewohnt, und

namentlich um Mittag und gegen Abend ſah man hier die Anſiedler von allen Seiten her eiligen Fluges ankommen. Es gelang mir nicht, eine dieſer Tauben zu erlegen; denn ſie waren merkwürdig ſcheu und der Felſen nur an wenig Stellen, und blos bis zu einer gewiſſen Höhe, zugänglich. Deshalb bin ich auch nicht im Stande, die Maße zu geben. Ueber Betragen, Nahrung und Fortpflanzung brauche ich nach dem Vorſtehenden Nichts mitzutheilen; das Vorkommen und die Verbreitung des Vogels ſcheint mir das Wichtigſte zu ſein.

Als eigentliche Waldtaube tritt im ganzen Oſtſudahn, und nach den Beobachtungen Seiner Hoheit, des Herzogs, auch in den von uns durchreiſten Gebieten Abiſſiniens die Guineataube (Stictoenas guinea) auf. Nach meinen Erfahrungen findet ſich dieſer ſtattliche, weit verbreitete Vogel in allen größeren Waldungen Oſtſudahns, zumal in ſolchen, welche die Königin der innerafrikaniſchen Palmen, den Dulehb', beſitzen. Dieſer ſtolze Baum kann gewiſſermaßen als der eigentliche Wohnſitz unſerer Taube betrachtet werden: auf ſeinen breiten, fächergeſtaltigen Blättern wird auch das Neſt angelegt. Ich habe ſchon früher mitgetheilt (Extraheft zum Journal für Ornithologie, erſter Jahrgang, Seite 100), daß die Taube furchtlos neben dem kühnen und pfeilſchnellen Räuber aller kleineren und größeren Finkenarten der Urwälder, dem prachtvoll gefärbten Falco ruficollis brütet, und will meine Angaben inſofern vervollſtändigen, als ich noch ausdrücklich hinzufüge, daß die Neſter beider ſo wenig verwandter Vögel auf ein und demſelben Baume, ja beinahe auf ein und demſelben Blatte ſich finden, daß man Falk und Taube zu gleicher Zeit dicht neben einander ſitzen ſieht, in tiefſtem Frieden daſſelbe Haus bewohnend.

Im Betragen und in der Lebensweiſe kommt die Guineataube am meiſten mit unſerer großen Wildtaube (Columba Palumbus) überein. Sie lebt, wie dieſe, paarweiſe im reichen Urwald, auch wo es den Dulehb weit und breit nicht giebt, ſammelt ſich Morgens in kleinen Familien und auf einem, die anderen an Höhe überragenden und womöglich einzelnſtehenden Baum, ruckſt hier bis anderthalb Stunden nach Sonnenaufgang, fliegt dann zur Nahrung aus, einigt ſich mit anderen ihrer Art um die Mittagszeit im ſchattigen Geäſt hochwipfliger Bäume, fliegt in den

Nachmittagsſtunden erſt zur Tränke und dann wiederum zur Nahrung und kehrt Abends zum gewöhnten Wohnſitz zurück. Ihr Flug ähnelt dem unſerer Wildtaube; doch habe ich das eigenthümliche Emporſteigen und Klatſchen mit den Flügeln bei ihr niemals beobachtet. Die Brutzeit fällt im Sudahn in die letzten oder erſten Monate unſeres Jahres, allein es iſt gar nicht unmöglich, daß auch unſer Vogel nach anderer Tauben Art mehrmals im Jahre brütet und vielleicht ſchon bei Beginn der Regenzeit ſein Neſt mit dem erſten gelegten Ei ſchmückt.

Die Guineataube iſt überall ſcheu, oder richtiger, vorſichtig. Man erlegt ſie gewöhnlich zufällig. Sie vermeidet den Menſchen ängſtlich, läßt ſich in der Nähe der Dörfer nicht ſehen und flieht vor dem Ankommenden ſchon aus weiter Entfernung. Dies iſt um ſo auffallender, weil kein Sudahneſe Jagd auf ſie macht und ſie alſo erfahrungsmäßig von der Furchtbarkeit des Menſchen nicht unterrichtet iſt. Ungleich gefährlichere Feinde mag ſie in den größeren Edelfalken des inneren Afrikas beſitzen. Feldegg's Falke zumal verfolgt ſie eifrig. In den Urwäldern kommt man gar nicht ſelten zu einer Schlachtbank dieſes Räubers, auf welcher das verſtreute Gefieder unſerer Taube von ihrem Tode in der Klaue des Raubvogels deutlich genug zu ſprechen weiß.

Unſere Turteltaube (Turtur auritus) kommt blos während des Winters und zwar ziemlich ſelten nach Egipten; dafür vertreten ſie in zahlreicher Menge zwei andere Arten, die egiptiſche und die Senegaltaube (Turtur aegyptiacus et Turtur senegalensis). Ich halte dieſe Vögel, welche man in der Neuzeit gewöhnlich vereinigt hat, für verſchieden. Die egiptiſche Taube iſt ſtets um ein Bedeutendes größer, als die Senegaltaube, und auch durch die Heimat von jener getrennt. Sie findet ſich im Norden Afrikas bis Nordnubien; die Senegaltaube erſt im Innern des Erdtheils, etwa vom 18. Grade nördlicher Breite an ſüdwärts. In Lebensweiſe und Betragen unterſcheiden ſich die beiden Arten freilich wenig oder nicht.

Die egiptiſche Taube lebt nicht in ſo großen Flügen, als die Felſentaube, iſt aber nicht minder häufig. Sie wohnt ſo recht eigentlich überall. Der Sonntagsſchütz, welcher den heiligen Nil bereiſt und irgend einen

Palmenwald betritt, wird von den ihm regelmäßig folgenden Egiptern plötzlich am Arm gefaßt und durch eine Handbewegung oder durch das Wort „Djimrïe“ auf unsere Taube aufmerksam gemacht und hat Gelegenheit genug, seine Geschicklichkeit zu beweisen. Dem Forscher wird dieses „Djimrïe“ geradezu lästig; auch er vermag das Ehrengeleit der guten Fellahhin nicht von sich abzuwenden und ärgert sich nicht wenig, wenn er durch die Zudringlichkeit der Leute von einem besseren Ziele abgelenkt wird. Uebrigens braucht man sich gar nicht in einen Palmenwald zu bemühen, wenn man die egiptische Taube beobachten will; sie lebt in jedem größeren Garten, auch in denen, welche mitten in den Städten oder auch Dörfern liegen; man gewahrt sie, wenn man vom Fenster des Gasthauses in Kairo aus auf die Esbekïe schaut; man sieht sie in unmittelbarer Nähe des Menschen ihr Wesen treiben. Es ist ein schöner Zug des Mahammedaners, daß er jedem Geschöpfe, welches bei ihm einkehrt und ihm nicht gerade sehr lästig wird, vollste Gastfreundschaft gewährt. Die Worte, welche ich auf Seite 374 ff. meines „Leben der Vögel“ sagte, sind buchstäblich zu nehmen, und selbst die schöne Sage, welche von der Gründung Kairo's durch die Djimrïe berichtet, möchte ich nicht von dem klaren Verstande zergliedert und verstümmelt wissen; denn der Gedanke, welcher ihr zu Grunde liegt, hat heute noch seine volle Giltigkeit. Ungescheut vor dem Menschen, dessen Schutz sie sich versichert hat, lebt die Djimrïe in Egipten. Kein schändlicher Bube bedroht ihr Nest, und deshalb steht dieses oft so recht eigentlich vor dem Auge des Menschen da, in einem niederen Busch, kaum fünf Fuß über der Erde. Ich selbst habe mehr als ein Mal brütende egiptische Tauben im Neste gefunden, welche mich ruhig anschauten und gar nicht daran dachten, ihre zwei durch den Nestboden hindurchschimmernden Eilein zu verlassen: sie waren es ja nicht gewohnt, daß der Mensch sie in ihrer heiligsten Beschäftigung stört.

Im Sudahn ist es kaum anders. Die Senegaltaube vertritt ganz die Stelle der egiptischen. Sie wohnt dort in jedem Garten, jedem Walde. Auch sie trifft man gewöhnlich nur paarweise; aber ein Paar wohnt dicht bei dem anderen, und das Girren und Ruckſen tönt Einem überall entgegen. Auch sie verfolgt Niemand.

Die Halsbandtaube (Turtur semitorquatus) hat mit den beiden Genannten Vieles gemein. Ihr Verbreitungskreis beginnt nach meinen Beobachtungen mit dem 21. Grad nördlicher Breite. In Süd- und Mittelnubien ist sie überall zu finden, wo ein schmales Band von Mimosen oder ein Palmenwald die Ufer des Stromes besäumt; im Sudahn und in Abissinien tritt sie zahlreich auf, und in dem Gebirge bei Mensa beobachtete ich sie in großen Scharen, ganz gegen Art der andern Turteltauben. Unterhalb des Dorfes Mensa am Wässerchen stehen mehrere hohe Sikomoren. Zu ihnen kamen gegen Abend Flüge von Hunderten dieser Taube. Einzelne Bäume waren an manchen Tagen buchstäblich mit ihnen bedeckt; es saß, so zu sagen, auf jedem Aste eine von ihnen.

Unsere Taube erscheint viel größer, als sie wirklich ist, und erinnert in ihrem Betragen ebenso sehr an ihre kräftigen Familienverwandten, wie an die ihr zunächst stehenden Lach- und Turteltauben. Ihre Bewegungen sind ganz die der letzteren; doch ist das pfeifende Geräusch des Fluges bei ihr stärker, als bei jenen. Der Flug selbst ist leicht, reißend und beim Auffliegen von einem starken, klatschenden Geräusch begleitet. Hinsichtlich ihres Betragens ist sie eine echte Turteltaube; auch ihre Stimme ist mehr ein Girren, als ein Ruckfen. Da, wo sie paarweise wohnt, zeigt sie sich den Menschen sehr zutraulich; die großen Flüge sind aber immer sehr, für Afrika geradezu unverhältnißmäßig scheu.

Sie brütet, wie die meisten Verwandten, mehrmals im Jahre. Ich habe ihre Eier in Nubien in den ersten Monaten des Jahres und in Ostsudahn während der Regenzeit gefunden.

Die von Rüppell, Seite 66 seiner neuen Wirbelthiere, gegebenen Maße scheinen nach Bälgen genommen zu sein; denn sie sind nicht ganz genau. Ich lasse hier die Maße eines bei Mensa erlegten Paares folgen.

Es beträgt beim Männchen:

Die Länge	1	Fuß	—	Zoll	8	Linien.
Die Breite	1	„	9	„	9	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	—	„	11	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	—	„	12	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	6	„

Die Länge der inneren Zehe	—	Fuß	—	Zoll	9 Linien.
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	—	„	9 „
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	—	„	8,5 „
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	—	„	3,5 „
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	—	„	7	„	6 „
Die Länge des Schwanzes	—	„	5	„	6 „

Beim Weibchen iſt:

Die Länge	—	Fuß	11	Zoll	9 Linien.
Die Breite	1	„	8	„	— „
Die Höhe des Tarſus	—	„	—	„	11 „
Die Länge der Mittelzehe	—	„	—	„	11 „
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	5,5 „
Die Länge der inneren Zehe	—	„	—	„	8 „
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	—	„	8 „
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	—	„	8 „
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	—	„	3 „
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	—	„	7	„	1 „
Die Länge des Schwanzes	—	„	5	„	— „

Die Iris iſt nicht graugelb, wie bei Rüppell angegeben, ſondern gelblichroth, der Schnabel nicht ſchwarz, ſondern bläulichroth, die Füße korallenroth, wie bei anderen Tauben, der Augenring blutroth.

Während die Halsbandtaube die waldigen Gebirge entſchieden der Ebene vorzieht, findet ſich die Lachtaube (Turtur risorius) hauptſächlich in der Tiefe, und zwar am liebſten in der Wüſte oder in der Wüſtenſteppe. Schon von Mittelnubien an ſüdwärts iſt dieſer Vogel häufig, und im Innern Afrikas wird er zur gemeinſten Art der ganzen Familie. Bei einem Ritte durch die Samchara oder durch irgend eine Steppe des Inneren klingt das Lachen und Girren der Tauben beinahe von jedem

Büſche herunter, und zu gewiſſen Zeiten des Jahres, gegen Anfang der Dürre hin z. B., ſammeln ſich die Lachtauben in manchen Waldungen in geradezu unſchätzbarer Menge. Man kann dann Züge gewahren, welche, wenn auch nicht Stunden lang, ſo doch viele Minuten nach einander im dichten Gewimmel dahinfliegen. Solche Verſammlungen ſcheinen wenigſtens einige Wochen lang ſtets mit einander in der Steppe umherzuſchweifen, wahrſcheinlich getrieben von Nahrungsmangel. Sie erſcheinen an manchen Waſſerplätzen in den Vormittagsſtunden und gegen Abend zu Millionen, wenn auch nicht ſämmtlich auf ein Mal, ſo doch in ununterbrochener Folge.

Während des übrigen Jahres ſieht man die Lachtaube paarweiſe oder in kleinen Familien. In der Samchara bemerkten wir auf jedem größeren Buſch zwei bis drei Paare unſeres Vogels, und wenn das eine Paar aufflog und ſich einem der anderen Büſche zuwandte, fand es dieſen ſicherlich ſchon beſetzt.

Das Brutgeſchäft ſchien zur Zeit unſeres Aufenthaltes in Abiſſinien noch nicht begonnen zu haben, wenigſtens fanden wir kein Neſt auf — ; aber die Zertheilung der Maſſen und Auflöſung in Paare ſprach meiner Anſicht nach dafür, daß es wohl bald beginnen werde.

Die große Häufigkeit der Lachtaube iſt wohl Urſache, daß ſie in den abiſſiniſchen Küſtenländern ziemlich oft gefangen wird. Auf welche Weiſe Dies geſchieht, vermag ich nicht zu ſagen; wohl aber gelang es mir, ohne die geringſte Mühe, ſo viel Lach- und Kaptauben zu erhalten, als ich wollte; die Buben brachten ſie in großer Menge und waren ſehr vergnügt, wenn ihnen für das Stück vier Pfennige unſeres Geldes geboten wurde.

Erſt in dem eigentlichen Tropenlande hört man die Stimme eines der Zwerge der Taubenfamilie, den ganz eigenthümlichen Ruf der Erdtaube (Chalcopelia afra). Dieſes prächtige Thierchen reicht nach meinen Erfahrungen nicht über den 16. Grad nördlicher Breite nach Norden hinauf und wird erſt vom 14. Grad nördlicher Breite an häufiger. In den Urwaldungen des blauen Fluſſes iſt es eine alltägliche Erſcheinung, und auch in den reichbewachſenen Thälern der Samchara ſowie

des Gebirges kann es nicht selten genannt werden. Aber man bekommt es gar nicht so leicht zu sehen.

Die Erdtaube bewohnt die dichtverschlungensten Gebüsche und verläßt dieselben nicht oder nur auf Minuten, wenn sie der Durst zu einem der Wässerchen treibt. Sonst verfließt ihr ganzes Leben im Schatten jener Dickungen. Gerade in den undurchdringlichsten Gebüschen darf man sie am ersten vermuthen; aus ihnen heraus tönt der Ruf durch den Wald, in ihnen steht das zierliche Nestchen, welches ich ein paar Mal gesehen habe, ohne es erreichen zu können: so dicht sind die eigentlichen Wohnsitze unseres Vogels.

Das Betragen der Erdtaube ist ebenso anmuthig, wie sie selbst. Sie ist ein überaus friedlicher, harmloser Vogel, welcher in seiner reichen Buschwelt still sein Wesen treibt. An recht günstigen Orten wohnt in jedem größeren Busch ein Pärchen, und der eine Busch, welcher nur zweihundert Geviertfuß Land bedeckt, scheint ihm vollständig zu genügen. Nur selten kommt die Taube unter ihm hervor und ins Freie gelaufen; sobald als möglich verkriecht sie sich wieder im Dunkeln eines anderen, ebenso dicht verschlungenen Gebüsches. Ihre Heimat ist so reich an allerlei Sämereien und Beeren, daß die Taube größerer Wanderungen nicht bedarf, und da sie sich regelmäßig in der Nähe des Wassers ansiedelt, so kann sie so recht nach Herzenswunsch ein behagliches Stillleben führen.

Im Ostsudahn beginnt die Brutzeit der Erdtaube mit Beginn der großen Regenzeit, in Abissinien scheint auch sie im Frühjahr zu brüten; wenigstens vernahm ich sehr oft ihre so bezeichnende Stimme. Diese erinnert nur noch entfernt an das Ruckfen der Tauben und hat mit den Tönen, welche der Nashornvogel dem Walde zum besten giebt, weit mehr Aehnlichkeit. Der ganze Ruf besteht aus der Silbe „Du", welche zehn bis fünfzehn Mal nach einander wiederholt wird, Anfangs langsam, dann mit einer mehr sich steigernden Eile. Ein ganz besonderer und unbeschreiblicher Wohlklang kennzeichnet diesen Ruf vor dem ähnlichen des Nashornvogels, und der Geübte kommt sicherlich nicht in Versuchung, beide zu verwechseln, auch wenn er sie aus großer Entfernung hört. Andere Laute, als dieses Ruckfen, wie man es wohl nennen kann, habe ich nicht von der Erdtaube vernommen. Nach der Paarungszeit hört man gar keinen Laut mehr. — Das Männchen ist äußerst zärtlich gegen sein Weibchen, umgeht

es mit zierlichem Kopfneigen, ſchnäbelt es, umhalſt es und fliegt dann auf einen vielleicht fußhohen über der Erde ſtehenden Aſt, um von dort aus ſeinen Jubelruf ertönen zu laſſen. Das Neſt, welches immer im dichteſten Gebüſch hart über der Erde ſteht, ähnelt dem anderer Tauben, iſt aber doch ſchmucker und auch etwas beſſer gebaut.

Im geraden Gegenſatz zu der Erdtaube bewohnt die Kaptaube (Oena capensis) mehr die freieren Stellen der buſchigen Gegenden und recht häufig auch die Gärten. In den eigentlichen Wäldern iſt ſie ſeltener, fehlt aber nirgends ganz. Nur das höhere Gebirge ſcheint ſie vollſtändig zu meiden. Von der Grenze Oſtſudahns, welche durch die Gebirge Kherri bezeichnet wird, iſt ſie überall gemein. Man ſieht ſie paarweiſe und in kleinen Flügen.

Unter allen mir bekannten Tauben hat die Kaptaube den ſchönſten Flug. Derſelbe iſt faſt ſchwalbenartig, reißend ſchnell und durch die der Taube eigenthümliche Gewandtheit beſonders ausgezeichnet. Die Kaptaube führt Wendungen und Biegungen aller Art mit einem wirklich ſtaunenswerthen Geſchick aus. Ihr gegenüber erſcheinen die ſo flugbegabten Verwandten langſam und täppiſch. Zuweilen ſieht man drei oder vier Männchen dieſer Art ſich aufs heftigſte verfolgen und dabei durch Gebüſche und Hecken jagen mit wirklich großartiger Meiſterſchaft. Im Laufe dagegen ähnelt ſie den übrigen kleineren Tauben; ſie hat ganz das Nickende bei jedem Schritte und die den Taubengang auszeichnenden ſeitlichen Bewegungen.

Man kann nicht gerade behaupten, daß unſer Täubchen ſcheu wäre; vorſichtig aber iſt es ſtets. Es ſiedelt ſich in der Nähe des Menſchen an, befreundet ſich aber nicht eben beſonders mit dieſem. Nur in flußarmen Gegenden wird ſie zutraulich; hier zwingt ſie der Durſt, bei den Tränkeſtellen zu erſcheinen, und ſie gewöhnt ſich dann bald auch an die waſſerſchöpfenden braunen Leute und trinkt in ihrer unmittelbaren Nähe. Doch wollte mir es ſcheinen, als ob ſie auch dann ihre Vorſicht noch nicht ganz ablege.

Ueber die Brutzeit der Kaptaube bin ich nicht recht ins Klare gekommen. Bei Charthum fand ich Neſter zu Anfang der Regenzeit;

während der letzten Reise schienen die Vögel eben bauen zu wollen. Es ist also möglich, daß sie mehrmals oder im Osten zu anderer Zeit brüten, als in der Mitte des Erdtheils. Das Nest ähnelt dem der Erdtaube, es steht immer fast auf der Erde, d. h. höchstens ein bis drei Fuß über ihr in dichtem Mimosengebüsch oder Hecken, in den Gärten Charthums auch zwischen dem Feigenkaktus. Die kleinen Eier zeichnen sich durch einen besonderen Glanz aus.

Bei Massaua wird die Kaptaube oft auch in Mengen gefangen und für wenige Pfennige unseres Geldes den Europäern gebracht.

Afrika ist ebensogut ein Hühnerland, wie Asien, wenn es auch nicht denselben Reichthum an Formen aufzuweisen vermag. Aber die Zahl der Arten ist, wie bekannt, doch schon eine sehr große und die Menge der Individuen eine überraschende. Auch diese Ordnung zeigt sich um so reicher, je weiter man in das Innere eindringt. Nur wenige Arten sind Bewohner des Nordens und kommen in den eigentlichen Gleicherländern nicht vor; diese aber sind gerade von Hühnern so reichlich bevölkert, daß man jene kaum vermißt. Die Hühner haben sich ebenfalls in allen Gebieten angesiedelt. Auf den fast pflanzenlosen Sandfelsen an den Ufern des Nil in Oberegipten findet man kleine prächtige Rebhühner (Ptilopachus Hayi) in schwachen Völkern; auf den von der Halfa, einem Riedgrase, in Besitz genommenen Ebenen des Nilthales lärmen die Flughühner (Pterocles) in sehr zahlreichen Ketten umher, und mit Beginn der Steppe tritt zuerst das Perlhuhn und dann die Sippe der Frankoline in mehreren Arten äußerst zahlreich auf, während die niedlichen Faufthühner (Ortyxelos s. Turnix) die baumarme, aber grasreiche Steppe in ungleich größerer Zahl bevölkern, als der Forscher zuerst glaubt, weil es so gar schwer hält, diese im Graswalde vollkommen unsichtbaren Thierchen vor das Auge zu bringen. In gewissen Gegenden der Steppe und des Gebirges tönt der so kenntliche Hühnerruf dem Reisenden ununterbrochen in das Ohr, und gerade auf der letzten Reise haben wir beobachtet, daß einzelne Arten buchstäblich das Land bedecken, oder so dicht an einander wohnen, daß kein Raum mehr für andere Hühner übrig zu bleiben scheint. —

Schon wenige Meilen von der Küste des rothen Meeres entfernt, lernt der Jäger das östliche Perlhuhn (Numida ptilorhyncha) an allen geeigneten Orten als häufigen Vogel kennen; im Gebirge aber oder im Innern des Erdtheils, z. B. in den Urwäldern, begegnet er Ketten von außerordentlicher Stärke: denn da, wo die Gegend dem Perlhuhn alle Bedingnisse zu seinem Wohlbefinden liefert, vereinigen sich die einzelnen Familien zu Trupps, welche gar nicht selten zwischen funfzig und hundert zählen.

Das Perlhuhn bedarf Gegenden, welche von einem dichten Niederwalde bedeckt sind, dazwischen aber freie Blößen haben. Jene reichen Thäler der Samchara, die Hochebenen im Gebirge und die sanfteren, mit Felsblöcken überstreuten und dennoch mit einer üppigen Pflanzenwelt überzogenen Gehänge genügen allen Erfordernissen. Namentlich an den letztgenannten Orten ist der Vogel außerordentlich häufig. Hier hört man in den Morgen- und Abendstunden das auch diesem Perlhuhn eigene, trompetenartige Rufen von allen Seiten herschallen, und wenn man vorsichtig sich naht, sieht man die Völker eilig in langen Reihen über die Blößen gehen oder zwischen die Felsblöcke hindurch sich winden und in den Gebüschen wegschlüpfen. Das Perlhuhn ist überall vorsichtig und wird, sobald es Nachstellungen erfährt, sogar scheu. Dazu kommt nun noch, daß seine reiche Befiederung die meisten Schüsse unwirksam macht, daß der Vogel selbst das beste Gewehr zu verspotten scheint, und somit ist es nicht eben leicht, Perlhühner zu jagen. Gleichwohl wird dieses leckere Wildpret dem Koch eines mit Gewehr und Schießbedarf wohl versehenen Jägers selten fehlen. Von unserer Reisegesellschaft wurden täglich Dutzende von Perlhühnern und Frankolinen erlegt, ohne daß eigentlich Jagd auf sie gemacht worden wäre. Ihre unglaubliche Häufigkeit läßt alle Hindernisse, welche die Jagd im Gefolge hat, verschwinden.

Es ist mir wahrscheinlich, daß die Perlhühner in strenger Ehe leben; doch bin ich nicht im Stande, diese Behauptung zu beweisen, weil man nur höchst selten auf einzelne Perlhühner stößt, vielmehr regelmäßig Flügen begegnet, unter denen man die Zusammengehörigen nicht unterscheiden kann. Die Geselligkeit ist ein Grundzug des Wesens unserer Hühner. Wie die Indianer auf ihren Kriegspfaden, laufen sie in langen Reihen hinter einander her, eines nach dem anderen, und was das eine beginnt, thun alle übrigen mit. Nur durch Schüsse erschreckt, zertheilt sich das Volk in

Digitized by Google

einzelne Trupps; — aber dieſe locken ſich ſofort wieder zuſammen, und wenige Stunden nachher trifft man das ganze Volk wieder bei einander.

Man darf wohl behaupten, daß die Perlhühner den mit niederem Gras bewachſenen oder ganz verdorrten Blößen einen prächtigen Schmuck verleihen. Die dunkeln Vögel verſchwinden zwiſchen den ihnen ähnlich gefärbten Steinen, heben ſich aber ſcharf ab von den grün oder graugelb erſcheinenden Grasflächen. Verkennen wird man die Perlhühner nie: der wagerecht gehaltene Körper, die locker zuſammengetragenen, wie geſträubt erſcheinenden Bürzelfedern und der dachförmig abfallende Schwanz ſind für die Geſtalt des Thieres ſo bezeichnend, daß nur der Ungeübteſte ſie mit irgend einem anderen Huhne verwechſeln könnte. In der Schnelle des Laufes kommen ihnen die Frankoline freilich gleich; der Flug aber iſt von dem dieſer ſo nahen Verwandten verſchieden und durch die vielen, faſt ſchwirrenden Flügelſchläge, auf welche nur ein kurzes, ſchwebendes Dahingleiten folgt, ſehr ausgezeichnet.

Blos dann, wenn die Perlhühner ſchon Verfolgungen erfahren haben, verſuchen ſie, ſich durch Fliegen zu retten; ſo lange es irgend geht, verlaſſen ſie ſich auf ihre behenden Füße. Manchmal laufen ſie mehrere Minuten lang vor dem Jäger her, ehe ſie ſich erheben; dabei halten ſie aber immer vorſichtig einen für das Schrotgewehr zu großen Abſtand ein und wiſſen jedes Gebüſch, jeden Felsblock vortrefflich zu benutzen. Ein alter Hahn leitet die ganze Geſellſchaft. Er iſt immer voraus und beſtimmt ſtets die Richtung der Flucht, auch dann noch, wenn dieſe mit Hilfe der Flügel fortgeſetzt wird. Nach einem Schuß ſtiebt das ganze Volk in verſchiedene Abtheilungen auf, und dieſe wenden ſich auch Anfangs nicht gleich nach der einen Gegend hin, ſondern fallen gern noch ein paar Mal ein, ehe ſie ſich anſchicken, zu dem Leithahn zurückzukehren. Der eilt regelmäßig dem geſchützteſten Orte zu, ſei dieſer nun ein undurchdringliches Dickicht oder ein Felſengewirr am Gehänge. Sofort nach dem Einfallen beginnt er laut zu trompeten, und dabei ſetzt er ſich gern auf die höchſten Punkte, auf Felsblöcke, ganz frei (was er ſonſt nie zu thun pflegt), gleichſam in der Abſicht, dem zerſtreuten Volk ſich auch zu zeigen. Letzteres läuft und fliegt nun ſobald als möglich wieder zuſammen und treibt es wie zuvor.

Ueber Fortpflanzung und Brutgeſchäft fehlen mir Beobachtungen.

Die Geſchlechter ſind in der Größe ziemlich verſchieden und das Männchen noch durch ſeinen Hornfaſerbüſchel am Schnabel vor dem Weibchen ausgezeichnet. Ob die Rüppell'ſche Angabe, daß das öſtliche oder nubiſche Perlhuhn dem gemeinen weſtafrikaniſchen vollkommen gleich an Größe iſt, ganz richtig genannt werden darf, weiß ich nicht; denn ich habe das letztere nicht gemeſſen. Von dem nubiſchen Perlhuhn kann ich aber die Maße geben.

Es beträgt:

	beim Männchen: Fuß	Zoll	Linien.	beim Weibchen: Fuß	Zoll	Linien.
Die Länge	1	9	6	1	7	6
Die Breite	2	8	—	2	6	6
Die Höhe des Tarſus	—	2	9	—	2	6
Die Länge der Mittelzehe	—	2	2	—	1	10
Die Länge der Hinterzehe	—	—	9	—	—	7
Die Länge der inneren Zehe	—	1	7	—	1	4
Die Länge der äußeren Zehe	—	1	7	—	1	4
Die Länge des Oberſchnabels	—	1	1	—	1	—
Die Länge des Unterſchnabels	—	—	4,5	—	—	4
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	—	10	3	—	9	9
Die Länge des Schwanzes	—	6	3	—	6	—

Die Iris iſt braun, der Schnabel dunkelhorngelb, der Fuß braunſchwarz, die Wangen und Lappen ſind lichtblau, der Kopf bräunlich.

An denſelben Orten, zum Theil in Geſellſchaft des Perlhuhns, findet man auch ein oder das andere Frankolinhuhn auf. In gewiſſen Gegenden Mittelafrikas darf man dieſe ſchönen, lebendigen und lauten Thiere unter die häufigſten Vögel zählen.

Wenn man von der Küſte des rothen Meeres dem Gebirge ſich zuwendet, trifft man zunächſt mit dem rothkehligen Frankolinhuhn (Pternistes rubricollis) zuſammen. Es bewohnt paar- und familienweiſe ſehr zahl-

reich die Dickichte an den Uferſäumen der Regenbetten und wird um ſo häufiger, je verſchlungener und ausgedehnter dieſe ſind. Im eigentlichen Gebirge bemerkten wir es nicht mehr; wohl aber lebt es noch einzeln unmittelbar am Fuße des erſten Gebirgswalles.

Nur wenige Frankolinhühner lieben es, ſich frei zu zeigen; auch ihnen iſt die Scheu aller übrigen Waldhühner eigenthümlich. Bei Annäherung eines Menſchen laufen ſie ſo eilig als möglich dem nächſten Gebüſch zu und ſtehlen ſich in ihm weiter, mit meiſterhafter Gewandtheit jede günſtige Stelle ſich ausſuchend, pfeilſchnell über eine Blöße von einem Buſch zum andern laufend, immer bedacht, ſich beſtmöglichſt zu decken, und gewiſſermaßen überzeugt, daß ihr Kleid, trotz ſeiner oft recht ſchönen Zeichnung, doch der herrſchenden Bodenfärbung in jeder Hinſicht ſich auf das Genaueſte anpaſſe. Blos wenn man ſie auf freien Plätzen überraſcht oder einen Hund auf ihre Spur hetzt, ſtehen ſie unter geräuſchvollen Flügelſchlägen auf und wenden ſich einem entfernteren Dickicht zu, in welchem ſie dann die Flucht laufend fortſetzen. Der Flug iſt ziemlich leicht, Anfangs allerdings flatternd, in einer gewiſſen Höhe aber viel ſchwebend: am meiſten hat er mich an den Flug unſeres Birkhuhns erinnert. So leicht er übrigens auch genannt werden kann, ſo weit ſteht er hinter dem Laufe zurück; denn die Frankoline rennen mit unglaublicher Gewandtheit und Schnelligkeit dahin.

Alle Frankolinhühner, welche ich kennen lernte, leben in Einweibigkeit. Man trifft Paar bei Paar in trauter Gemeinſchaft, und wenn man mehrere findet, ſind es zwei oder drei Paare oder eine Familie, d. h. die Eltern mit ihren fünf bis ſechs Jungen. Ungeachtet dieſes trauten Zuſammenhaltens der Gatten iſt die Eiferſucht der Hähne eine ebenſo große, wie bei anderen Mitgliedern ihres ſtreitbaren Geſchlechts. Wenn ich auch ſelbſt nicht die Kämpfe mit angeſehen habe, welche die Männchen unter ſich ausfechten mögen, ſprach doch das herausfordernde Geſchrei der einen und die trotzige Antwort der andern Hähne deutlich genug für meine Behauptung.

Die Stimme aller Frankoline hat viel Aehnlichkeit; doch hält es nicht ſchwer, an ihr die bezüglichen Arten zu erkennen. Sie iſt ein echtes Waldhuhngeſchrei, wenn ſie auch manchmal mehr an den Ruf des Perlhuhns und unſeres Rebhuhns erinnern mag, als an das Kollern und Balzen unſeres Birk- und Auerwildes. Von dem rothkehligen

Frankolin hört man am meiſten die Laute: „Girrää, Rirrää“ aus einiger Entfernung, dem Rufe unſeres Rebhuhns täuſchend ähnlich klingend. Die Fortpflanzung fiel in die Zeit unſeres Aufenthaltes, und deshalb waren alle Frankolinhühner aufs äußerſte erregt und riefen und ſchrien in den Abendſtunden ohne Ende.

Auf unſerer Rückreiſe fand ich das Neſt der rothkehligen Art in einem dunkelen Buſche, zwiſchen mehreren Stämmen, dicht über dem Boden. Es war eine tiefe, mit etwas Laub und einigen Federn ausgelegte Mulde, welche ſechs rein weiße, in Geſtalt, Größe und Färbung denen eines kleinen Huhns ähnliche Eier enthielt. Die Henne ſelbſt machte mich auf das Neſt aufmerkſam. Sie lief bei meiner Ankunft aus dem Buſch heraus, ging etwa funfzig Schritt weit fort, ſtellte ſich dort auf eine Blöße hin, breitete die Flügel, ſchlug mit ihnen und ſchrie „Hihärr“, unzweifelhaft in der Abſicht, mich vom Neſte abzuführen. Ich bezeichnete mir den Buſch und folgte ihr. Sie ging weiter und weiter, huſchte und flatterte, ſchrie beſtändig vor mir her, führte mich wirklich faſt fünfhundert Schritt ihr nach, ſtieg plötzlich auf und kehrte nun im großen Bogen zum Neſte zurück, ganz nach Art ihrer Verwandten. Der Hahn ließ ſich nicht ſehen, doch zweifle ich nicht, daß auch er ſich in der Nähe befand.

Die Küſtenbewohner fangen gerade dieſes Huhn ſehr häufig und zwar in Schlingen, wie man mir ſagte. In den Häuſern mancher Europäer findet man es in der Gefangenſchaft. Dieſe erträgt es recht gut; es bleibt aber immer wild und unbändig. Ich brachte einen Hahn mit mir nach Europa; er befindet ſich gegenwärtig im Thiergarten zu Frankfurt.

Die Jagd hat keine beſonderen Schwierigkeiten und dürfte vor den Hunden noch leichter ſein, als ſie uns wurde. Wenn man im Halbmond die Regenſtrombetten abgeht, kann man dieſes Huhn in Menge erlegen; denn ſoviele auch in den Büſchen ſich wegſtehlen, ſoviele kommen, wenn ſie aufgeſtanden ſind, dem Jäger vors Rohr. Jedoch verträgt auch das rothkehlige Frankolinhuhn einen ſehr ſtarken Schuß und entgeht ſelbſt todwund noch gar häufig. Das Fleiſch iſt im höchſten Grad ſchmackhaft; es wetteifert hierin mit dem des Perlhuhns.

Da meines Wiſſens ſeit Rüppell Niemand die Maße des rothkehligen Frankolins und jener Forſcher, wie es ſcheint, nur die vom Männchen entnommenen, und dieſe nicht ganz richtig, gegeben hat, laſſe ich die in meinen Maßtafeln verzeichneten hier folgen.

Es mißt:

	♂ Männchen: Fuß	Zoll	Lin.	♀ Weibchen: Fuß	Zoll	Lin.
Die Länge	1	4	—	1	2	6
Die Breite	2	1	6	2	—	—
Die Höhe des Tarsus	—	2	6	—	2	2
Die Länge der Mittelzehe	—	1	9	—	1	6
Die Länge der Hinterzehe	—	—	6	—	—	5
Die Länge der inneren Zehe	—	1	2	—	1	1
Die Länge der äußeren Zehe	—	1	3	—	1	2
Die Länge des Schnabels	—	1	4,5	—	1	3
Die Länge des Unterschnabels	—	—	5,5	—	—	5
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	—	7	8	—	7	—
Die Länge des Schwanzes	—	4	—	—	4	—

Die Iris ist lichtbraun, der Schnabel dunkelbraungrau, an der Wurzel des Oberschnabels und auf dem Nasendeckel roth; der Fuß ist dunkelbraungrau; Kehle und Augenring sind zinnoberroth, der Hals ist gelb mit mehreren rothen Flecken.

Unter den Schwingen ist die vierte die längste; auf sie folgt die fünfte, sechste, siebente, dritte, achte, die zweite, die neunte, die zehnte.

Gleich nach dem Eintritt in das Gebirge wird der Forscher durch den von allen Bergen herabtönenden Ruf „Krekrekrekrekrerr“ und „Käkäkekeckeckeckekkrekrr“ belehrt, daß er das Gebiet des rothkehligen Frankolins verlassen hat und in das eines anderen Wildhuhnes eingetreten ist. Zumal in den Morgen- und Abendstunden wird das Gebirge laut, Dank dem Eifer und der Ausdauer der streitsüchtigen Hähne; und um diese Zeit sieht man dann auch noch am ersten auf diesem oder jenem Felsblock ein großes, schönes Huhn frei sich zeigen.

Dies ist der Rüppell's Begleiter, Erkell, zu Ehren benannte Frankolin (Francolinus Erkellii), wohl der größte und stattlichste seiner ganzen Sipp-

ſchaft. Im Menſagebirge iſt er überaus häufig. Hier wohnt Paar bei Paar, und je höher man im Gebirge aufſteigt, um ſo zahlreicher ſcheint dieſe Bewohnerſchaft zu werden. Erkell's Frankolin zieht entſchieden die Höhe der Tiefe vor und kommt erſt von dreitauſend Fuß über dem Meere an auf die Ebene herab. Für gewöhnlich hält er ſich auf an den Gehängen zwiſchen den Felsblöcken, welche auf denſelben lagern, und im Gebüſch, welches die Gehänge reichlich bedeckt. Zur Mittagszeit iſt er ganz ſtill und zeigt ſich nur, wenn er aufgeſcheucht wurde, dem Auge des Jägers: in den Morgen- und Abendſtunden aber ſucht er die höchſten Felsblöcke ſeines Wohnſitzes auf und ſchreit von da oben herab. Auch er lebt in Paaren; doch führen die Eltern ihre Kinder lange mit ſich herum. Rüppell fand im Monat September angeſchwollene Dotter im Eierſtock des Weibchens: wir trafen im April auf zahlreiche Ketten dieſer Hühner, welche entſchieden nur aus den Eltern und ihren Kindern beſtanden, und ich beobachtete zugleich, daß die kinderloſen Paare ſich zum Brüten anſchickten. Es iſt deshalb gar nicht unwahrſcheinlich, daß unſer Huhn zwei Mal im Jahre niſtet. Die Gatten eines Paares und die Familien halten ſich ſtets dicht neben einander, und wenn man die letzteren ſprengt, vernimmt man ſofort nach dem Einfallen des Weibchens ein leiſes, pfeifendes „Tirr, tirr", dem Lockruf der Henne, welche ihre Kinder wieder um ſich zu ſammeln ſtrebt.

Die Jagd dieſes Frankolins hat ihre beſonderen Schwierigkeiten. Nur höchſt ungern ſteht das Huhn auf; es läuft vielmehr ſo lange als nur irgend möglich auf dem Boden fort. Da kommt ihm nun die Beſchaffenheit ſeiner Heimat vortrefflich zu Statten. Hunderte von Felsblöcken und der dichte, auf Stellen hin geradezu filzige, niedere Pflanzenwuchs bieten ihm überall Verſteckplätze. Im Laufe entfaltet es die volle Meiſterſchaft, welche ſeiner Familie eigen iſt. Es verſteht es, vor dem Auge des Jägers buchſtäblich zu verſchwinden, ohne daß dieſer begreift, wo es hingekommen. Zudem iſt es mindeſtens ebenſo ſchwer todtzuſchießen, wie das Perlhuhn. Im Lauf nach ihm zu ſchießen, iſt geradezu thöricht; denn nur, wenn man ſehr nahe ſteht, hat der Hagel die zum Durchdringen des dichten und feſten Gefieders nöthige Kraft. Ich habe mich zu meiner immer erneuten Verwunderung wiederholt von der geradezu unglaublichen Widerſtandsfähigkeit des Gefieders und der nicht minder großen Lebenszähigkeit dieſes Huhns überzeugen müſſen. Man glaubt zuweilen, es in Stücke zu ſchießen,

und ſieht zur größten Ueberraſchung, wie es noch ganz flott dahinfliegt. Gar häufig tödtet man erſt von drei Frankolinen eines.

Auch die Maße des Erkell'ſchen Frankolin ſind in Rüppells „Neuen Wirbelthieren“ nicht ganz richtig verzeichnet. Das Thier iſt größer, als dort angegeben.

Es beträgt beim Männchen:

	Fuß	Zoll	Linien.	Fuß	Zoll	Linien.
Die Länge	1	6	3	1	6	—
Die Breite	2	3	6	2	2	6
Die Höhe des Tarſus	—	2	4	—	2	3
Die Länge der Mittelzehe	—	2	—	—	1	11
Die Länge der Hinterzehe	—	—	7	—	—	7
Die Länge der inneren Zehe	—	1	5	—	1	4
Die Länge der äußeren Zehe	—	1	6	—	1	5
Die Länge des Oberſchnabels	—	1	5	—	1	5
Die Länge des Unterſchnabels	—	—	6	—	—	5,5
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	—	8	3	—	8	3
Die Länge des Schwanzes	—	4	9	—	4	9

Beim Weibchen dagegen mißt:

	Fuß	Zoll	Linien.	Fuß	Zoll	Linien.
Die Länge	1	4	—	1	2	—
Die Breite	2	—	—	1	10	6
Die Höhe des Tarſus	—	1	10	—	1	8
Die Länge der Mittelzehe	—	1	8	—	1	8
Die Länge der Hinterzehe	—	—	6	—	—	5,5
Die Länge der inneren Zehe	—	1	1,5	—	1	1
Die Länge der äußeren Zehe	—	1	3,5	—	1	3
Die Länge des Oberſchnabels	—	1	1,5	—	1	1
Die Länge des Unterſchnabels	—	—	4,5	—	—	4,5
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der vierten Schwinge	—	7	6	—	6	8
Die Länge des Schwanzes	—	4	3	—	4	3

Die Iris ist rothbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß dunkelgelb mit grünlichem Schimmer. —

Inwiefern das Leben der beiden in meinem Verzeichnisse noch genannten Frankolinhühner von jenem der eben beschriebenen Arten abweicht, vermag ich nicht zu sagen; denn ich selbst habe die Thiere im Leben nicht gesehen. Seine Hoheit, der Herzog, erlegte beide Arten in der Nähe des Ain-Saba und brachte mir das Rüppell'sche Frankolinhuhn (Francolinus Rueppellii) zur Bestimmung und Messung mit nach Mensa. Dieses Huhn hatte ich früher im Kordofahn getroffen und zwar hauptsächlich in den Waldungen an der Grenze des Negerlandes Takhale. Es bildete dort einen Gegenstand eifriger Jagd der Eingeborenen und wurde regelmäßig nebst dem ebenfalls häufigen Perlhuhn durch die prachtvollen Windspiele der Kordofahnesen eingefangen. Auch wir erlegten es mehrere Male; doch habe ich damals über sein Leben und Treiben Nichts niedergeschrieben, und die Erinnerung ist zu unsicher geworden, als daß ich sie hier einer Beschreibung unterlegen könnte. Ich vermag also nur die Maße zu geben.

Es beträgt:

	Fuß	Zoll	Linien.	Fuß	Zoll	Linien.
Die Länge	1	3	—	1	1	—
Die Breite	1	11	—	1	9	—
Die Höhe des Tarsus	—	2	—	—	1	11
Die Länge der Mittelzehe	—	1	6	—	1	6
Die Länge der Hinterzehe	—	—	5	—	—	5
Die Länge der inneren Zehe	—	1	1	—	1	1
Die Länge der äußeren Zehe	—	1	2	—	1	2
Die Länge des Oberschnabels	—	1	2,5	—	1	1
Die Länge des Unterschnabels	—	—	5	—	—	4,5
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	—	6	9	—	6	4
Die Länge des Schwanzes	—	3	11	—	3	6

Die Iris ist rothbraun, der Schnabel im Ganzen schwarz, am Oberschnabel aber ins Röthliche ziehend, der Fuß blaßziegelroth, vorn dunkeler geschildert, der Augenstreif ziegelroth.

Unter den Schwingen ist die dritte die längste, auf sie folgt die vierte, die fünfte, die sechste, die siebente, die zweite, die achte, die erste und die neunte.

Schon auf meiner ersten Reise hatte ich beobachtet, daß unsere gemeine Wachtel (Coturnix communis) zur Zeit des Winters in allen Nilländern eine ziemlich häufige Erscheinung ist, und wunderte mich daher durchaus nicht, daß wir ihr auf unserer letzten Reise ebenfalls begegneten. Aber das Eine war mir merkwürdig: Wir fanden die Wachtel nicht blos in der Tiefe der Samchara, sondern auch noch auf der Höhe des Gebirges, auf der Hochebene ebensowohl, als an den Gehängen zu beiden Seiten derselben.

Gegen die Wintermonate hin erscheinen die Wachteln an allen südlichen Küsten des Mittelmeeres in großer Zahl, gewöhnlich so ermattet, daß man sie mit leichter Mühe fangen oder wenigstens mit einem langen, biegsamen Stocke erschlagen kann. Die Reise über das Meer strengt die schlechten Flieger unglaublich an. Sie stürzen beim Anblick des Landes wie besinnungslos nieder und denken zuerst an nichts Anderes, als an Ruhe. Aber diese währt nur kurze Zeit. Nach wenigen Stunden schon hat sich eine ankommende Wachtelschar allseitig zertheilt und jeden nur einigermaßen günstigen Ort ausgewählt. Von nun an geht die Wanderung höchst wahrscheinlich mehr laufend, als fliegend, weiter, immer dem Süden zu, bis in die Steppen südlich des 18. Grades nördlicher Breite.

Wenn man die Wüstensteppe Bahiuda durchreist oder in Kordofahn und Sennahr jagt, wird man die Wachtel schwerlich vermissen; an manchen Stellen ist sie während des Winters das gemeinste aller vorkommenden Hühner. In Nubien ist sie zur gleichen Zeit nicht selten, in Egipten wohnt sie auch. Ja, sie bleibt, wie mich eine Winterjagd unweit der Stadt Toledo belehrte, sogar schon in Spanien, wo sie überhaupt äußerst häufig ist. Ihre Winterherberge umfaßt also ein Gebiet von mindestens zwanzig Graden der Breite, ein Gebiet, welches ihrem Verbreitungskreise an Ausdehnung gleichkommt.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Wachtel, welche bei uns zu Lande nur in den üppigsten Fluren sich aufhält, während ihres

Winteraufenthaltes in Afrika ſich höchſt genügſam zeigt. Ein paar Grasbüſchel mitten im Sande, ein Buſchdickicht in einer Niederung, ein Feld erſcheint ihr dann als paſſender Aufenthalt. Man begegnet ihr ebenſo oft fern vom Waſſer, als nahe den Brunnen; man findet ſie an Orten, wo ſie gezwungen iſt, ſich mit dem wenigen Nachtthau zu letzen. Beſonders häufig iſt ſie in Feldern aller Art. Hier ſcheint ſie förmlich Standquartier zu nehmen, immer wieder von neuem dahin einzuwandern. Wenn man ſolche Felder wiederholt abjagt, man wird doch ſtets neue Wachteln finden. Heuglin ſagt auf Seite 26 ſeiner Forſchungen über die Fauna des rothen Meeres und der Somaliküſte (Petermanns Mittheilungen Heft 1. 1861), daß die Wachtel in Egipten Brutvogel wäre. Ich vermag dieſe Angabe weder zu beſtätigen, noch zu widerlegen; doch erinnere ich mich nicht, während des eigentlichen Sommers Wachteln in Egipten geſehen zu haben. Für Algier dagegen dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß die Wachtel dort Brut- und Standvogel iſt, denn in dem benachbarten Spanien iſt ſie gerade in den ſüdlichen Provinzen beſonders häufig.

Von den vielen Arten der Flughühner, welche die Wüſten und Steppen Nord-Oſt-Afrikas in ſo zahlreicher Menge bevölkern, fanden wir in der Samchara nur eine einzige Art, das ſtreifige Flughuhn (Pterocles quadricinctus), dieſes aber ſehr häufig auf.

Wenige Vögel verſtehen es, wie die Flughühner, die ödeſten und ärmſten Gegenden zu beleben. Inmitten der dürrſten Wüſte, an Orten, wo nur der ſtille, leichte Wüſtenläufer und die ſchwermüthig rufende Wüſtenlerche den Pfad des Reiſenden kreuzen, erhebt ſich unter lautem Geſchrei die ſtürmende Schar dieſer Zwittergeſchöpfe der Tauben- und Hühnerfamilie. Mehrere Arten wohnen dicht neben einander und bilden zuweilen ungeheuere Flüge, welche dann monatelang unter dem bekannten Geſchrei „Khata, Khata“, dem Rufe, welcher ihnen ihren arabiſchen Namen verlieh, umherſchweifen, täglich weite Strecken durchwandernd, weil die ſo arme Wüſte ihnen nur ſtellenweiſe Nahrung gewähren kann. Mit der größten Regelmäßigkeit fliegen dieſe Schwärme in den Nachmittags- und Abendſtunden irgend einem Waſſer zu. Da, wo ſie

häufig ſind, währt es mehrere Stunden lang, ehe alle die durſtigen Seelen ſich getränkt haben.

Die Flug- oder Wüſtenhühner werden nur da ſcheu, wo man ſie verfolgt. In Spanien iſt es ein Kunſtſtück, ſie zu erlegen; in Egipten und Nubien laſſen ſie den Reiter auf ſeinem Kamele oder Maulthiere dicht an ſich herankommen, ſchauen ihn mit hochaufgeſtrecktem Halſe an, ziehen dieſen plötzlich ein, drücken ſich platt auf die Erde nieder und ſind in demſelben Augenblick von der allgemeinen Bodenfärbung ſo vollkommen aufgenommen worden, daß ein ſehr ſcharfes Auge dazu gehört, ſie noch wahrzunehmen. Erſt wenn man ganz nahe heran reitet, erhebt ſich ein Männchen mit lautem Ruf: und dahin fliegt mit hartem, pfeifenden, ſchnellen Flug die ganze Kette. Unter allen eigentlichen Hühnern haben ſie den ſchönſten und ſchnellſten Flug. Sie wetteifern mit den Tauben, doch fehlt ihnen das Schwebende der letztgenannten; denn nur, wenn ſie ſich zur Erde herabſenken, gleiten ſie ohne Flügelſchlag durch die Luft. Der gewöhnliche Flug beſteht aus einer Reihe gleichmäßig, aber ſchnell ſich folgender Flügelſchläge. Der Lauf iſt leicht und ſchön, viel mehr hühner-, als taubenartig; die nickenden Bewegungen der Tauben fehlen dem Flughuhn ganz. Sämereien aller Art, ſelbſtverſtändlich auch Getreide, bilden die Nahrung der ſchönen Thiere; mit ihnen füllen ſie den Kropf ſo an, daß er bauſcht. Der Körner wegen bedürfen ſie denn auch viel Waſſer.

Die Brutzeit fällt in die Monate unſeres Frühlings, das Neſt iſt eine leichte Vertiefung im Sande; ich habe es aber nie gefunden.

Man erlegt die Wüſtenhühner am ſicherſten an den Tränkplätzen, welche man ſehr bald kennen lernt, weil die ſchreiende Schar ſelbſt ſie dem Jäger verräth. Hier braucht man ſich blos anzuſtellen, um reicher Beute ſicher zu ſein.

Soviel im Allgemeinen; nunmehr einige Worte über unſer ſtreifiges Flughuhn, das Kind der Samchara.

Nach meinen Beobachtungen findet ſich dieſes wirklich prachtvoll und dennoch ſandfarbig gezeichnete Thier nicht nördlich des 19. Grades der Breite: es gehört alſo mehr den Steppen, als der Wüſte an. In der Samchara lebt es in Flügen von ſehr verſchiedener Stärke. Mehr, als andere Arten, findet man es einzeln: einen Hahn mit zwei oder drei Hennen; — denn es iſt durchaus noch nicht ausgemacht, ob die Flug-

hühner paarweiſe leben oder in kleinen Trupps von vier bis acht Stücken. Aber daſſelbe Huhn kommt auch in Flügen von hundert und hundertfunfzig Stücken vor.

Seinem Kleide entſprechend bewohnt das ſtreifige Flughuhn mehr die dunkleren Stellen des Bodens und weniger die reinen Sandflächen; da aber, wo dürftiges Riedgras auf ſolchen ſich findet, fehlt es auch nicht. Wie alle ſeine Familienverwandten, iſt es ein überaus lebendiges Thier; man weiß nicht, wann es ruht. Ich habe es während des ganzen Tages in Bewegung geſehen und zu jeder Stunde der Nacht gehört. Nicht wenig wurde ich überraſcht, als ich die höchſt wohllautende Stimme dieſes Huhnes noch in den ſpäteſten Nachtſtunden vernahm und beim bleichen Schimmer des Mondes Trupps zu einer kleinen Mineralquelle fliegen ſah, dort ſich zu tränken. Dieſe Quelle war einer der Tränkplätze; ihn umlagerten von Sonnenaufgang an bis zum frühen Morgen verſchiedene Trupps und Flüge unſeres Huhnes, und wenn die einen davonflogen, kamen die anderen herbei. Mir wollte es ſcheinen, als ob die Vögel gerade in unmittelbarer Nähe der Quelle ihre Nachtherberge genommen hätten. Von anderen Flughühnern habe ich dieſes Nachtleben niemals beobachtet.

Die Stimme des ſtreifigen Flughuhnes unterſcheidet ſich durch beſonderen Wohllaut von der ſeiner Verwandten. Während dieſe, wie ſchon bemerkt, „Khata, Khata“ rufen, hört man von jenem die ſehr metallreichen Töne „Küllü klüklüörr“. Den eigentlichen Lockruf der Familie habe ich gar nicht vernommen.

Das übrige Leben des geſtreiften Flughuhnes gleicht dem ſeiner Verwandten. Ueber die Fortpflanzung fehlen mir Beobachtungen. Die Jagd iſt einfach, denn das ſchöne Thier iſt durchaus nicht ſcheu.

In der Größe ſind die Geſchlechter nicht beſonders verſchieden.

Bei zwei Männchen beträgt:

Die Länge	— F. 10 Z. 8 L.	— F. 10 Z. 3 L.
Die Breite	1 „ 9 „ 5 „	1 „ 9 „ — „
Die Höhe des Tarſus . . .	— „ — „ 12 „	— „ — „ 12 „
Die Länge der Mittelzehe . .	— „ — „ 10 „	— „ — „ 10 „
Die Länge der Hinterzehe . .	— „ — „ 2 „	— „ — „ 2 „

Die Länge der inneren Zehe . . .	— F.	— Z.	7 L.	— Z.	7 L.
Die Länge der äußeren Zehe . . .	— „	— „	7 „	— „	7 „
Die Länge des Oberschnabels . .	— „	— „	8 „	— „	8 „
Die Länge des Unterschnabels . .	— „	— „	4 „	— „	4 „
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der zweiten Schwinge	— „	7 „	— „	7 „	— „
Die Länge des Schwanzes	— „	2 „	11 „	2 „	10 „

Beim Weibchen dagegen ist:

Die Länge	— Fuß	9 Zoll	10	Linien.
Die Breite	1 „	8 „	3	„
Die Höhe des Tarsus	— „	— „	11	„
Die Länge der Mittelzehe	— „	— „	9	„
Die Länge der Hinterzehe	— „	— „	1,5	„
Die Länge der inneren Zehe	— „	— „	7	„
Die Länge der äußeren Zehe . . .	— „	— „	7	„
Die Länge des Oberschnabels . . .	— „	— „	7,5	„
Die Länge des Unterschnabels . . .	— „	— „	3,5	„
Die Länge des Flügels	— „	6 „	5	„
Die Länge des Schwanzes	— „	2 „	8	„

Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schmuzig orangefarben, der Fuß erzgelb, der Augenring schwefelgelb.

Aus der Ordnung der Laufvögel verdienen nur wenig Mitglieder einer eingehenden Beschreibung. Die meisten der in unserem Beobachtungsgebiet gesehenen Vögel dieser Ordnung gehören nördlichen Gegenden an oder selbst unserem Europa und sind also bekannt. Doch giebt es immerhin einzelne, deren Lebensverhältnisse noch nicht vollständig beschrieben wurden, und welche daher jeden, auch den geringsten Beitrag willkommen erscheinen lassen.

Aus der in Afrika so reich vertretenen Familie der Trappen scheint blos eine Art die Samchara zu bewohnen: es ist dies der arabische Trappe (Eupodotis arabs). Auf meinen früheren Reisen fand ich

dieſen Steppenvogel in allen ebenen Gegenden des inneren Afrika; nirgends aber ſah ich ihn ſo häufig, wie in der Samchara. Dort bot der hohe Graswald, welcher alle Ebenen bedeckt, ihm ſo vortreffliche Schutzorte, daß er nur ſelten dem Jäger vors Auge kam; hier zeigte er ſich uns ſchon von weitem. Allerdings ſucht er in der Samchara ebenfalls diejenigen Niederungen zu ſeinem Wohnſitze auf, welche ziemlich reich mit hohem Gras und Gebüſch beſtanden ſind; allein auch in den üppigſt bewachſenen Niederungen giebt es ſo viele Blößen, daß der große, ſtolze Vogel überall bald die Aufmerkſamkeit auf ſich lenken muß.

Wir fanden den arabiſchen Trappen wiederholt einzeln und paarweiſe, einmal aber auch in einem kleinen Trupp von vier Stücken, zumeiſt in den breiten Niederungen; jedoch nicht ausſchließlich: denn zu meiner nicht geringen Verwunderung ſah ich ihn auch in dem Gehügel der Samchara, ſelbſt an den Wänden mehrerer, doch mindeſtens zweihundert Fuß über die Ebene ſich erhebenden Berge. Er zeigte ſich oft ganz frei und ſchritt ſcheinbar ſorglos über die Blößen dahin; doch gab er ſich immer bald als echten Trappen zu erkennen. Sowie er merkte, daß er unſere Aufmerkſamkeit erregt hatte, ſchickte er ſich zur Flucht an, ſchritt ziemlich raſch in gerader Linie vorwärts, nahm dann plötzlich einen Anlauf und ſtrich über die Ebene hin, erſt in weiter Ferne wiederum ſich niederlaſſend.

In ſeinem Betragen und Weſen gleicht der arabiſche Trappe ſeinem europäiſchen Verwandten. Seine Haltung iſt ebenſo ſtolz und dabei doch ſo zierlich, ſein Lauf leicht, aber doch ernſt und gemeſſen, ſein Flug ſcheinbar ſchwerfällig und dennoch ausdauernd und fördernd. Er iſt viel weniger ſcheu, als unſer Großtrappe, aber für eine Gegend, in welcher er ſo gut als gar keine Verfolgung erleidet, in welcher ſich das Feuergewehr nur in den Händen der Europäer findet, doch im hohen Grade vorſichtig. Die Büchſe iſt die Waffe, welche der Jäger führen muß, wenn er ihn erlegen will; mit dem Schrotgewehr kommt er ihm niemals nahe genug. In den Steppen des Innern war Dies umgekehrt. Wenn wir durch den Graswald wandelten, erhob ſich einer der erſchreckten Vögel oft in gerechter Schußnähe und wurde dann ohne weiteres herabgeſchoſſen.

Die Nahrung iſt der unſeres Großtrappen im Ganzen entſprechend. In der Samchara giebt es friſchſproſſendes Gras genug, um Trappen zu ernähren. Die Niederungen allein gewähren Nahrung in hinreichender Menge. Schädlich werden die Trappen in Afrika nicht. Sie meiden die

Felder, und der Reichthum des Landes ist so groß, daß der geringe Nahrungsverbrauch auch da, wo sie in eine Durrahpflanzung einfallen sollten, nicht bemerklich werden kann. Zudem sind die Trappen hier mehr, als irgend wo anders, Kerbthierfresser, und namentlich die Heuschrecken haben in ihnen arge Feinde. Solche Kerbthiere fand ich fast immer im Magen der erlegten. Besonders hervorheben will ich, daß der afrikanische Trappe auch Harze und vorzugsweise arabischen Gummi frißt.

Ich vermag nicht zu sagen, ob der arabische Trappe in der Samchara zu derselben Zeit brütet, wie im Innern Afrikas. Dort, und zwar in den Steppen am blauen Fluß, erhielt ich in den Monaten August, September und Oktober die Eier, welche ich auf Seite 100 des Extrahefte zum ersten Jahrgang des Journals für Ornithologie beschrieb; an derselben Stelle befindet sich auch eine Schilderung des Betragens unseres Trappen in der Gefangenschaft. Das Jugendkleid habe ich im vierten Jahrgange des genannten Journals ebenfalls beschrieben. Auf meiner letzten Reise konnte ich über das Brutgeschäft des Vogels Nichts erfahren.

Zur Vervollständigung gebe ich hier noch die Maße beider Geschlechter dieses Trappen.

Es beträgt:

	b. Männchen: Fuß	Zoll	Lin.	b. Weibchen: Fuß	Zoll	Lin.
Die Länge	3	3	—	3	—	—
Die Breite	6	7	—	6	3	—
Die Höhe des Tarsus	—	7	—	—	6	8
Die Länge der Mittelzehe	—	2	1	—	2	—
Die Länge der inneren Zehe	—	1	6	—	1	5
Die Länge der äußeren Zehe	—	1	4,5	—	1	4
Die Länge des Oberschnabels	—	3	2,5	—	—	—
Die Länge des Unterschnabels	—	—	—	—	—	—
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	1	11	—	—	—	—
Die Länge des Schwanzes	—	11	6	—	10	—

Die Farbe der Iris ist erzgelb, der Schnabel an der Firste schwarz, übrigens hornbraun, beim Männchen ins Röthliche ziehend, der Fuß ist strohgelb.

Wer nach Sonnenuntergang in einem der größeren Gärten Egiptens auf das mit der Nacht rege werdende Thierleben achtet, wird zu seiner Verwunderung bemerken, daß von den platten Dächern der Häuser große Vögel herabgeflogen kommen, dem Gebüsch der Orangen sich zuwenden und hier verschwinden. Zunächst wird selbst der Forscher nur an Eulen denken, welche zum ersten Jagdausfluge sich anschicken. Wenn er aber einen dieser Nachtgäste herabgeschossen hat, wird er, und sicherlich mit gerechtem Erstaunen, in dem erlegten unseren Dickfuß (Oedicnemus crepitans) erkennen. Daß dieser merkwürdige Nachtgeselle jedem Araber bekannt ist, nimmt den Vogelkundigen nicht mehr Wunder, wenn er seine Aufmerksamkeit ihm mehr und mehr zuwendet.

Der Dickfuß ist in Egipten eben so häufig in den Städten und Ortschaften, wie in Baumwollfeldern zu finden. Die platten Dächer der Häuser sind während des Tages sein Aufenthalt, und namentlich diejenigen Gebäude, welche wenig oder gar nicht bewohnt werden, eingegangene Fabriken, Moscheen und dergleichen, sind ihm höchst erwünschte Wohnsitze. Auf ihren Dächern treibt er sich bei Tage herum; von ihnen aus fliegt er in die Gärten hinab; zu ihnen kehrt er mit der Morgendämmerung wieder zurück.

Ganz anders ist das Benehmen desselben Vogels, oder richtiger, das seiner ihm so nahestehenden Verwandten vom Senegal und der Ostküste (Oedicnemus senegalensis und Oedicnemus affinis). Sie meiden den Menschen und finden sich nur in den dürren Steppen und Wüsten. Auch Dies ist Dickfußart: — in Spanien fällt es dem Erstgenannten gar nicht ein, in die Nähe des Menschen zu kommen. Dort lebt er ausschließlich in den dürren, der Ueberrieselung nicht unterworfenen, von Wildbächen und Schluchten zerrissenen Ebenen, welche der Spanier schlechthin mit dem Namen „Campo“ bezeichnet.

Ich weiß nicht, wie weit unser Dickfuß in Afrika vordringt; soviel aber glaube ich behaupten zu können, daß er im Ostsudahn nicht mehr vorkommt. Dort vertreten ihn die zwei vorhin genannten Arten. Beide sind nirgends gerade selten, aber auch nirgends besonders häufig. Man trifft sie paarweise und in Familien ebensowohl in der Nähe der Ströme, als fern von denselben, in den mit Gebüsch bestandenen Niederungen und selbst im Urwalde an. Nur hier im schattigen Dunkel treiben sie

ſich bei Tage umher; an allen übrigen Orten vernimmt man ihren Ruf blos nach Sonnenuntergang.

Wenn die Dunkelheit hereinbricht, werden ſie lebendig. Bei Tage geberden ſie ſich wie aufgeſcheuchte Eulen, wie Vögel, denen das Licht ſchmerzhaft iſt, denen die Helle ihren Verſtand verwirrt. Laut ſchreiend fliegen ſie vor dem Reiter, vor dem Schützen auf, und ſo eilig wie möglich ſuchen ſie ſich wieder in dem dichteſten Gebüſch zu verbergen. Sobald aber die Nacht beginnt und das Dunkel ſich über die Erde breitet, werden ſie lebendig und laut! Raſchen Laufes huſchen ſie über den Boden dahin, Schattengeſtalten vergleichbar, im Strahl des Mondes auf Augenblicke ſich verkörpernd, auf nicht beleuchteten Stellen wiederum zu Dämmerungsgeſtalten ſich verwandelnd. Von Zeit zu Zeit klingt ihr lauter Ruf durch die ſtille Nacht, und auf weithin wird er vernommen. Sie finden ſich noch hoch im Gebirge auf allen ebenen Stellen: bei Menſa hörten wir ſie jede Nacht und in den Mondſcheinnächten natürlich am lauteſten.

In ihren Bewegungen, im Betragen und Weſen unterſcheiden ſich die mittelafrikaniſchen Dickfüße nicht von den unſrigen, und auch hinſichtlich ihrer Fortpflanzung habe ich nichts Beſonderes von ihnen wahrnehmen können. Ueber letztere berichtete ich im Extraheft zum erſten Jahrgang des Journals für Ornithologie. Auf der letzten Reiſe habe ich keine Beobachtungen machen können.

Die von mir genommenen Maße des afrikaniſchen Dickfußes (Oedicnemus affinis) beweiſen, daß die Größenverhältniſſe des Vogels ziemlich bedeutend ſchwanken. Ich maß ein Männchen und zwei Weichen.

Es betrug bei erſterem:

Die Länge	1	Fuß	3	Zoll	3	Linien.
Die Breite	2	„	4	„	9	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	2	„	6	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	1	„	3	„
Die Länge der inneren Zehe . . .	—	„	—	„	10	„
Die Länge der äußeren Zehe . . .	—	„	—	„	12,5	„
Die Länge des Oberſchnabels . . .	—	„	1	„	7	„

Die Länge des Unterſchnabels . . .	—	Fuß	—	Zoll	9	Linien.
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	—	„	8	„	2	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	4	„	9	„

Bei den Weibchen dagegen iſt:

	Fuß	Zoll	Lin.	Fuß	Zoll	Lin.
Die Länge	1	4	—	1	2	9
Die Breite	2	8	4	2	3	6
Die Höhe des Tarſus	—	2	6	—	2	7
Die Länge der Mittelzehe	—	1	2,5	—	1	2,5
Die Länge der inneren Zehe	—	—	9,5	—	—	10
Die Länge der äußeren Zehe	—	—	12	—	—	12,5
Die Länge des Oberſchnabels . . .	—	1	7	—	1	9
Die Länge des Unterſchnabels . . .	—	—	9	—	—	9
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	—	9	7	—	8	2
Die Länge des Schwanzes	—	4	9	—	4	6

Die Farbe der Iris iſt ein ſchönes Goldgelb, der Schnabel iſt an der Wurzel gelb, an der Spitze ſchwarz, der Fuß ſtrohgelb, das Augenlid iſt ebenfalls gelb.

An einem Regenſtrom der Samchara, Gonzal genannt, welcher ein wenig brackiges Waſſer enthält, ſah ich zu meiner Ueberraſchung ein paar Spornkibitze (Hoplopterus spinosus).

Dieſe Vögel ſind außerordentlich gemein in Egipten, ſchon in Nubien aber ſeltener, und im Oſtſudahn nur ſehr vereinzelt zu finden. Sie entfernen ſich niemals weit vom Waſſer und ſcheinen ausſchließlich ſüße Gewäſſer zu bewohnen; denn am Meere ſelbſt fand ich ſie nicht. An den untern Nilländern begegnet man ihnen überall, am Strome ſelbſt, wie an ſeinen Kanälen, auf den überſchwemmten und feuchten Feldern, an den Strandſeen ꝛc.

In ihrem Betragen haben die Spornkibitze viel Aehnlichkeit mit den Kibitzen, sind aber nicht so gesellig, wie diese, sondern halten sich mehr paarweise zusammen. Aber ein Paar lebt dicht bei dem andern und vereinigt sich gern mit seines Gleichen auf kurze Zeit.

Wenige Vögel giebt es, welche den Forscher durch ihre Allgegenwart so belästigen, wie die Spornkibitze. Anfangs freut man sich freilich über ihr munteres, lebendiges Wesen, über ihren raschen Lauf, den leichten, schönen Flug, welcher mehr strandläufer-, als kibitzartig ist, und über die laute, wenn auch nicht gerade wohltönende, so doch nicht unangenehme Stimme. Aber bald lernt man sie gründlich hassen. Sie sind für eine ganze Menge Vögel Dasselbe, was die Amsel für das kleine Waldgeflügel, oder die Limose für das Strandgewimmel ist: Wächter und Warner. Ihnen entgeht Nichts. Der Jäger, welcher an einem der Seen viertelstundenlang durch Sumpf und Moor gewatet ist und nun vorsichtig auf dem Bauch herankriecht, um einen der scheuen Flamings oder einen Pelekan zu überlisten, sieht zu seinem größten Aerger, daß er von einem Paar dieser allgegenwärtigen Vögel ausgespürt worden ist und Gefahr läuft, die Beute, die er sich schon ganz sicher dünkt, zu verlieren. In weiten Kreisen umfliegen die Spornkibitze mit lautem, wie „Zick, Zick, Zick, Zäh“ klingendem Geschrei den Schützen, stoßen, wie Kibitze bei dem Neste, frech auf ihn herab, erregen durch solches Gebahren die Aufmerksamkeit der übrigen Vögel und bewegen diese regelmäßig, ihr Heil in der Flucht zu versuchen. Erzürnt springt man auf, und mehr als ein Mal habe ich aus reiner Bosheit die Störenfriede aus der Luft herabgeschossen.

Diese Achtsamkeit ist es auch, welche die hübsche arabische Sage ins Leben gerufen hat, deren ich wiederholt, und zuletzt auf Seite 344 meines „Lebens der Vögel“, gedacht habe.

Ueber das Fortpflanzungsgeschäft berichtete ich früher an dem angegebenen Orte (Extraheft zum ersten Jahrgang des Journals für Ornithologie) Seite 102. Die Maße besitze ich nicht. —

Mit dem eben beschriebenen Vogel hat der Lappenkibitz (Sarciophorus pileatus) manche Aehnlichkeit, obgleich sein Aufenthalt ein ganz anderer ist. Der Lappenkibitz ist ein Wüstenvogel, welcher niemals an das Wasser kommt, sondern vielmehr ganz nach Art des Wüstenläufers (Cursorius isabellinus) lebt. Auf allen freien Blößen der Steppen-

gegenden ist er keine Seltenheit. Man begegnet ihm hier in Paaren, öfterer noch in kleinen Familien nach Kibitzenart. Häufig kann man ihn eigentlich nicht nennen — er gehört wenigstens nicht zu den alltäglichen Erscheinungen; doch wird man ihn bei einer länger währenden Steppenreise selten vermissen. In der Samchara trafen wir ihn nur ein einziges Mal und zwar innerhalb einer verlassenen Serieba, wo er den übrig gebliebenen Kuhdünger nach Kerbthieren absuchte. Hier erlegte Seine Durchlaucht, der Fürst von Hohenlohe, das Weibchen, dessen Maße ich unten gebe.

Der Lappenkibitz ist gewissermaßen ein Mittelglied zwischen dem eigentlichen und dem sporntragenden Kibitz. Sein Lauf ist ebenso rasch und gewandt, wie bei diesen beiden, der Flug leicht und schön, dem unseres Kibitz täuschend ähnlich, die Stimme jener des Spornkibitz vergleichbar. Aber unser Vogel besitzt nicht die Zudringlichkeit der Letztgenannten, sondern ist im Gegentheil scheu und vorsichtig, auch an unbewohnten Orten, wo er doch sicher keine Nachstellung zu erleiden gehabt hat.

Ueber Fortpflanzung und Brutgeschäft habe ich keine Erfahrung gemacht, und die Eingeborenen wußten mir auch Nichts mitzutheilen. Die Maße sind folgende:

Es beträgt:

Die Länge	—	Fuß	10	Zoll	8	Linien.
Die Breite	2	„	—	„	—	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	2	„	—	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	—	„	10	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	—	„	6,5	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	—	„	7	„
Die Länge des Oberschnabels . . .	—	„	1	„	1	„
Die Länge des Unterschnabels . . .	—	„	—	„	3,5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der zweiten Schwinge . .	—	„	6	„	9	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	3	„	5	„

Die Farbe der Iris ist ein schönes Goldgelb; der Schnabel ist an der Wurzel blutroth, wie der Fuß, an der Spitze schwarz.

Unter den eigentlichen Regenpfeifern iſt wohl nur der aſiatiſche Mornell (Eudromias asiatica) Standvogel am rothen Meere; die übrigen ſehe ich als Wintergäſte an. Alle Sumpf- und Strandvögel wandern längſt des Nilſtroms und an den Küſten des rothen Meeres entlang, bis in ſehr niedere Breiten hinab. Man begegnet ihnen zur Winterszeit in großen Scharen an den egiptiſchen Strandſeen und auf den Sandinſeln des Stromes, aber auch tief im Innern Afrikas, am blauen und weißen Fluſſe und ebenſo an beiden Küſten des rothen Meeres oder des Meerbuſens von Aden. Der Winter übt ſeine vereinigende Macht auch an den Vögeln aus. Gerade die Strandläufer ſcharen ſich um dieſe Zeit in ſtarken Flügen zuſammen, erwählen ſich gewiſſermaßen einen größeren, namentlich eine Limoſe, zu ihrem Führer und Leiter, d. h. ſchließen ſich derſelben auf das Innigſte an und folgen ihr, wohin ſie ſich auch wenden mag. Recht günſtige Stellen der Flußufer und der Meeresküſte ſind im Winter geradezu bedeckt von derartigen Vögeln, welche man nicht beſſer bezeichnen kann, als wenn man ſie, wie ich es ſchon wiederholt gethan habe, „Strandgewimmel“ nennt. Unter ihnen ſieht man nicht ſelten auch manche, welche man nicht hier vermuthen möchte. So findet ſich der Steinwälzer (Strepsilas interpres) in ſtarken Flügen auch im rothen Meere ein und ſchweift hier bis in deſſen ſüdlichſte Theile hinab, und auch der Auſternfiſcher (Haematopus ostralegus) kommt blos zu dieſem nahrungsreichen Binnengewäſſer gezogen, wenn der Winter in ſeiner eigentlichen Heimat einzieht und das Meer, wenigſtens auf Strecken hin, für ihn verarmen macht.

Alle dieſe fremden Gäſte führen dann monatelang ein höchſt behagliches Leben. Nur die Feinde aus ihrer eigenen Klaſſe, die Edelfalken, werden ihnen gefährlich: der Menſch gewährt ihnen gern ſeinen Schutz oder bekümmert ſich wenigſtens nicht im geringſten um ſie. So geſchieht es, daß ſie bis an die Thore der Städte herankommen, ja daß ſie ſelbſt innerhalb derſelben vertrauensvoll ſich zeigen, daß ſie bald heimiſch werden in der Fremde. Mit Beginn des Frühjahrs rücken ſie langſam weiter nach Norden zu, jedes Wäſſerchen noch ausnutzend. Sie haben dann ihre Mauſer beendet und ſich dicke Fettlagen, Vorrathskammern für die Reiſe, zugelegt und ſind ſomit ganz gerüſtet, den weiten Rückweg anzutreten. Mehr brauche ich über ihr Winterleben nicht zu ſagen, und im

Uebrigen iſt ja ihr Weſen und Treiben jedem Forſcher wohl bekannt. Dafür will ich von dem in Europa ſeltenen aſiatiſchen Mornell die vor Jahren entnommenen Maße geben, ſoweit ich dieſelben beſitze.

Es beträgt beim Männchen:

Die Länge	8 Zoll	—	Linien.
Die Breite	12 „	3	„
Die Höhe des Tarſus	1 „	6,5	„
Die Länge der Mittelzehe	— „	9	„
Die Länge der inneren Zehe	— „	5,5	„
Die Länge der äußeren Zehe	— „	7,5	„
Die Länge des Oberſchnabels	— „	10	„

Die Eigenthümlichkeit des rothen Meeres zeigt ſich unter anderm auch ſehr deutlich in ſeinem Reichthum an Reihern. Nach meinen Beobachtungen ziehen alle Reiher aus leicht begreiflichen Gründen das ſüße Waſſer entſchieden dem Meere vor. Der arabiſche Meerbuſen aber iſt wegen der Unzahl ſeiner ſeichten Buchten ein viel zu günſtiges Jagdgebiet für ſolche Vögel, als daß ſie hier nicht Wohnung nehmen ſollten. Ich habe auf unſerer Reiſe allerdings nicht viele Reiher beobachtet, aber doch die Ueberzeugung erhalten, daß wohl die meiſten der in Nordoſtafrika lebenden oder zeitweilig ſich aufhaltenden Glieder dieſer Familie auch im rothen Meere vorkommen mögen: — erlegte ich ja doch Purpurreiher, welche ich ſonſt nur in den unteregiptiſchen Seen beobachtete, bei Maſſaua!

Der häufigſte Reiher im Süden des rothen Meeres iſt derjenige, welchen ich Meerreiher genannt habe, die Ardea schistacea Ehrenberg's. Ihn ſieht man paar- und familienweiſe längs der ganzen Küſte, etwa von Tor an ſüdwärts, häufig auch noch bis Aden.

Ehrenberg hat über das Leben dieſes Vogels ſo ausführlich berichtet, daß ich nicht im Stande bin, ihm Etwas hinzuzufügen; dagegen kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß ich noch ſehr im Zweifel bin, ob der

weiße Reiher (Fig. 3 der Taf. 6 der Symbolae physicae) wirklich das Junge des Meerreihers ist. Ich sah die alten Vögel paarweise im März und April an allen seichten Stellen des Meeres, zu gleicher Zeit aber die weißen, also mindestens einjährige Junge, in großen geschlossenen Gesellschaften, zu welchen die Meerreiher in keinem anderen Verhältniß standen, als zu den übrigen Seevögeln. Diese Gesellschaften hielten nach Silberreiherart sich immer geschart, flogen mit einander hin und her, fischten gemeinschaftlich, kurz bewiesen durch ihr ganzes Leben, daß sie so recht eigentlich zusammengehörten. Nun kommt es allerdings oft genug vor, daß man größere Gesellschaften von Reihern vereinigt findet; allein ich habe dabei stets gesehen, daß dann Alte und Junge sich immer zusammenhalten, und da ich nun außerdem erfahren habe, daß gerade die Silberreiher gern andere Verwandte von ihren Trupps ausschließen, will mir die Ehrenberg'sche Ansicht doch nicht ganz glaublich erscheinen. Meiner Meinung nach sind hier jedenfalls noch genauere Untersuchungen abzuwarten, bevor man gedachten Silberreiher als Jungen des Meerreihers annimmt. Es wäre auch wirklich zu auffällig, wenn dieser eine graue Reiher von allen übrigen eine Ausnahme machen sollte; denn bekanntlich ähneln gerade die grauen Reiher in der Jugend ihren Eltern außerordentlich. —

Auch über Sturms Zwergreiher (Ardetta Sturmii) vermag ich nach Dem, was ich Seite 475 des vierten Jahrgangs von Cabanis Journal für Ornithologie gesagt habe, Nichts mitzutheilen. Ich sah diesen prächtigen Vogel mehrmals im Mensathale, wie im Sudahn, nur da, wo der Wald bis an die Ufer des Bächleins heranreicht. In freien Sümpfen habe ich ihn nie gefunden. Er ist, wie an gedachtem Orte bemerkt wurde, ein Waldbewohner, welcher in seinem ganzen Leben und Wesen unserer Zwergrohrdommel und gewissermaßen auch dem Rallenreiher ähnelt. —

Den Löffler des südlichen rothen Meeres (Platalea tenuirostris) erlegte ich nicht und habe deshalb die gesehene Art als fraglich hingestellt. Ueber sein Leben und Wesen habe ich am vorher angegebenen Orte das Wichtigste mitgetheilt. Neue Beobachtungen habe ich nicht gemacht.

Dasselbe gilt auch für den Hausstorch Innerafrikas (Sphaenorhynchos Abdimii), welchen wir in der Samchara mehrmals gesehen und

bei Menſa erlegt haben; dagegen möchte ich dem Schattenvogel (Scopus umbretta) noch einige Worte widmen.

In dem eigentlichen Stromgebiet des oberen Nil iſt dieſer ſonderbare Geſell ziemlich ſelten. Während meines Aufenthaltes in Afrika erlegte ich ihn nur zwei Mal und zwar in dem ſüdlichen Gebiet des blauen Fluſſes. Im Chor von Menſa war er häufig: das Bächlein im Thal mochte ihm und ſeinem Treiben beſonders günſtig erſcheinen. Im Bächlein ſelbſt wimmelte es von kleinen Fiſchen; manche Becken waren geradezu ſchwarz von ihnen. Da hatte denn der Schattenvogel leichtes Spiel, ſich die nöthige Nahrung zu erwerben. Er brauchte blos einen kurzen Spaziergang im Waſſer zu machen und konnte dann geſättigt den übrigen Theil des Tages in träger Ruhe verträumen. Wir fanden ihn nur paarweiſe; aber die Gatten hielten ſich ſelten nahe zuſammen, ſondern jeder ging ſeinen eigenen Weg und vereinigte ſich erſt dann mit dem anderen, wenn beide der Ruhe pflegen wollten.

Der Schattenvogel iſt in jeder Hinſicht eine auffallende Erſcheinung. Im Sitzen fehlt ihm die ganze, ſchmucke Haltung anderer Reiher. Der Hals wird ſehr eingezogen, die Holle für gewöhnlich auf den Rücken gelegt; der Kopf ſitzt dicht auf den Schultern. Wenn er ſich ungeſtört weiß, ſpielt er mit ſeiner Haube, indem er ſie bald aufrichtet und bald niederlegt; aber manchmal ſieht man minutenlang nicht eine einzige Bewegung an ihm. Der Flug iſt leicht und wirklich zierlich, nicht reiherartig, ſondern eher an den des Storchs erinnernd. Der Schattenvogel fliegt gern gerade aus, ſchwebt viel und ſteigt oft in bedeutende Höhen empor, wenn er von einer Stelle des Waſſers zur anderen fliegen will. Aufgeſcheucht geht er ſelten auf Bäume, ſondern gewöhnlich auf Felſen. Hier ſetzt er ſich auf einen Vorſprung ruhig nieder und verſucht, den Grund der Störung zu erforſchen. Er iſt nicht gerade ſcheu, aber doch nach Art aller Reiher vorſichtig, unterſcheidet ſich von dieſen klugen Vögeln jedoch dadurch, daß er, wenn er verfolgt wird, nicht ſogleich ſein Heil in einer weiten Flucht ſucht, ſondern blos ein paar hundert Schritt fortfliegt, dort den Jäger wieder erwartet, von neuem ſeine Flucht antritt und ſofort.

Hätte ich mich der ſchönen Beobachtung von J. Verreaux erinnert, ſo würde ich jedenfalls, ungeachtet aller Schwierigkeiten, verſucht haben, eins der großen Neſter zu beſteigen, welche ich auf einigen hohen Mimoſen im Chor von Menſa fand und nun freilich als die des Schat-

tenvogels erkennen muß. Ich bedaure jetzt lebhaft, das riesengroße und durch den runden hübschen Eingang ausgezeichnete Nest nicht bestiegen zu haben, und kann nur darin eine Entschuldigung finden, daß es zur Zeit unseres Aufenthaltes gerade unbewohnt war.

Aus Hartlaubs „Systematischer Uebersicht" ersehe ich, daß die Maße des Schattenvogels noch nirgends genau angegeben sind. Diesem Mangel kann ich abhelfen. Ich habe Männchen und Weibchen gemessen, auf meiner ersten Reise in Afrika und auf der letzten.

Es beträgt beim Männchen:

	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Die Länge	1	8	4	1	8	3	1	8	—
Die Breite	3	4	—	3	3	3	3	3	—
Die Höhe des Tarsus . . .	—	2	7	—	2	6	—	2	6
Die Länge der Mittelzehe . .	—	—	—	—	1	10	—	1	9
Die Länge der Hinterzehe . .	—	—	—	—	—	9	—	—	9
Die Länge der inneren Zehe .	—	—	—	—	1	5	—	1	5
Die Länge der äußeren Zehe .	—	—	—	—	1	7	—	1	7
Die Länge des Oberschnabels.	—	—	—	—	3	9	—	3	8
Die Länge des Unterschnabels.	—	—	—	—	1	5	—	1	6
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der dritten Schwinge	—	—	—	—	11	8	—	11	7
Die Länge des Schwanzes. .	—	—	—	—	6	3	—	6	—

Das Weibchen ist etwas kleiner.

Es mißt:

Die Länge	1	Fuß	7	Zoll	6	Linien.
Die Breite	3	„	2	„	—	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	2	„	5,5	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	1	„	9	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	8,5	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	1	„	4	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	1	„	6	„
Die Länge des Oberschnabels	—	„	3	„	3	„

Die Länge des Unterſchnabels	—	Fuß	1	Zoll	4	Linien.
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der dritten Schwinge	—	„	11	„	3	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	6	„	—	„

Die Farbe der Iris iſt ein dunkles Braun. Schnabel und Füße ſind ſchwarz.

Unter den Schwingen iſt die dritte die längſte; auf ſie folgt die vierte, die fünfte, die ſechſte, die zweite und die ſiebente.

Ueber das Leben der von mir beobachteten Schnepfenvögel brauche ich nach Dem, was ich hinſichtlich der Regenpfeifer bemerkte, nicht viel zu ſagen. Auch die Strand- und Uferläufer gehören zu dem Strandgewimmel. Sie finden ſich zu derſelben Zeit ein, wie die Regenpfeifer, und leben an denſelben Orten mit und unter ihnen. Nur einige machen gewiſſermaßen eine Ausnahme. So halten ſich die Brachvögel immer entfernt von den übrigen, auf deren Treiben ſie ſtolz herab zu blicken ſcheinen. Man ſieht ſie nur mit ihrer nächſten Sippſchaft vereinigt; um die übrigen Familienverwandten kümmern ſie ſich nicht. In Egipten treiben ſie ſich während des Winters hauptſächlich auf den Feldern nahe den Seen umher, ohne jedoch an dieſen ſelbſt zu fehlen. Im Sudahn finden ſie ſich weit von den Flüſſen, auf den Blößen im Walde, auf den Viehweiden und an anderen nahrungsverſprechenden Orten, hier eifrig die Jagd der Heuſchrecken betreibend. Die Limoſen dagegen halten treu zu ihren Familiengliedern, oder richtiger, dieſe vereinigen ſich, wie ich ſchon oben bemerkte, mit ihnen. Auch ſie leben gern mit andern ihrer Art oder ihrer nächſten Verwandten zuſammen; aber ihre große Geſelligkeit fühlt ſich auch dann befriedigt, wenn ihnen die ebenbürtige Genoſſenſchaft abgeht, und wohl deshalb übernehmen ſie gern die Führerſchaft der Menge. Für den Beobachter des Thierlebens iſt es ergötzlich, das Benehmen eines ſolchen Führers zu beobachten. Er ſchreitet ernſt und ſtolz inmitten der um ihn geſcharten kleinen Geſellſchaft einher, beſtändig von

dieſer umringt und umſchrien; er iſt es, welcher auf Alles achtet, während jene der größten Sorgloſigkeit ſich hingeben. Sie ſind auch ganz im Rechte, wenn ſie Dies thun: die Limoſe ſcheint ſich ihrer hohen Stellung vollſtändig bewußt zu ſein; ich fand ſie als Führerin des Strandgewimmels ſtets viel ſcheuer, als wenn ſie mit ihres Gleichen zuſammen war. Sie entflieht gewöhnlich bei der geringſten Gefahr, und die ganze Geſellſchaft eilt ihr dann als treues Gefolge auf allen ihren Wegen nach.

Auch die Strandſchnepfe (Totanus glottis) und der Rothſchenkel (Totanus calidris) erwerben ſich zuweilen ſolche Führerſchaft, aber nur dann, wenn es an Limoſen fehlt. Dagegen lernte ich den Rothſchenkel als Führer und Warner von Enten und Strandreitern (Himantopus) kennen. Ich fand ein Mal am blauen Fluß eine Geſellſchaft von vier dieſer hochbeinigen Geſellen und eine Ente, welche von dem Rothſchenkel geleitet wurde und dieſem gegenüber die größte Folgſamkeit bewies. Nur zwei hierhergehörige Vögel habe ich niemals in Geſellſchaft der größeren Familienverwandten geſehen, den Flußuferläufer (Actitis hypoleucos) und den getüpfelten Waſſerläufer (Totanus ochropus). Erſterer iſt in ganz Nordoſtafrika ebenſogut Standvogel, als in Europa; ihn findet man paarweiſe überall. In Familien trifft man ihn blos nach der Brutzeit; aber die Jungen halten ſich nicht lange mit den Eltern zuſammen, ſondern gehen bald ihren eigenen Weg. Aehnlich verhält es ſich mit dem getüpfelten Waſſerläufer, dem einzigen ſeiner Familie, welchen ich paarweiſe im Menſathale auffand. Er lebt auch in dem Innern an geeigneten Stellen jahraus, jahrein, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich ihn ebenfalls für einen Standvogel Afrikas halte. Merkwürdig iſt, daß er, ſelbſt in den einſamſten Gebirgsthälern, wo er niemals Nachſtellungen erfährt, die ihm eigne Scheu und Vorſicht bewahrt hat.

Schon oben habe ich die Armuth unſeres Beobachtungsgebietes an Schwimmvögeln und zumal an Zahnſchnäblern hervorgehoben. In den egiptiſchen Seen geben ſich während der Winterszeit die Schwimmvögel dreier Erdtheile ein Stelldichein. Von Norden her wandern in

ungeheuren Scharen Enten aller Art dieſen beliebten Herbergen zu, und monatelang wimmelt es längs der ganzen egiptiſchen Küſte von ihnen und von Gänſen. Ich würde mich wiederholen, wenn ich hier noch einmal auf dieſe großartige Verſammlung der Vögel zurückkommen wollte. Schon vor Jahren habe ich ſie beſchrieben und noch neuerdings in meinem „Leben der Vögel“ ihrer gedacht. Nur das Eine will ich hier nochmals bemerken: die Entenvögel bleiben keineswegs alle im Egiptenlande. Maſſen von ihnen ziehen dem Nil entgegen bis tief in das Innere Afrikas, und mit Verwunderung ſieht der Forſcher, daß die Pfeilente (Dafila acuta) unter dem 11. Grade nördlicher Breite ihren Flug noch immer nach Süden richtet. Solche Erfahrungen berechtigen zu der Vermuthung, daß auch das rothe Meer eine vielbeſuchte Herberge der Schwimmvögel ſein müſſe: aber dieſe Vermuthung iſt falſch. Ich erinnere mich nicht, während der zwanzig Tage, welche ich jetzt auf dem rothen Meere verbrachte, mehr als eine einzige Ente geſehen zu haben.

Aus der Familie der Zahnſchnäbler tritt, aber keineswegs überall, häufig nur ein einziges Mitglied, der Flaming (Phoenicopterus erythraeus), auf. Ihn findet man einzeln bereits bei Sues und, wie uns ſchon Rüppell und Ehrenberg belehrten, in großen Scharen im Süden des rothen Meeres. Auch ich habe einen Flug dieſer ſtolzen Vögel geſehen, leider in weiter Ferne, während der Ueberfahrt von Aden nach Maſſaua. In die eigentlichen Wohnorte des Flamings kamen wir nicht; denn unſer Schiff mied wohlweislich die ſeichten Stellen, auf denen dieſe Vögel eigentlich zu Hauſe ſind. Ich wüßte nicht, was ich nach dem früher von mir in der Naumannia und Cabanis Journal und in meinem „Leben der Vögel“ Mitgetheilten über den Flaming noch zu ſagen hätte. Doch kann ich die hauptſächlichſten Maße der auf dem rothen Meer lebenden Art hier geben. Sie zeigen, daß ſie viel kleiner iſt, als der eigentliche europäiſche Flaming (Phoenicopterus antiquorum).

Bei dem jungen Männchen beträgt:

Die Länge	3	Fuß	—	Zoll	—	Linien.
Die Breite	5	„	4	„	6	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	9	„	—	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	3	„	1	„
Die Länge der Hinterzehe.	—	„	—	„	6	„

Die Länge der inneren Zehe	—	Fuß	2	Zoll	7,5	Linien.
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	2	„	10	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	5	„	4	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der zweiten Schwinge . .	1	„	3	„	3	„

Bei dem am Menſalehſee erlegten alten Männchen des europäiſchen Flamings dagegen betrug:

Die Länge	4	Fuß	—	Zoll	6	Linien.
Die Breite	5	„	4	„	6	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	11	„	6	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	3	„	6	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	6	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	3	„	2	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	2	„	9	„
Die Länge des Schnabels	—	„	5	„	—	„

Dieſer Vogel erſcheint als Rieſe neben jenem.

Von Mittel- und Oberegipten an nach Süden zu vermißt man nur an den ungünſtigſten Stellen des Stromes, d. h. blos da, wo er rechts und links Felſenmauern beſpült und keinen Raum für große Inſeln gewährt, die Nilgans (Chenalopex aegytiacus), und je weiter man ſüdlich kommt, um ſo häufiger wird dieſer ſchöne und gewandte Vogel. Schon in Südnubien begegnet man Scharen von ihr; im Sudahn iſt ſie gemein. Während einer Reiſe auf dem weißen Fluſſe ſah ich drei Tage lang beide Ufer des Stroms von Vögeln dicht bedeckt, und unter ihnen war die Nilgans einer der häufigſten. Aber immer und überall iſt ſie ſtreng an das Waſſer und zwar, wie es ſcheint, an das Süßwaſſer gebunden. Nur im und unmittelbar am Fluſſe findet ſie ſich; ſie entfernt ſich auch weidend kaum von ſeinen Ufern. Um ſo überraſchender war es mir, ihr an einem Regenſtrom der Samchara zu begegnen, welcher nur ſtellenweiſe Waſſer

enthielt. Seine Durchlaucht, der Prinz von Leiningen, erlegte hier ein Weibchen.

Unſere beſten thierkundlichen Werke beweiſen, daß das Leben der Nilgans noch immer ſehr unbekannt iſt, und deshalb glaube ich, nichts Ueberflüſſiges zu thun, wenn ich es hier kurz beſchreibe, ſoweit das nicht ſchon früher geſchehen iſt.

Die Nilgans lebt paar- und familienweiſe an den von mir angegebenen Orten, im Süden weit häufiger, als im Norden. Gewöhnlich ſind die Strominſeln ihr Aufenthalt; an ſtehenden Gewäſſern iſt ſie ſeltener. Sie findet ſich ebenſogut im freien Strome, als da, wo ſeine Ufer mit Wald bedeckt ſind. Während der Brutzeit bewohnt jedes Paar ein gewiſſes Gebiet; aber tagtäglich kommen die Männchen wenigſtens auf mancher Inſel zuſammen, und auch die Weibchen weiden, wenn ſie vom Neſte abfliegen, in Geſellſchaft. In ihren Bewegungen übertrifft die Nilgans alle mir bekannten Arten. Sie läuft beſſer, als irgend eine andere Gans, ſchwimmt den Tauchenten ähnlich mit tiefeingeſenkter Vorderbruſt, taucht bei Gefahr ausgezeichnet, hält längere Zeit unter dem Waſſer aus und fliegt mit ſtarkrauſchendem Flug leicht und ſchön. Sie iſt nirgends zutraulich und in allen bewohnten Gegenden ſcheu und vorſichtig, ſucht ſich ſtets zu ſichern und weicht dem herannahenden Menſchen ängſtlich aus. Nur im Innern Afrikas iſt ſie weniger ſcheu. Gegen andere Thiere zeigt ſie keine Furcht; doch iſt ſie nur geſellig mit anderen ihrer Art. Ihre Stimme hat Naumann ganz richtig beſchrieben.

Die Nahrung iſt eine gemiſchte. Die Nilgans weidet auf den Feldern nach Art unſerer Wildgänſe und gründelt in dem Schlamm der Buchten am Strome nach Art der Enten, holt ſich wohl auch durch Tauchen Nahrung vom Grunde des Fluſſes herauf und ſucht ſich ſolche am Strande zuſammen. Als Lieblingsſpeiſe ſind die Heuſchrecken zu betrachten; ihnen ſtrebt ſie eifrig nach.

Das Neſt ſteht, wo es immer angeht, auf Bäumen, am liebſten auf den dornigen Mimoſen. Ich habe es auf Seite 103 und 104 des erſten Extrahefte zu Cabanis Journal bereits beſchrieben und dort auch meine Beobachtungen über die erſte Jugendzeit der Gans veröffentlicht. Hier will ich noch einmal hervorheben, daß die Brutzeit verſchieden iſt, je nach der Heimat, und daß ſie im Sudahn mit der großen Regenzeit beginnt.

Soviel mir bekannt, hat die Nilgans nur in den Krokodilen

gefährliche Feinde; Adler habe ich niemals nach ihr ſtoßen ſehen. Vor dieſen kühnen Räubern, wie auch vor den Vierfüßlern, welche ihr gefährlich werden könnten, ſchützt ſie ihr Aufenthalt im Waſſer. Daß aber Krokodile Jagd auf Vögel und auch auf Gänſe machen, unterliegt für mich keinem Zweifel. Ich ſelbſt habe zu oft beobachtet, wie geſchickt die Panzerechſen Vögel wegnahmen, welche auf dem Strome ſchwammen, und auf einer Sandinſel die deutlichen Spuren geſehen, daß ein Krokodil hier eines Kranichs ſich bemächtigt hatte. Was dieſem geſchieht, kann auch der Nilgans geſchehen.

Bemerken will ich hier noch ein Mal, daß alle Nilgänſe Oſtſudahns bedeutend kleiner ſind, als diejenigen, welche in Egipten leben, und jedenfalls als beſondere Art anzuſprechen ſind. Mein Vater hat für ſie den Namen Chenalopex varius vorgeſchlagen. Ich habe auf meiner früheren Reiſe leider nicht ſo viel Maße entnommen, als ich jetzt wünſchen möchte, und bin nur im Stande, die jenes von Seiner Durchlaucht, dem Prinzen, erlegten Weibchens zu geben.

Bei ihm beträgt:

Die Länge	2	Fuß	1	Zoll	—	Linien.
Die Breite.	4	„	1	„	6	„
Die Höhe des Tarſus	—	„	3	„	—	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	2	„	11	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	9	„
Die Länge der inneren Zehe.	—	„	1	„	11	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	2	„	7	„
Die Länge des Oberſchnabels	—	„	2	„	—	„
Die Länge des Unterſchnabels	—	„	—	„	5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der dritten Schwinge	1	„	2	„	3	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	5	„	1	„

Die Iris iſt orangengelb oder goldgelb, der Schnabel blauröthlich, der Oberſchnabel lichter, der Haken und die Baſis blaugrau, der Fuß lichtgelb, auf den Zehen röthlich.

Das ewigbewegliche und neidiſche Volk der Möven bewohnt auch das rothe Meer in zahlreicher Menge. Es wollte mir ſcheinen, als wäre der Norden dieſes Gewäſſers reicher an Arten, der Süden dagegen reicher an Individuen. Während des Winters finden ſich am Golf von Sues und Akaba wohl die meiſten Möven, welche in Egipten vorkommen; aber nur wenige von ihnen ſtreichen weit bis nach dem Süden hinab. Dort ſind es namentlich die beiden erſten Arten meines Verzeichniſſes, welche in ungeheurer Menge vorkommen. Sie ſind dort mehr, als irgendwo anders, zu Hausthieren geworden.

Das ſich überall gleichbleibende Leben und Treiben der Möven iſt ſo bekannt, daß eine Beſchreibung deſſelben faſt unnöthig erſcheinen mag. Dennoch halte ich das Benehmen der genannten Möven der Erwähnung werth.

Die Hemprich'ſche und weißäugige Möve (Larus Hemprichii und Larus leucophthalmos) ſind nicht nur in jedem Hafen regelmäßige Erſcheinungen, ſondern finden ſich auch in jeder ſeichten Bucht, auf jeder Sandinſel in Mengen vor, welche nur noch von den Maſſen auf den Brutinſeln übertroffen werden können. Wenn ich ſo in meinem kleinen Boote an einer der Buchten vorüberfuhr, bemerkte ich im Hintergrunde derſelben gewöhnlich ein den Blicken geradezu undurchdringliches Gewimmel von Möven, welche niedrig über dem Strande auf und abſchwebten in der Abſicht, neben den bereits auf dem Strande Sitzenden ſich auch noch ein Plätzchen zu erobern. Beim Näherkommen ſah man die Vögel in langen Reihen dichtgedrängt auf dem ſandigen Boden ſitzen, ſoweit dieſer reichte. Aber auch alle Felſen in der Nähe, die Lavablöcke, welche nahe am Meere lagen, waren bedeckt mit den Vögeln. Bei Mocha erlegte ich auf einen einzigen Schuß ſechszehn Stück dieſer Thiere! In Maſſaua flogen ſie nicht nur über der Stadt herum, ſondern ſetzten ſich ganz vertrauensvoll auch auf den Firſten der Häuſer nieder, mitten unter die Milane und die Aasgeier. Sie ſchienen alle übrigen Arten ihrer Familie geradezu verdrängt zu haben; denn von anderen Möven bemerkte ich, nachdem ich in ihre eigentliche Heimat eingetreten war, keine mehr. Zur Zeit meiner Ankunft, Ende Februars alſo, befanden ſie ſich alle in voller Mauſer. Die Brutzeit fällt, wie uns Heuglin belehrt, zwiſchen die Monate Juli und September.

Das übrige Leben unserer Möven bedarf keiner Beschreibung mehr; doch glaube ich durch genaue Angabe der Maße Willkommenes zu bieten. Von der weißäugigen Art habe ich drei Männchen gemessen.

Bei ihnen beträgt:

	Fuß	Zoll	Lin.	Fuß	Zoll	Lin.	Fuß	Zoll	Lin.
Die Länge	1	5	—	1	5	—	1	4	6
Die Breite	3	4	—	3	4	—	3	3	3
Die Höhe des Tarsus . .	—	1	9	—	1	9	—	1	10
Die Länge der Mittelzehe .	—	1	6	—	1	7	—	1	5,5
Die Länge der Hinterzehe .	—	—	2,5	—	—	2	—	—	2,5
Die Länge der inneren Zehe	—	—	12,5	—	1	1	—	—	12,5
Die Länge der äußeren Zehe	—	1	4	—	1	5	—	1	3,5
Die Länge des Oberschnabels	—	1	11	—	1	11	—	1	11
Die Länge des Unterschnabels	—	—	7,5	—	—	8	—	—	8
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze . .	—	12	3	—	12	4	—	12	—
Die Länge des Schwanzes .	—	4	9	—	4	9	—	4	8

Die Farbe der Iris ist ein schönes Silberweiß, der Schnabel ist korallenroth mit breiter schwarzer Spitze, der Fuß lichtgelb, der Augenring lebhaft roth.

Bei der Hemprich'schen Möve, für deren genaue Bestimmung ich jedoch nicht einstehen mag, beträgt:

	Fuß	Zoll	Linien.	Fuß	Zoll	Linien.
Die Länge	1	6	6	1	5	3
Die Breite	3	7	6	3	5	3
Die Höhe des Tarsus	—	2	1	—	2	—
Die Länge der Mittelzehe	—	1	6	—	1	5
Die Länge der Hinterzehe	—	—	2	—	—	1,5
Die Länge der inneren Zehe	—	1	1	—	1	—
Die Länge der äußeren Zehe . . .	—	1	5	—	1	4
Die Länge des Oberschnabels . . .	—	2	—	—	2	—
Die Länge des Unterschnabels . . .	—	—	7	—	—	7
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	1	1	3	—	12	3
Die Länge des Schwanzes	—	5	3	—	5	1

Die Iris ist braun, der Schnabel an der Wurzel bleigrau, dann dunkler, hierauf roth, an der Spitze gelb. Der Fuß ist gilblich bleigrau, der Augenring korallenroth. —

In so großen Mengen wie die genannten trifft man die rosenbäuchige Möve (Gavia gelastes) niemals an; wenigstens erinnere ich mich nicht, größere Gesellschaften, als Flüge von sechs bis acht Stücken, gefunden zu haben, und auch diese sind noch ziemlich selten. Rüppell sagt, daß unsere Möve im Winter und Frühling ungemein häufig auf den Wiesen bei Kairo wäre, wo sie Heuschrecken fräße. Ich habe über gedachten Wiesen, oder richtiger Feldern, diese Möve nie, wohl aber die Lachmöve (Chroicocephalus ridibundus) in großer Menge gefunden. Die rosenbäuchige Möve wurde von mir immer nur in der Nähe der Seen oder über dem Meere beobachtet. Ich erlegte sie am Mareotissee, am Menzalehsee und im Golf von Sues. Es hält nicht eben schwer, sie zu erkennen; die weißen Schwingen sind ein recht gutes Merkmal, und der schnelle, leichte Flug unterscheidet sie gleich von den andern kleinen Möven, denen sie sonst in jeder Hinsicht ähnelt. Ich gebe die Maße.

Es beträgt:

	b. Männchen: Fuß	Zoll	Lin.	b. Weibchen: Fuß	Zoll	Lin.
Die Länge	1	5	—	1	4	3
Die Breite	3	3	—	3	3	—
Die Höhe des Tarsus	—	2	—	—	2	—
Die Länge der Mittelzehe	—	1	5,5	—	1	6
Die Länge der Hinterzehe	—	—	1,5	—	—	2
Die Länge der inneren Zehe	—	1	1	—	1	1
Die Länge der äußeren Zehe	—	1	7	—	1	7
Die Länge des Oberschnabels	—	1	5	—	—	—
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze	—	11	—	—	—	—
Die Länge des Schwanzes	—	4	4	—	—	—

Die Farbe der Iris ist hellbraun, der Schnabel dunkel, der Fuß lackroth, das Augenlid zinnoberroth.

Artenreicher, als die Möven, treten die Seeſchwalben im rothen Meere auf; jedoch finden ſie ſich nirgends in ſo großer Anzahl, wie die erſteren. Man ſieht ſie in kleinen Familien; Trupps von zwanzig und mehr Stück ſind ſchon ſelten. Erſt im Süden werden die dem rothen Meere eigenthümlichen Arten, die ſchnelle und die ähnliche Raubſeeſchwalbe (Sylochelidon velox und Sterna affinis), häufig.

Nord-Oſt-Afrika wird als Winterherberge von faſt allen nördlicher lebenden Seeſchwalben aufgeſucht. Die kleinen, kerbthierfreſſenden Arten ſind dort ganz regelmäßige Erſcheinungen, aber auch die größeren, fiſchraubenden gar nicht ſelten. Von Egipten aus wandern viele längs des Nils oder auch an den Küſten des rothen Meeres nach Süden hinab. Während der Regenzeit ſind unſere Vögel im Innern Afrikas überall gemein, und man ſieht ſie dann auch weitab vom Strome, mitten in der Steppe. Sie betreiben dort eine ſehr eifrige Jagd auf Kerbthiere, zumal auf Heuſchrecken. Die engliſche, oder richtiger, ſüdliche Seeſchwalbe (Gelochelidon meridionalis) lebt während des Winters ausſchließlich von ihnen; nur die große Raubſeeſchwalbe (Sylochelidon caspia), welche im Winter über allen egiptiſchen Seen ſehr häufig iſt, aber auch bis in das Innere Afrikas wandert, verläßt den Strom nicht. Sie iſt die einzige, welche ausſchließlich Fiſche frißt. Den hochrothen Schnabel ſenkrecht nach unten gerichtet, ſieht man ſie über dem Waſſer einherſchweben und dann plötzlich auf daſſelbe mit ſolcher Kraft herabſchießen, daß der Fall auf weithin hörbar wird. Neidiſch ſchreiend jagt ſie hinter ihren Art- und Sippſchaftsgenoſſen her, und das Einfallen einer ins Waſſer iſt für alle ein Zeichen, herbeizukommen, in der eigennützigen Abſicht, einen etwa gemachten guten Fang ſoviel als möglich zu beeinträchtigen. Der Jäger kann ſich ſolchen Neid zu Nutze machen. Er braucht nur eine erlegte Möve oder irgend eine Seeſchwalbe vom Boote aus in die Luft zu werfen und wird bald gewahren, daß dann alle Seeſchwalben, welche dies mit anſahen, ſo ſchnell als möglich herbeikommen und ſich ſomit zum ſicheren Ziele bieten.

Genau in der Weiſe, wie die große Raubſeeſchwalbe, lebt auch die von Rüppell ſehr bezeichnend genannte Art (Sylochelidon velox). Ich fand ſie namentlich bei Maſſaua und erlegte ſie mehrere Male, zunächſt, um meine Maßtafeln zu vervollſtändigen. Die Maße, welche Rüppell

auf Seite 21 seines Atlas giebt, sind nicht genau. Ich habe dagegen folgende verzeichnet.

Beim Männchen beträgt:

	Fuß	Zoll	Linien.	Fuß	Zoll	Linien.
Die Länge	1	7	4	1	5	3
Die Breite	3	6	—	3	6	—
Die Höhe des Tarsus	—	1	3	—	1	3
Die Länge der Mittelzehe	—	1	1	—	1	1
Die Länge der Hinterzehe	—	—	3	—	—	3
Die Länge der inneren Zehe	—	—	9	—	—	9,5
Die Länge der äußeren Zehe	—	—	12	—	—	12
Die Länge des Oberschnabels	—	2	8	—	2	4
Die Länge des Unterschnabels	—	1	6	—	1	4
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der ersten Schwinge	1	1	6	1	1	3
Die Länge des Schwanzes	—	6	3	—	5	2

Das Weibchen ist kaum kleiner; bei ihm mißt:

	Fuß	Zoll	Linien.	Fuß	Zoll	Linien.
Die Länge	1	6	5	1	6	3
Die Breite	3	6	3	3	6	—
Die Höhe des Tarsus	—	1	3	—	1	3
Die Länge der Mittelzehe	—	1	1	—	1	1
Die Länge der Hinterzehe	—	—	3	—	—	3
Die Länge der inneren Zehe	—	—	9	—	—	9
Die Länge der äußeren Zehe	—	—	12	—	—	12
Die Länge des Oberschnabels	—	2	6	—	2	4
Die Länge des Unterschnabels	—	1	4	—	1	2
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der ersten Schwinge	1	1	3	1	1	3
Die Länge des Schwanzes	—	5	5	—	5	4

Die Iris ist braun, der Schnabel gelb, der Fuß schwarz, die Sohlen auf den Ballen aber gelb.

Auch die ähnliche Seeschwalbe (Sterna affinis), welche mich am meisten an die Meerschwalbe (Thalasseus cantianus) erinnert hat, ist größer, als Rüppell es angegeben.

Es beträgt beim Männchen:

Die Länge	1	Fuß	2	Zoll	6	Linien.
Die Breite	2	„	10	„	6	„
Die Höhe des Tarsus	—	„		„	12	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	—	„	10	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	—	„	2	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	—	„	7	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	—	„	9	„
Die Länge des Oberschnabels	—	„	1	„	10,5	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	—	„	11	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der ersten Schwinge	—	„	11	„	3	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	4	„	6	„

Bei drei Weibchen dagegen ist:

	Fuß	Zoll	Lin.	Fuß	Zoll	Lin.	Fuß	Zoll	Lin.
Die Länge	1	2	1	1	2	1	1	1	6
Die Breite	2	11	—	2	9	6	2	9	—
Die Höhe des Tarsus . .	—	—	12	—	—	12	—	—	11,5
Die Länge der Mittelzehe .	—	—	10	—	—	10	—	—	9,5
Die Länge der Hinterzehe .	—	—	2	—	—	2	—	—	2
Die Länge der inneren Zehe	—	—	7	—	—	7	—	—	6,5
Die Länge der äußeren Zehe	—	—	9	—	—	9	—	—	8,5
Die Länge des Oberschnabels	—	1	11	—	1	11	—	1	9
Die Länge des Unterschnabels	—	1	1	—	—	12,5	—	—	12
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze . .	—	11	4	—	10	8	—	10	8
Die Länge des Schwanzes .	—	4	—	—	4	—	—	4	—

Die Iris ist braun, der Schnabel orangengelb, der Fuß schwarz.

Die letzte Familie der Schwimmvögel habe ich zu meinem großen Bedauern nicht so beobachten können, als ich wollte.

Ein eigenes Gefühl überkommt den nordischen Reisenden, wenn er in den südlichen Meeren die in ihnen heimischen Vögel, welche er höchstens in den Museen gesehen hatte, jetzt im vollen Leben beobachten kann. Gerade die Seevögel sind fast ohne Ausnahme leicht kenntlich. Selbst der ungeübte Reisende, welcher auf dem indischen Postschiff durch das rothe Meer fährt, muß die prächtigen Flieger, welche er südlich von Djedda paarweise gewahren wird, alsbald als Tropikvögel erkennen. Wenn er auch geneigt sein sollte, die gewöhnlich in großer Höhe dahinfliegenden Thiere zunächst für Raubseeschwalben zu halten, geben ihm doch die langen Mittelfedern des Schwanzes, welche in jeder Höhe noch sichtbar sind, ein untrügliches Merkmal.

Die beiden von mir aufgeführten Arten dieser prächtigen Südländer, der weiße und der rothe Tropikvogel (Phaethon aethereus und Ph. phoenicurus), scheinen im Süden des rothen Meeres in ziemlich gleicher Anzahl vorzukommen. Man findet sie nur paarweise, nicht in Flügen; vielleicht scharen sie sich blos kurz vor und nach der Brutzeit in solche zusammen. Sie fliegen regelmäßig in hoher Luft dahin, meiden, im Gegensatz zu den Seeschwalben und Tölpeln, die Schiffe fast ängstlich und lassen sich nur von fern beobachten. Ihr Flug ist prachtvoll. Sie übertreffen die Tölpel weit und wetteifern mit den eilfertigsten Seeschwalben. Reißend schnell stürmen sie dahin; aber eine unbeschreibliche Zierlichkeit und Leichtigkeit zeichnet den Flug sofort vor denjenigen Arten aus, mit welchen man sie verwechseln könnte. Die kaspische Seeschwalbe will ihnen gegenüber plump erscheinen, obgleich man sich vergeblich fragt, worin denn die Eigenthümlichkeit ihrer Bewegung sich bekundet.

Die Tropikvögel sind rastlose Jäger, welche keine Entfernung zu kennen scheinen. Man begegnet ihnen ebensowohl in der Nähe des Landes, als mitten auf dem Meere, viele Meilen weit von der Küste entfernt: mir wollte es vorkommen, als ob sie die offene See bevorzugten. Sie halten sich stets in hoher Luft und stürzen, wenn sie einen Fisch ersehen, gleich von oben aus, wie ein Pfeil, senkrecht oder etwas schief herunter, verschwinden auf mehrere Sekunden unter den Wogen, arbeiten sich dann mit mehreren raschen Flügelschlägen wieder empor, schweben mit

dem gefaßten Fiſch im Schnabel auf kurze Strecken dicht über dem Waſſer dahin, drehen und wenden die Beute, bis ſie mundrecht wird, verſchlingen ſie und erheben ſich nun wieder zu der gewöhnlichen Höhe. Mehr vermag ich nicht über ſie zu ſagen: ich war nicht ſo glücklich, wie die Gebrüder Rodatz, welche auf einer der Inſeln des ſüdlichen rothen Meeres namentlich den rothen Tropikvogel in Menge brütend fanden. —

Die größeren Verwandten dieſer prächtigen Thiere, die Tölpel, ſind viel häufigere Erſcheinungen, als ſie. Im rothen Meere ſieht man namentlich den braunen Tölpel (Sula fusca) in zahlreichen Flügen. Man begegnet ihm ſchon im Golf von Sues und findet ihn noch im Meerbuſen von Aden. Am häufigſten ſieht man ihn im Süden des rothen Meeres, da, wo daſſelbe inſelreicher wird. Hier umſchwärmt er jedes Schiff in dichtem Gedränge, und ſo lange es Tag iſt, ſchaut man ſchwerlich vergebens nach ihm aus. Dennoch gewinnt man erſt dann einen Begriff von der Menge, in welcher er auftritt, wenn man im kleinen Boote zwiſchen den Felſen dahinſteuert. Man kommt auf ſolcher Fahrt an wirklichen Vogelbergen vorüber, an Inſeln, welche, nach der Verſicherung der Schiffsleute, ellenhoch mit Dünger belegt ſind und welche Hunderten von Schiffen volle Guanoladung gewähren würden.

Solche Inſeln werden durch Wolken von Vögeln förmlich verhüllt; die Vogelberge des Nordens zeigen ſich hier in anderer Geſtalt. Das dahinſegelnde Schiff befindet ſich minutenlang im dichteſten Gedränge und, wie auf den nordiſchen Vogelbergen, wird es dem Jäger ſchwer, ſein Gewehr auf einen einzelnen der Vögel zu richten, weil beſtändig viele auf ein Mal vor das zielende Auge kommen.

Im Süden tritt auch der ſchwarzgeſichtige Tölpel (Sula melanops) zu dem braunen; er aber findet ſich überall einzeln und kommt höchſtens in kleinen Flügen vor. Ich ſah ihn erſt ſüdlich von Hodeida.

Die Tölpel ſind viel weniger ſcheu, als die Tropikvögel. Sie umſchwärmen, wie geſagt, jedes Schiff; ſie fliegen ſelbſt über das Vordertheil des Dampfers weg, ohne ſich um das Treiben der Menſchen am Bord zu kümmern. Man kann bequem ſoviel von ihnen erlegen, als man will; denn wenn man einen fehlte, braucht man nur ſein Gewehr wiederzuladen und auf andere es abzufeuern. Auf meiner Meerfahrt von Aden nach Maſſaua ſchoß ich täglich mehrere herab, bis endlich jede

Hoffnung ſchwand, der ſchönen Vögel mich zu bemächtigen. Denn die vorſindfluthliche Takelung der arabiſchen Schiffe macht das Aufhalten des Bootes zu einem ſchwierigen Unternehmen, und der Jäger, welcher ſo eilig iſt, wie ich es war, muß ſeine Beute dem Meere überlaſſen, ohne ſich ihrer bemächtigen zu können. So iſt es gekommen, daß ich nicht einen einzigen von den erlegten Tölpeln herausgefiſcht habe, daß ich nicht ein Mal im Stande bin, die Maße dieſer Vögel zu geben. —

Hinſichtlich des unſerem Meerbuſen ſo gut als eigenthümlichen Pelekans (Pelecanus rufescens) wäre es mir nicht beſſer ergangen, hätte mich nicht einerſeits der Zufall, andererſeits die Vertrauensſeligkeit des Pelekans begünſtigt.

In ganz Nord-Oſt-Afrika ſind die Pelekane häufige Vögel. Ich habe wiederholt von den Maſſen geſprochen, welche alle egiptiſchen Strandſeen bevölkern, und auch der äußerſt zahlreichen Flüge gedacht, welche im Innern Afrikas auf Flüſſen vorkommen. Ich bin alſo durch meine früheren Reiſen an das maſſenhafte Auftreten der Pelekane gewöhnt worden; gleichwohl überraſchte mich ihre Menge im Süden des rothen Meeres. Man ſah hier zwar nicht ſo große Maſſen auf einem Punkte zuſammen, wie in Egipten; aber man ſah ſie überall, wo das Meer ſeichte Buchten beſaß. Ich fuhr an Inſeln vorüber, auf welchen ſie in langen Reihen ſaßen, welche von weitem wie Schafherden erſchienen, und ich beſuchte eine andere, ſehr kleine, auf deren Gebüſch mindeſtens drei bis vierhundert Stück ihre Nachtruhe hielten. Doch die größte Ueberraſchung ſollte mir bis zu meiner Landung in Afrika vorbehalten bleiben. Im Hafen Maſſauas ſchwammen zehn Pelekane ſo ruhig und furchtlos zwiſchen den Schiffen umher, ſo dicht an den Häuſern vorüber, daß man geneigt war, zu glauben, man habe es hier mit gezähmten Vögeln zu thun! Dieſe Pelekane waren es, mit deren Jagd Seine Hoheit, der Herzog, zuerſt ſich beſchäftigte.

Auf keiner meiner Reiſen habe ich den Pelekan ſo innig mit dem Menſchen befreundet gefunden; ſelbſt im Innern Afrikas, wo der braune Eingeborne wahrlich nicht daran denkt, ihn zu verfolgen, war er immer ſcheu, und in Egipten durfte es ſchon als ein Jagdkunſtſtück gelten, wenn man einen der vorſichtigen Vögel erlegt hatte.

Zur Zeit unſeres Aufenthaltes in Abiſſinien begannen die Pelekane, zu mauſern. Ein Männchen, welches ich auf einer kleinen Inſel im

Meere erlegte, hatte bereits ſeine Hochzeitstracht theilweiſe angelegt. Alle übrigen trugen ein ſehr verſchoſſenes und abgenutztes Kleid.

Das tägliche Leben des röthlichen Pelekans weicht nicht von dem Treiben anderer Arten ſeines Geſchlechts ab. Die frühen Morgenſtunden werden zur Jagd benutzt, und man ſieht um dieſe Zeit in allen ſeichten Buchten die Geſellſchaften der eifrig fiſchenden Vögel. Sie betreiben ihre Jagd ſtets gemeinſchaftlich, und wie ich am Menſalehſee beobachtete, in höchſt verſtändiger Weiſe, indem ſie einen Theil des Sees, z. B. eine Bucht, geradezu abſchließen, d. h. einen Kreis oder Halbkreis bilden, und nun langſam vorwärts ſchwimmen und alle Fiſche, welche durch ihre Reihen dringen wollen, dabei geſchickt aufnehmen. Gegen zehn Uhr Vormittags haben die Vögel ſich geſättigt und fliegen nun dem Lieblingsplatze, einer Sandbank oder einer Inſel zu, um dort ſich zu putzen, das Gefieder einzuölen und auszuruhen. Auf dieſen Inſeln eben ſitzen ſie in langen Reihen höchſt friedlich bei einander. Manche liegen auch behaglich auf dem Bauch dahingeſtreckt. Bis zur Mittagsſtunde kommen beſtändig neue herbei, und die Verſammlung wächſt demnach von Minute zu Minute. Nachmittags zwiſchen drei und vier Uhr beginnen die Reihen ſich zu lichten; geſellſchaftenweiſe ziehen ſie zu neuem Fange aus. Die zweite Jagd währt bis Sonnenuntergang: dann fliegt die ganze Geſellſchaft dem Schlafplatze zu. Nur da, wo es an Bäumen mangelt, iſt dieſer eine flache Sandbank oder eine einſame Inſel: in Gegenden, wo es Bäume, oder noch beſſer, wo es Inſeln giebt, welche mit Bäumen beſtanden ſind, ſchlafen die Pelekane ſtets auf ſolchen, dann aber zuweilen in ſo großer Menge, daß die Bäume von fern her wie mit weißen Blüthen bedeckt erſcheinen. Wie alle Vögel, welche einen Nachtplatz für längere Zeit ſich auserkoren, halten auch die Pelekane an den erwählten Ruheorten mit großer Zähigkeit feſt; ſelbſt wiederholte Jagden vermögen ſie nicht zu vertreiben: ſie kommen immer wieder zu dem alten gewohnten Orte zurück.

Das Brutgeſchäft kenne ich nicht, und über die Jagd habe ich an verſchiedenen Orten ſchon ſoviel berichtet, daß ich hier Nichts mehr zu ſagen brauche. Der Vollſtändigkeit halber gebe ich noch die Maße von einem Paare des röthlichen Pelekans, welches ich auf der unbewohnten Inſel Namuhs erlegte.

Es beträgt beim Männchen:

Die Länge	4	Fuß	10	Zoll	—	Linien.
Die Breite	7	„	7	„	—	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	3	„	1	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	4	„	1	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	1	„	10	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	2	„	11	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	4	„	4	„
Die Länge des Oberschnabels	1	„	1	„	6	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	—	„	5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der dritten Schwinge . . .	1	„	10	„	6	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	8	„	6	„

Beim Weibchen dagegen mißt:

Die Länge	4	Fuß	3	Zoll	—	Linien.
Die Breite	6	„	9	„	—	„
Die Höhe des Tarsus	—	„	3	„	1	„
Die Länge der Mittelzehe	—	„	3	„	10	„
Die Länge der Hinterzehe	—	„	1	„	9,5	„
Die Länge der inneren Zehe	—	„	2	„	8	„
Die Länge der äußeren Zehe	—	„	4	„	—	„
Die Länge des Oberschnabels	1	„	—	„	—	„
Die Länge des Unterschnabels	—	„	—	„	5	„
Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze der dritten Schwinge	1	„	8	„	—	„
Die Länge des Schwanzes	—	„	7	„	5	„

Die Farbe der Iris ist graubraun, der Oberschnabel ist hinten und in der Mitte gelb, an der Spitze hornfarben; der Unterschnabel ist hinten bläulich, vorn röthlich; die Füße sind erbsengelb; der Augenring ist hellgelb, dahinter befindet sich eine dunkelgraue Stelle; der Kropfsack ist röthlich, blau geädert und gestreift.

Unter den Schwingen ist die dritte die längste; auf sie folgen die zweite, vierte, fünfte, erste, sechste.

Das sind die Beobachtungen, welche ich während der Jagdreise Seiner Hoheit, des Herzogs, zu sammeln Gelegenheit fand. Sie sind das treue Bild des Mangels, mit welchem wir zu kämpfen gehabt haben: des Mangels an Zeit! Was ich mir selbst erwarb, habe ich hier niedergeschrieben. Ich habe während unseres Aufenthaltes in den Bogosländern soviel zusammengetragen, wie mir möglich war. Hier gab ich das Gesammelte im übersichtlichen Bilde. Die Mängel desselben werden dem kundigen Auge nicht entgehen; aber der Kundige weiß auch die Schwierigkeiten zu würdigen, welche zu überwinden sind, wenn im Fluge gesammelt werden muß. Eben deshalb halte ich mich seiner Nachsicht versichert. Ich habe Eins bezweckt: eine ungefähre Schätzung des unendlichen Reichthums, in welchem wir schwelgen durften, möglich zu machen, und glaube, daß meine Arbeit wenigstens das Leben der beiden Klassen des Thierreichs in seinen gröbsten Zügen wiedergiebt. Die feinere Ausführung der Zeichnung solch reichhaltigen Lebens bleibe Andern vorbehalten.

Alphabetiſches Verzeichniß

der

naturwiſſenſchaftlichen und geographiſchen Namen. *)

Aasgeier (Schmuzgeier) 7. 9. 11 f. 33. 48. 205. 237 ff. 242. 245.
Abu-Bateen ſ. Raubſeeſchwalbe, ſchnelle.
Abu-Belahh ſ. Raubſeeſchwalbe.
Abu-Djirreh ſ. Raubſeeſchwalbe.
Abu el Hoſſeen ſ. Schakal, ſchwarzrückiger.
Abu-Fathme ſ. Löwe.
Abu-Gumba ſ. Hornrabe.
Abu-Keem ſ. Honigdachs.
Abu-Khirbe ſ. Pelekan, röthlicher.
Abu-Kurahn ſ. Pelekan, röthlicher.
Abu-Riſch ſ. Honigſauger.
Abuſalahm 68.
Abu-Schock ſ. Igel.
Actitis hypoleucos ſ. Flußuferläufer.
Adanſonie (Affenbrodbaum, Boabab) 43.
Adèn 3. 6. 175. 237.
Adjameh ſ. Möve, Hemprich's.
Adler 17. 48. 250. 256. 263.
— Adalbert's 250.
— Brehm's 250.
— geierartiger 48.
Aedon minor ſ. Baumnachtigall.
Aegiatilis cantianus ſ. Seeregenpfeifer.
— biaticula ſ. Regenpfeifer.
Aesalon ardosiacus ſ. Edelfalk.
Aeſſed ſ. Löwe.
Affe 19. 32. 72. (ſ. die Arten!)
Affenbrodbaum ſ. Adanſonie.
Ain-Saba 20 f. 37. 40. 47. 95. 184.
Akazie 32.
Alcedo ispida ſ. Eisvogel.
Alexandrien 3.
Algaſeen (Kudu) 20. 47. 76. 97. 167.
Aloe 45.
Amba 14. 19.
Ambabs ſ. Löwe.
Ambaſſa ſ. Löwe.
Ambukol 129.
Ammer 13. 36. 343.
— geſtreifter 36. 218. 343.
Ammerlerche, kurzzehige 13. 219. 346.
Ammomanes deserti ſ. Wüſtenlerche.
Amſeling 14. 214. 301.
Ans ſ. Hausziege.
Anſa ſ. Hausziege.
Antilope 9. 18 f. 32. 97. ſ. auch Algaſeen, Beiſa, Klippſpringer.
Antilope, Hemprich's 33.
— Sömmerring's 15. 32. 47. 65. 145 f.
Aquila ſ. Adler und Arten.
— Adalberti ſ. Adler, Adalbert's.
— albicans ſ. Raubadler, lichter.
— Brehmii ſ. Adler, Brehm's.
— rapax ſ. Raubadler
— vulturina ſ. Adler, geierartiger.
Arab ſ. Antilope, Sömmerring's.
Arabiſcher Buſen 26.
Ardea (cinerea,) ſ. Reiher.
— purpurea ſ. Purpurreiher.
— schistacea ſ. Reiher, ſchwarzköpfiger.
Ardeola bubulcus ſ. Kuhreiher.
Ardetta Sturmii ſ. Zwergreiher, Sturm's.
Aria ſ. Warzenſchwein.
Arment 118.
Aſchkoko ſ. Klippſchlieſer.
Asclepias 32.
Asinus ſ. Eſel.

*) Der Fremdwörter halber war es nöthig,
1. i und j als gleich anzunehmen;
2. die Umlaute ä, ö, ü wie a e, o e, u e zu betrachten und ſie daher zwiſchen a d, o d, u d und a f, o f, u f einzuordnen.

Asinus africanus ſ. Eſel, afrikaniſcher.
— hemionus ſ. Dſchiggetai.
— onager ſ. Onager
— taeniopus 143. ſ. Wildeſel.
Aſuhs 18. 120. 174.
Atbara 93. 168.
Athene nilotica ſ. Steinkauz.
Atticora pristoptera ſ. Seglerſchwalbe.
Atro ſ. Klippſpringer und Zwergböckchen.
Augur 48. 206. 218 f.
Auſterfiſcher 225.

Bab el Mandeb 7.
Babuin 91.
Bachſtelze 213. 262.
Bädje ſ. Pelekan, röthlicher.
Bakhara 177. 189.
Balsamodendron africannm ſ. Balſamſtrauch.
Balſamſtrauch 32.
Barka 34. 92. 144.
Bartgeier 48.
Bartvogel 52.
— geperlter (Perlvogel) 13. 52. 221. 362. 363.
Bartvogel, Salt's 220. 362. 364.
Baſcharohſch ſ. Flaming.
Baſchóm ſ. Schakal, ſchwarzrückiger.
Bahiuda 129.
Bathyergus splendens ſ. Felſel.
Baumeichhorn 17. 20. 62.
Baumnachtigall, abiſſiniſche 13. 50. 212. 289.
Baumwiedehopf 49 f. 211. 279.
Beiſa 17. 32. 66. 171.
Beït-Abrihi ſ. Frankolin, iſabellkehliges und rothkehliges.
Beni Israel ſ. Zwergböckchen.
Berbera 189.
Bedingan el Fil ſ. Kigelie.
Bienenfreſſer 49. 210. 275.
— Lafrenay's 210. 275.
— Savigny's 49. 210.
Biſcharihu 177.
Blaßfuchs 118.
Blaudroſſel 301.
Blauracke ſ. Mandelkrähe, abiſſiniſche.
Blutfink 217. 340.
Boabab ſ. Adanſonie.
Bogenſchnabel 227.
Bogos 12. 21. 38 ff. 48. 92.
Bos africanus aethiopicus ſ. Zebu.
— africanus Sancha ſ. Buckelochs.
Brachpieper 298.
— Bierthaler's 214. 298.
Brachvogel 28 f. 226. 410.
Bubalus Caffer ſ. Büffel.
Bubo ſ. Uhu.
— ascalaphus ſ. Uhu, ſüdlicher
— cinerascens ſ. Uhu, großer.
— maculosus ſ. Ohreule, afrikaniſche.
Buckelochs 67. 177.
Bucorax abyssinicus 17. 52. ſ. Hornrabe, Nashornvogel.
Budytes atricapillus ſ. Schafſtelze, ſchwarzköpfige.
Budytes campestris ſ. Schafſtelze, grünköpfige.
Budytes cinereocapillus ſ. Schafſtelze, grauköpfige.
Budytes flavus ſ. Schafſtelze, gemeine.
— melanocephalus ſ. Schafſtelze, ſammtköpfige.
Büffel 4. 47.
Büffelwebervogel 15. 217. 337.
Bürniko ſ. Flughuhn, ſtreifiges.
Buhme ſ. Uhu.
Buphaga erythrorhyncha ſ. Madenhacker.
Buſchböckchen ſ. Zwergböckchen
Buſchſchlüpfer 17. 50.
— rothſtirniger 17. 212. 287.
Buſſard 48. 248.
Butalis grisola ſ. Fliegenſänger, gemeiner.
Buteo Augur ſ. Augur.

Calotropis procera ſ. Iſchr.
Camaroptera brevicaudata ſ. Kurzſchwanz.
Camelus Dromedarius ſ. Kamel.
Canis Anthus ſ. Wolfshund.
— aureus ſ. Schakal.
— familicus ſ. Fuchs.
— Grajus africanus ſ. Windhund, afrikaniſcher.
Canis mesomelas ſ. Schakal, ſchwarzrückiger.
Capparis 32
Caprimulgus ſ. Nachtſchatten.
— tristigma ſ. Nachtſchatten, dreifleckiger.
Caricicola cisticola ſ. Ciſtenſeggenſänger.
Caſſia 43.
Catbartes monachus ſ. Mönchsgeier.
Catus manicnlatus ſ. Katze, kleinpfötige.
Cecropis abyssinica 17. 49. ſ. Schwalbe, geſtreifte.
Cecropis filifera ſ. Schwalbe, fadenſchwänzige.
Cecropis melanocrissus 49. ſ. Schwalbe, ſchwarzſteißige.
Cecropis rufifrons 49. ſ. Schwalbe, rothſtirnige.

Cecropis rustica s. Rauchschwalbe.
Centropus monachus s. superciliosus s. Spornkukuk.
Centropus senegalensis s. Spornkukuk, senegalischer.
Cephalophus Hemprichiana s. Zwergböckchen, Hemprich's Antilope.
Cephalophus Madoqua s. Madoqua.
Cerchneis s. Thurmfalk.
Cercopithecus s. Meerkatze.
— griseo-viridis s. Meerkatze, graugrüne.
— pyrrhonotus 80.
Cercotrychas erythroptera s. Amseling.
Certhilauda 5.
Ceryle rudis s. Eisvogel, gescheckter.
Chalcopelia afra s. Erdtaube.
Charadrius 37. s. Regenpfeifer.
Chelidon urbica s. Mehlschwalbe.
Chenalopex aegyptiacus s. Gans, egipt.
— varius 415.
Chizaerhis s. Pisangfresser.
Christusdorn 32. 187.
Chroicocephalus s. Möve.
— capistratus 5.
— crassirostris. 29.
— ichthyaëtos s. Fischermöve.
— leucophthalmus 29.
— minutus s. Zwergmöve.
— ridibundus s. Lachmöve.
Chubahra s. Trappe.
Ciconia s. Storch.
— Abdimii s. Storch, Abdim's.
Circaetos orientalis s. Schlangenadler.
Circus cineraceus s. Wiesenweih.
— cyaneus s. Kornweih.
— pallidus 14. s. Steppenweih.
Cissus 32.
Cistensenggensänger 287.
Colius s. Mäusevogel.
— leuconotus s. Mäusevogel, weißrückiger.
Collurio s. Neuntödter.
— Smithii s. 31. Würger, Smith's.
Columba glauconotos s. Felsentaube.
— livia s. Felsentaube europäische.
Coracias s. Mandelkrähe.
— abyssinicus s. Mandelkrähe, abiss.
Corax affinis s. Rabe, kurzschwänziger.
— scapulatus s. Rabe, weißbrüstiger.
— umbrinus s. Wüstenrabe.
Corvus s. Krähe.
— affinis s. Rabe, kurzschwänziger.
— brachyurus s. Rabe, kurzschwänziger.
Corvus cornix s. Nebelkrähe.
— frugilegus s. Saatkrähe.
— scapulatus s. Rabe, weißbrüstiger.
Corydalla campestris s. Brachpieper.
— sordida s. Pieper, dunkler.
— Vierthaleri s. Brachpieper, Vierthaler's.
Corythaix leucotis s. Helmvogel.
Coturnix communis s. Wachtel, gemeine.
Cotyle obsoleta s. Felsenschwalbe.
Crateropus leucocephalus und leucopygius s. Weißkopf.
Crocodilus s. Krokodil.
Curruca s. Grasmücke.
— atricapilla s. Mönch.
Cursorius s. Läufer.
— isabelliuus s. Wüstenläufer.
Cynailurus guttatus s. Jagdleopard.
Cynocephalus Gelada s. Gelada.
— Hamadryas s. Silberpavian.
Cypselus s. Segler.
— abyssiuicus s. Segler, abissinischer.
— parvus 273.

Dahalakinseln 11.
Dahleb s. Schakal.
Dammah s. Beïsa.
Daulieh s. Sirene.
Dekula s. Hund, gemalter.
Delfin 5. 27. 68. 202.
Dendrobates s. Specht, Zwergspecht.
Dendropicus Hemprichii (Dendrobates Hemprichii) s. Specht, Hemprich's.
Deudrofalco concolor s. Edelfalk
Desset 13. 19.
Dib s. Schakal und Wolfshund.
Dickfuß, abissinischer 53. 224. 400 f.
— senegalischer 400.
Dicrurus lugubris s. Würgerschnäpper.
Djebahd el Barr s. Frankolin, isabellkehliges.
Djebahd el Wadi s. Perlhuhn.
Djemel s. Kamel.
Djesiret el Namuhs 12. 425.
Djib s. Hiäne, gefleckte.
Djilib s. Sirene.
Djimrië s. Senegeltaube.
Dinna s. Adansonie.
Dipus aegyptiacus s. Wüstenmaus.
Diuhb s. Wolfshund.
Dohle 318.
Dokhen s. Elefant.
Dompalme 26.
Dorneidechse 196.
Dromas ardeola s. Reiherläufer.
Dromedar s. Kamel.
Dromolea s. Steinschmätzer.
Drossel, abissinische 214.
— europäische 297.

Droſſel, ſimeniſche 300.
Droſſelrothſchwanz 50. 213. 295.
Droſſelſchmätzer 213. 292.
Droßling 13. 50. 214. 304.
Drymoica ſ. Buſchſchlüpfer.
— lugubris 17.
— rufifrons ſ. Buſchſchlüpfer, roth-ſtirniger.
Dryoscopus Cubla ſ. Kubla.
Dſchiggetai (Halbeſel) 142.
Dujong ſ. Sirene.
Durrah 16.
Dysopes 33. ſ. Fledermaus.
Dysporus fuscus (brasiliensis) ſ. Tölpel, brauner.

Eb 10.
Edelfalk (einfarbiger Falk) 5. 17. 30. 48. 207. 254. 256.
Edelſchwalbe 49.
— fadenſchwänzige 49.
— ſchwarzſteißige 49.
Egretta alba, garzetta, orientalis ſ. Reiher, Silberreiher.
Eichhorn 46. 62.
— buntes 47. 62. 130.
Eidechſe 37. 53.
Eilet 18. 200.
Einhufer 34.
Eisvogel 16. 49.
— blaurückiger 210. 275.
— geſcheckter 4.
Elanus ſ. Gleitaar.
Elefant, afrikaniſcher 19 ff. 35. 47. 67. 180.
Elephas africanus ſ. Elefant.
Elſter 319.
Emberiza ſ. Ammer.
— caesia 36.
— striolata 36.
Endet ſ. Stachelſchwein.
Endju ſ. Zwergböckchen.
Ente 4. 12.
Ephialtes Scops ſ. Zwergohreule.
Epilais ſ. Mönch.
Equus caballus domesticus ſ. Pferd.
Erdeichhorn, rothes 20. 34. 63. 130. 132.
Erdferkel 114.
Erdtaube 14. 36. 52. 222. 380.
Erdwürger, rothflügeliger 15. 215. 315.
Erinaceus ſ. Igel.
— platyotis (?) ſ. Igel, großöhriger.
Erneb ſ. Haſe.
Eſchmett ſ. Tölpel, brauner.
Eſel, afrikaniſcher (Steppeneſel) 6. 9. 34. 64. 141. 144.
Eudromias asiaticus ſ. Morinell.
Eule 265.
— kurzöhrige 265.
Euphorbien 26. 32. 34.
Eupodotis arabs ſ. Trappe, arabiſcher.

Fahhad ſ. Jagdleopard.
Fahr ſ. Maus.
Fahr el Sabjar ſ. Eichhorn.
Falco ſ. Falk und Arten.
— cervicalis (?) ſ. Wanderfalke.
— Feldeggii ſ. Falke, Feldegg's.
— lanarius ſ. Schlachtfalk.
— peregrinus ſ. Wanderfalk.
Falk 30. 154. 267. ſ. die Arten.
— einfarbiger, ſ. Edelfalk.
— Feldegg's 48.
Farkale ſ. Silberpavian.
Fauſthuhn 383.
Feldmaus 63. 136.
Felſel 47. 63. 136.
Felis ſ. Katze.
— maniculata ſ. Katze, kleinpfötige.
Felſenſchwalbe 17. 49. 209. 272 f.
Felſenſtar 218. 325.
Felſentaube, blaurückige 7. 52. 221. 369. 373.
Fettſchwanzſchaf (Stummelſchwanzſchaf) 6. 33. 66. 175.
Fettſteißſchaf 176.
Ficedula umbrovirens (?) ſ. Laubſänger.
Fibl ſ. Elefant.
Fink 39.
Fiſchadler 6. 30. 207. 253
Fiſche 53 f.
Fiſchermöve 3.
Flaming, afrikaniſcher 29. 228. 412.
— europäiſcher 4. 29. 412.
Flechten 45.
Fledermaus 33. 92.
Fliegenfänger 217. 306.
— kleiner 306.
— gemeiner 306.
— rothkehliger 306.
Flötenvogel ſ. Orgelwürger.
Flötenwürger ſ. Orgelwürger.
Flughuhn (Wüſtenhuhn) 5. 383. 394 f.
— ſtreifiges 13. 32. 223. 394 f.
Flußadler ſ. Fiſchadler.
Flußuferläufer 227. 411.
Francolinus ſ. Frankolin und Arten.
— gutturalis (?) ſ. Frankolin, iſabellkehliges.
Francolinus rubricollis ſ. Frankolin, rothkehliges.
Frankolin 14. 19 ff. 36. 52. 126. 383. 386 f.

Frankolin, Clapperton's 21. 53.
— Erkel's, 20. 52. 223. 389 f.
— isabellkehliges 223.
— rothkehliges 14. 36. 52. 223. 386.
Frankolin, Rüppell's 53. 253. 392.
Fringillaria septemstriata s. Ammer, gestreifter.
Frosch 38. 54.
Fuchs 14. 33. 46. 117.

Gabar 48. 258.
Gäleb s. Frankolin, isabellkehliges.
Gänsegeier 242. 245.
Gaffot 54.
Gahn s. Uhu.
Galerita s. Haubenlerche.
— abyssinica siehe Haubenlerche, abissinischer.
— flava s. Haubenlerche, sandfarbene.
— lutea s. Haubenlerche, gilbliche.
Gambialöwe s. Löwe, braunmähniger.
Gans, egipt. (Nilgans) 37. 228. 413.
— ostsudahnesische 315.
Garrat-Ali s. Dickfuß.
Garrat-Mimose s. Kharrat-Mimose.
Garrua s. Algaseen.
Gartenrothschwanz 213.
Gaukler 14 f. 36. 48. 206. 252.
Gavia gelastes s. Rosenmöve.
Gazella dorcas s. Gazelle.
— Soemmerringii s. Antilope, Sömmerring's.
Gazella subgutturosa s. Gazelle, persische.
Gazelle 5. 7. 10 s. 13 ff. 32. 47. 65. 147. 149 ff. 159. 168.
Gazelle, persische 7.
— Sömmerring's s. Antilope, Sömmerring's.
Gebirgsrabe 178.
Gedakede s. Augur.
Gehasie 54.
Géhé s. Klippschliefer.
Geier 13. 35. 48. s. Arten.
— Rüppell's, 35. 48. 206. 240 ff.
Geierkönig 244.
Gelada 90.
Gelochelidon meridionalis. s. Seeschwalbe, südliche.
Gemse 166. 181.
Gepard s. Jagdleopard.
Gesella (Leopard) 106.
Gete-Gete s. Wanderfalk.
Gimpel, gestreifter 51. 219. 349.
Gimpellerche 13. 219. 347.
Gimpellerche, dunkelköpfige 347.
Gingero s. Silberpavian.
Ginsterkatze 34.
Glanzdrossel (Schillerdrossel) 15. 36. 104. 216. 326 f.
Glanzdrossel, eigentliche 326 f.
— rothbäuchige 15. 216. 326 f.
Glanzelster 36. 104. 216. 326.
Glanzfink 218. 341.
Gleitaar 48.
Gonzal 14.
Goptus. Klippspringer.
Goral 166. 181.
Gotme, Gotne s. Zebramanguste.
Granit 40.
Gras 45.
Grasmücke 50.
Graupanther 107.
Grünfuß s. Wasserläufer, getüpfelter.
Guineataube 222. 375.
Gurre s. Nachtschatten.
Gusella s. Gesella.
Gypaëtos meridionalis s. Bartgeier.
Gypogeranus serpentarius s. Sekretär.
Gyps s. Geier und Arten.
— bengalensis 35.
— fulvus s. Gänsegeier.
— Rueppellii s. Geier, Rüppell's.

Habichtsadler s. Haubenadler.
Haematopus ostralegus s. Austernfischer.
Häniseh-Inseln 10.
Hagál s. Perlhuhn.
Haifisch 10.
Halbesel s. Dschiggetai.
Haliaëtos (funereus) s. Seeadler.
Hali-Basta s. Uhu.
Halicore cetacea s. Dnjong s. Sirene.
Halsbandsittig 20. 52. 220. 361.
Halsbandtaube 52. 222. 369. 378.
Haluff-Abu-Kharn s. Warzenschwein.
Hamadryas s. Silberpavian.
Hamahm s. Felsentaube.
Harmasahn s. Elefant.
Haroja, Haruja s. Warzenschwein.
Hase, abissinischer 9. 13 ff. 20. 34 f. 46. 138.
Haubenadler (Schopfadler) 17. 48. 79.
— weißgefleckter 206.
Haubenlerche, abissinische 344.
— gilbliche 5. 9. 11. 13. 36. 50. 218. 344.
Haubenlerche, sandfarbene 344.
Haubensteißfuß 3.
Hauskatze s. Katze.
Hausmaus, morgenländische 63.
Hausratte s. Ratte.

Hausschwalbe 273.
Hausſperling 9. 218. ſ. Sperling und Arten.
Hausziege 66. ſ. Ziege.
Heliotropen 45.
Helmvogel 17. 52. 219.
Helotarsus ecandatus ſ. Gaukler.
Heremat ſ. Elefant.
Herodias schistacea ſ. Reiher, ſchwarzköpfiger.
Herpestes Ichneumon ſ. Ichneumon, Manguſte.
Herpestes fasciatus ſ. Manguſte, geſtreifte.
— gracilis ſ. Manguſte, ſchlanke.
— Mungos ſ. Mungo.
Hevai-Semai ſ. Gaukler.
Hewe ſ. Silberpavian.
Hharuf ſ. Fettſchwanzſchaf.
Hiäne 14. 120.
— gefleckte (Tigerwolf) 13. 20. 33. 46. 60.
Hiäne, geſtreifte 33. 122.
Hierofalco ſ. Jagdfalk.
— islandicus ſ. Jagdfalk, nordiſcher.
Himantopus rufipes ſ. Strandreiter.
Hircus aethiopicus 173. ſ. Ziege, Hausziege.
Hircus reversus ſ. Zwergziege.
Hitaie ſ. Schmarotzermilan.
Hoba ſ. Silberpavian.
Hörnchen ſ. Eichhorn.
Honigangeber ſ. Honigkukuk.
Honigdachs 16. 20. 46. 61. 128.
Honigkukuk 52. 104. 221. 367.
Honigſauger 11. 13. 36. 49 ſ. 211. 281 ff.
— abiſſiniſcher 49. 211. 284.
— ähnlicher 49. 211. 284.
— blutfleckiger 49. 211.
— prächtiger 49. 211.
— ſchimmernder 11. 13. 211. 281.
Hoplopterus spinosus ſ. Spornkibitz.
Hornrabe 220. 359. ſ. auch Nashornvogel.
Hud-Hud ſ. Wiedehopf.
Hühner 52.
Hund 6. 118.
— gemalter 33. 121.
Hyaena crocuta ſ. Hiäne, gefleckte.
— striata ſ. Hiäne, geſtreifte.
Hydrochelidon ſ. Seeſchwalbe.
— nigra ſ. Waſſerſchwalbe, dunkle.
Hyphantornis flavoviridis ſ. Webervogel graugrünlicher.
Hyphantornis galbula ſ. Webervogel, gelber.
Hypochera nitens ſ. Glanzfink.
Hyrax abyssinicus ſ. Klippſchlieſer
Hystrix cristata ſ. Stachelſchwein.

Jagdfalk 30.
— nordiſcher 30.
Jagdleopard 14. 18. 33. 109.
Jasmin 45.
Ichneumon 4. 127.
Jedda 5.
Igel, großöhriger 46. 61.
Indicator minor ſ. Honigkukuk.
Iſchr 282.
Iſisgazelle ſ. Gazelle.
Isomys variegatus ſ. Feldmaus.
Ispidina cyanotis ſ. Eisvogel, blaurückiger.

Kababiſch 177.
Kaffee 9.
Kairo 4 ſ.
Kaktus 39. 44.
Kalkol ſ. Gepard.
Kamel 6. 14. 41. 65. 141. 143 ſ.
Kampfläufer 227.
Kaptaube 13. 36. 52. 222. 382.
Karawahn ſ. Dickfuß.
Katze 6. 113.
— kleinpfötige 59. 113.
Kegelſchnäbler 51.
Kelb ſ. Windhund, afrikaniſcher.
— el Chala ſ. Wolfshund.
— el Wadi ſ. Schakal, ſchwarzrückiger.
Kerai ſ. Hiäne, gefleckte.
Keren 20. 52.
Ketahf ſ. Fiſchadler.
Kharrat-Mimoſe 106. 175.
Khata ſ. Flughuhn.
Kherra ſ. Frankolin, Rüppell's.
Khird ſ. Silberpavian.
Khut ſ. Katze, kleinpfötige.
Kiebitz 37.
Kigelie 43.
Klettervögel 52.
Klippdachs 17. 20. 47. 53. 67. 104.
Klippſchlieſer 127. 191 ff.
Klippſpringer 16 ſ. 19 ſ. 47. 65. 163. 181. 338.
Königsmilan 256.
Kohko ſ. Klippſchlieſer.
Kokospalme 26.
Kolqualleuphorbie ſiehe Kronleuchtereuphorbie.
Kombei ſ. Silberpavian.
Konfus ſ. Igel.
Kornweih 260.
Korſak 118.
Krabben 31.

Krähe 4.
Kröte 38.
Krokodil 37. 414.
Kronleuchtereuphorbie 16. 39. 44 f.
Kubla 314.
Kudu f. Algaseen.
Kuhreiher 4.
Kukuk 52.
Kurzschwanz 50. 212. 288.

Laba 19.
Labka 47.
Lachmöve 5. 418.
Lachtaube 9. 13. 36. 222. 379.
Läufer 5.
Lagonosticta minima f. Blutfink.
Lamprocolius chalybaeus f. Glanzdrossel, eigentliche.
Lamprocolius rufiventris f. Glanzdrossel, rothbäuchige.
Lamprotornis aeneus s. nitens f. Glanzelster.
Laniarius (?) cruentus f. Würger, blutfleckiger.
Laniarius erythrogaster f. Würger, rothbäuchiger.
Laniarius erythropterus f. Erdwürger.
Lappenkiebitz 224. 403.
Larus crassirostris 5.
— fuscus (Häringsmöve) 5.
— Hemprichii(?) f. Möve, Hemprich's.
— leucophthalmus f. Möve, weißäugige.
Larus ridibundus f. Lachmöve.
Laubsänger 11. 212. 289.
Laufvögel 48.
Leo f. Löwe.
— gambianus s. senegalensis f. Löwe, brandmähniger.
Leopard 16. 33. 46. 59. 100. 106 ff.
Leopardus antiquorum f. Leopard.
— Poliopardus f. Graupanther.
— Serval f. Serval.
Lepus abyssinicus f. Hase, abissinischer.
— isabellinus f. Wüstenhase.
Lerche 48.
Limose 28 f. 227. 410.
Löffler 4. 9. 12. 29. 226. 407.
Löwe 19. 33. 46.
— brandmähniger 58. 94.
Lurche 53.
Lycaon pictus f. Hund, gemalter.
Lynx Chaus f. Sumpfluchs.

Madenhacker 13 51. 217. 331.
Madoqua 47.
Mäusevogel 51. 303. 350.
— senegalischer 350.
Mäusevogel, weißrückiger 219. 350.
Mahammedsbrunnen 16.
Malven 45.
Mandelkräbe, abissinische 21. 104. 210. 275.
Manguste (Schleichkatze) 14. 34. 46. 53. 123.
Manguste, gestreifte (Zebramanguste) 14. 34. 61. 125. 133.
Manguste, schlanke 14. 34. 61.
Mansuhri f. Fischadler.
Mantelpavian, f. Silberpavian.
Marafil f. Hiäne, gefleckte.
Massaua 3. 9. 12.
Mauleset 141.
Maulthier 41. 141. 144. 181.
Maus 34. 37. 63 f. 135. f. Feldmaus, Hausmaus.
Meerkatze 16. 46.
— graugrüne 16. 20. 57. 72. 80.
Meerreiher f. Reiher, schwarzköpfiger.
Mehlschwalbe 49. 210. 272.
Melanocorypha brachydactyla f. Wüstenammerlerche, kurzzehige.
Melanocorypha deserti } f. Wüstenlerche.
— isabellina }
Melierax Gabar f. Gabar.
Melierax musicus f. Singhabicht, eigentlicher.
— polyzonus f. Singhabicht.
Mensa 15 ff. 19. 22. 39 ff. 46.
Merops apiaster f. Bienenfresser.
— Lafrenayi siehe Bienenfresser, Lafrenay's.
Merops Savignyi f. Bienenfresser, Savigny's.
Merops variegatus 49.
Micronisus f. Sperber, Singsperber.
— Gabar f. Gabar.
— sphenurus f. Sperber, keilschwänziger.
Milan 12 f. 35. 267.
— schwarzbrauner 257.
Milvus ater f. Milan, schwarzbrauner.
— parasiticus f. Schmarotzermilan.
— regalis f. Königsmilan.
Mimose 11. 15. 26. 31 f. 39. 43. 45. 187.
Mindele f. Hase, abissinischer.
Mittelmeer 3.
Miur f. Katze, kleinpfötige.
Mocha 5. 9.
Mönch 212. 289.
Mönchsgeier 12. 35. 48. 205. 234 ff. 245. 247.

Möve 3. 5. 7 ff. 14 f. 27 ff. 416.
— Hemprich's 228. 416.
— roſenbäuchige 4. 228. 418.
— weißäugige 9. 228. 416.
Mor(i)nell, aſiatiſcher 225. 405 f.
Monedula turrium ſ. Dohle.
Motacilla alba ſ. Bachſtelze.
— sulphurea s. boarula ſ. Stelze, gelbe.
Mudjidjella ſ. Manguſte, geſtreifte und ſchlanke.
Mungo 127 f.
Mus orientalis ſ. Maus, Hausmaus.
— variegatus ſ. Feldmaus.

Nabakbbaum 26. 32.
Nachtreiher 4.
Nachtſchatten (Ziegenmelker) 49. 271.
— dreifleckiger 208. 271.
Nähe el Bahhr ſ. Sirene.
Nager 34.
Nageſchnabel, Narina 49. 210. 276.
Nashorn 47. 185.
Nashornvogel 15. 17. 51. 80. 104. 219. 266. 356 f.
Nashornvogel, gemeiner 15. 104. 219. 358.
— rothſchnäbliger 15. 104. 220. 359.
— verbrämter 104. 220.
Natter 53.
Nebelkrähe 318.
Nebri-Kalkol ſ. Leopard.
Nectarinia ſ. Honigſauger.
— affinis ſ. Honigſauger, ähnlicher.
— cruentata ſ. Honigſauger, blutfleckiger.
Nectarinia famosa ſ. Honigſauger, prächtiger.
Nectarinia metallica ſiehe Honigſauger, ſchimmernder.
Neophron percnopterus ſ. Aasgeier.
— pileatus ſ. Mönchsgeier.
Neuntödter 51.
Newer ſ. Leopard.
Newer-Golgol (Kalkol) ſ. Gepard.
Nilfuchs 118.
Nilgans ſ. Gans, egiptiſche.
Nilpferd 184.
Nimbre, Nimmr ſ. Leopard.
Niſahf ſ. Flaming, afrikaniſcher.
Nisnahs ſ. Meerkatze.
Niſſr ſ. Ohrengeier.
Niſſr el Charra ſ. Mönchsgeier.
Nisus sphenurus ſ. Sperber, keilſchwänziger.
Numenius arcuatus ſ. Brachvogel.
Numida ptilorhyncha ſ. Perlhuhn.
Nycticorax griseus ſ. Nachtreiher.

Ochs 6. 14. 41. 144. 182.
Oedicnemus affinis ſ. Dickfuß, abiſſ.
— crepitans ſ. Dickfuß (400.)
— senegalensis ſ. Dickfuß, ſenegaliſcher.
Oelbaum 44 f.
Oena capensis ſ. Kaptaube.
Ohrengeier 35. 48. 206. 242. 245 ff.
Ohreule, afrikaniſche 17. 49. 208. 270.
Onager 10. 143.
Oreotragus saltatrix ſ. Klippſpringer.
Orgelvogel, Orgelwürger 15. 50. 215. 310. 312.
Ortyxelos ſ. Fauſthuhn.
Orycteropus capensis ſ. Erdferkel.
Oryx Beisa ſ. Beïſa.
— leucoryx ſ. Oryxantilope.
Oryxantilope 171 f.
Otis arabs ſ. Trappe, arabiſcher.
Otogyps auricularis (nubicus) ſ. Ohrengeier.
Otus africanus (maculosus) ſ. Ohreule, afrikaniſche.
Otus brachyotus ſ. Eule, kurzöhrige.
Ovis pachycerca persica s. platyura persica ſ. Fettſchwanzſchaf.
Ovis steatopyga capensis ſ. Fettſteißſchaf.

Palaeornis torquatus ſ. Halsbandſittig.
Palme 9. 26.
Pandion haliaëtos ſ. Fiſchadler.
Papagei, Meyer'ſcher 363.
Papageitaube 15. 52. 221. 370.
Paradiesfliegenfänger 17. 50. 215. 306.
Paradieswitwe 17. 217.
Parder 106.
Parkingſonie 13.
Passer domesticus ſ. Sperling.
— italicus ſ. Sperling, italieniſcher.
— rufidorsalis ſ. Sperling, mittelafrikaniſcher.
Passer salicarius ſ. Sperling, ſpaniſcher.
— simplex ſ. Sperling, Swainſon's.
Pavian 80 f. ſ. Silberpavian.
— ein unbekannter 91.
Pelecanus rufescens ſ. Pelekan.
Pelekan, röthlicher 5. 10 ff. 28. 230. 424.
Pentonix Gehatie ſ. Gehaſie.
Perim 8. 136.
Peristera chalcopsilos 14. ſ. Erdtaube.
Perlhuhn, nubiſches 20. 36. 222. 383 f.
Perlvogel ſ. Bartvogel, geperlter.
Petrocincla saxatilis ſ. Steindroſſel.
Petrocossyphus cyaneus ſ. Blaudroſſel.

Pferd 6. 64. 141.
Phacochoerus Aeliani s. africanus s. Warzenschwein.
Phaëton aethereus und phoenicurus s. Tropikvogel, weißer u. rother.
Phalacrocorax africanus s. Scharbe.
— carbo s. Scharbe.
— pygmaeus s. Scharbe.
Philomachus pugnax s. Kampfläufer.
Phoenicopterus antiquorum s. Flaming, europäischer.
Phoenicopterus erythraeus s. minor s. Flaming, afrikanischer.
Pholidauges (Lamprotornis) leucogaster s. Schuppendrossel, weißbäuchige.
Phylopneuste 11.
Pica caudata s. Elster.
Picnonotus Arsinoe s. Drosling.
Pionus Meyeri s. Papagei, Meyer'scher.
Piper 30.
— dunkler 298.
Pisangfresser 44. 52. 219. 333.
Platalea leucorodia s. Löffler.
— tenuirostris (?) 9. s. Löffler.
Ploceus s. Webervogel.
— flavoviridis 13.
— galbula 17.
— griseoviridis 17.
— larvatus 17.
Podiceps cristatus s. Haubensteißfuß.
Pogonias Saltii s. Bartvogel, Salt's.
Porfir 40.
Pratincola Hemprichii s. Wiesenschmätzer, Hemprich's.
Promerops s. Baumwiedehopf.
— cyanomelas 30.
— erythrorhynchus 49.
— minor 30.
Psittacula Tarantae s. Zwergpapagei.
Pternistes rubricollis s. Frankolin, rothkehliges.
Pterocles s. Flughuhn.
— quadricinctus 36. s. Flughuhn, streifiges.
Ptilonorhynchus albirostris s. Felsenstar.
Ptilopachus Hayi s. Rebhuhn.
Puffinus s. Sturmtaucher.
Purpurreiher 223. 406.
Pyrrhula s. Gimpel.
— (?) striolata s. Gimpel, gestreifter.
Pyrrhulauda cruciger s. Gimpellerche, dunkelköpfige.
Pyrrhulauda leucotis 348.

Rabe 11. 17. 104. 267.
Rabe, kurzschwänziger 216. 243. 322.
Rabe, weißbrüstiger (Schildrabe) 11. 51. 216. 321.
Racham s. Aasgeier.
Ras Mahammed 5.
Ratelus capensis s. Honigdachs.
Ratte, weißpfötige 63. 136.
Rattus albipes s. Ratte, weißpfötige.
— decumanus s. Wanderratte.
Raubadler 14 f. 33. 48. 206. 249.
— lichter 206. 250.
Raubseeschwalbe 29. 419.
— schnelle 5. 29. 229.
Rauchschwalbe 49. 209. 272.
Rebhuhn 53.
— Hay'sches 383.
Recurvirostra avocetta s. Verkehrtschnabel.
Regenpfeifer 28. 53.
— buntschnäbliger 223.
Reiher 4. 7. 9. 11 f. 406.
— schwarzköpfiger (Meerreiher) 7. 9. 28 f. 223. 406.
Reiher, weißer 407.
Reiherläufer 12. 29. 226.
Rhasahl s. Gazelle.
Rhataß s. Fischadler.
Rhinoceros s. Nashorn.
— bicornis 47.
— cucullatus 47.
Rhizomys splendens s. Felsel.
Rhurahb nochi s. Wüstenrabe.
Rhynolophus 33. s. Fledermaus.
Ricinus 32.
Rosenmöve s. Möve, rosenbäuchige.
Rothes Meer 5. 25.
Rothkehlchen 297.
Rothschenkel 227. 411.
Rothschwanz 297.
Rubecula pinetorum s. Rothkehlchen.
Ruticilla phoenicura s. Gartenrothschwanz.
— rufocinerea s. Drosselrothschwanz.
Ruticilla thytis s. Rothschwanz.

Saatkrähe 318.
Sabaä s. Löwe.
Sabera a) s. Schmalfuchs. b) Erdeichhorn 132.
Sadjer el Fibl 187.
Sänger 28. 30.
Sakie s. Manguste, schlanke.
Salsoleen 32.
Salvadore 43.
Samchara 12 f. 14 f. 25. 30 ff. 48.
Sanga } s. Buckelochs.
Sankha }
Sarciophorus pileatus s. Lappenkiebitz.
Sarcoramphus Papa s. Geierkönig.

Saſſa ſ. Klippſpringer.
Saxicola isabellina ſ. Steinſchmätzer, ſandfarbener.
Saxicola lugubris ſiehe Steinſchmätzer, dunkler.
Saxicola melanura ſ. Steinſchmätzer, ſchwarzſchwänziger.
Saxicola oenanthe ſ. Steinſchmätzer.
— saltatrix (?) 9. 11.
Schaf 6. 14.
Schafſtelze, gemeine 214.
— grauköpfige 213.
— grünköpfige 214.
— ſammtköpfige 213. 298.
— ſchwarzköpfige 213.
Schakal 113.
— ſchwarzrückiger 15. 20. 33. 46. 60. 113.
Scharaſa 19. 22.
Scharbe 3.
Schattenvogel 16. 53. 226. 408.
Schickſalsvogel ſ. Sekretär.
Schildkröte 31. 53 ſ.
Schildrabe ſ. Rabe, weißbrüſtiger.
Schillerdroſſel ſ. Glanzdroſſel.
Schillu ſ. Erdeichhorn.
Schizorhis zonurus ſ. Piſangfreſſer.
Schlachtfalk 154.
Schlangen 38. 53.
Schlangenadler 36. 49.
Schlangengeier ſ. Sekretär.
Schleichkatze ſ. Manguſte.
Schleiereule 265.
Schlingpflanzen 44.
Schlupfwespe 170.
Schmalfuchs 60. 118.
Schmarotzermilan 4. 7. 9. 11 ſ. 48. 207. 254.
Schmarotzerpflanzen 44.
Schmutzgeier ſ. Aasgeier.
Schölen ſ. Gazelle.
Schopfadler ſ. Haubenadler.
Schopfgeier 48. 206. 242.
Schora 12. 26. 28. 31.
Schreivögel 36.
Schuppendroſſel, weißbäuchige 15. 51. 217. 326. 329.
Schwalbe 17. 49. 272.
— fadenſchwänzige 49. 209. 272.
— geſtreifte 17. 49. 209. 273.
— rothſtirnige 49. 209. 272.
— ſchwarzſteißige 49. 209. 273.
Sciurus ſ. Eichhorn.
— multicolor ſ. Baumeichhorn.
Scopus umbretta ſ. Schattenvogel.
Seeadler 30.
Seeregenpfeifer 225.
Seeſchwalbe 5. 7. 9 ff. 12. 27 ff. 419.
— ähnliche 229. 421.
— ſüdliche (engliſche) 419.
— weißwangige 229.
Segler, abiſſiniſcher 17. 49. 209. 272 ſ.
Seglerſchwalbe 17. 49. 209. 272 ſ.
Sekretär (Schlangengeier) 15. 36. 48. 208. 263.
Senegaltaube 52. 222. 369. 376 ſ.
Serval 107.
Sikomore 43 ſ.
Silberpavian 7. 9. 13 ſ. 19. 46. 58. 81.
Silberreiher 9. 12.
Simmr ſ. Hund, gemalter.
Singdroſſel 300.
Singhabicht } 15. 35. 48. 134. 207. 258.
Singſperber } 267.
Singſperber, eigentlicher 258.
Singvögel 36. 50.
Sirene 28. 201 ſ.
Sömmerringsantilope } ſ. Antilope, Söm-
Sömmerringsgazelle } merring's.
Solaneen 43.
Specht 15. 52. 366.
— Hemprich's 15. 221. 366.
Sperber 14. 35. 48.
— keilſchwänziger 14. 207. 260.
— ſchwarzer 48.
Sperling 4. 9. 218.
— italieniſcher 341.
— mittelafrikaniſcher 341.
— ſpaniſcher 341 ſ.
— Swainſon's 51. 218. 342.
Spermosciurus rutilus ſ. Erdeichhorn.
Sphenorhynchus Abdimii ſ. Storch, Abdim's.
Spizaëtos leucostigma ſ. Habichtsadler, weißgefleckter.
Spizaëtos occipitalis ſ. Haubenadler.
Spornkibitz 4. 53. 224. 402.
Spornkukuk 15. 221. 367 ſ.
— ſenegaliſcher 368.
Spreo morio 51.
Stachelſchwein („Stachelträger") 34. 137
Stapelie 32. 45.
Star 15.
Staticeen 32.
Steganura paradisea ſ. Paradieswitwe.
Steinbock 181.
Steindroſſel 50. 214. 301.
Steinſchmätzer 5. 7 ff. 11. 28. 50. 212. 289.
Steinſchmätzer, dunkler 212. 289.
— ſandfarbener 212. 289.
— ſchwarzſchwänziger 7 ſ. 213. 290.

Steinwälzer 225.
Stellio cyanogaster 53.
Stelze 28. 50. 297.
— gelbe 213. 297.
Steppeneſel ſ. Eſel, afrikaniſcher.
Steppenweih 14. 35. 208. 260 ſ.
Sterna affinis ſ. Seeſchwalbe, ähnliche.
— albigena (?) ſ. Seeſchwalbe, weißwangige.
Sternula ſ. Seeſchwalbe.
— minuta 29.
Stictoenas guinea ſ. Guineataube.
Storch 17.
— Abdim's 17. 53. 226. 407.
Strandläufer 28. 37.
— Temminck's 228.
Strandreiter 4. 30.
Strandſchnepfe 227. 411.
Strauß 11. 15. 36. 224.
Strepsiceros Kudu ſ. Algaſeen.
Strepsilas interpres ſ. Steinwälzer.
Strigiceps pallidus ſ. Steppenweih.
Strix flammea ſ. Schleiereule.
Struthio camelus ſ. Strauß.
Stummelſchwanzſchaf ſ. Fettſchwanzſchaf.
Sturmſchwalbe 3.
Sturmtaucher 3.
Sturmvogel 6.
Sues 5.
Süwi ſ. Hiäne, gefleckte.
Sukhr ſ. Augur.
— el Hakihm ſ. Gaukler.
— el Seith ſ. Wanderfalk.
Sula melanops ſ. Tölpel, weißer.
— fusca ſ. Tölpel, brauner.
Sumpfluchs 5.
Sumpfvögel 36 f. 53.
Sylochelidon caspia ſ. Raubſeeſchwalbe, große.
Sylochelidon velox ſ. Raubſeeſchwalbe, ſchnelle.
Sylvia ſ. Sänger.
Synotus 33 ſ. Fledermaus.

Tabaldië ſ. Adanſonie.
Tachyoryctes splendens ſ. Felſel.
Taba ſ. Hornrabe.
Takhale 189.
Tamarinde 43.
Tamariske 26. 32.
Taube 44. 52.
— egiptiſche 369. 376.
Taucher 6. 8.
Tchitrea melanogastra ſ. Paradiesfliegenfänger.
Tebal ſ. Antilope, Sömmerring's.
Telephonus erythropterus ſ. Erdwürger.
Telephorus aethiopicus ſ. Orgelwürger.
Tendal ſ. Algaſeen.
Testudo sulcata ſ. Gaffot.
Textor Alecto ſ. Büffelwebervogel.
Thalassidroma ſ. Sturmſchwalbe.
Thalasseus ſ. Seeſchwalbe.
— affinis 29.
Thalassipora ſ. Seeſchwalbe.
Thamnolaea albiscapulata ſ. Droſſelſchmätzer.
Thamnolaea infuscata 29.
Their el Djiene ſ. Rauchſchwalbe.
— el Neſſihb ſ. Sekretär.
Thonſchieſer 40.
Thurmfalk 9. 13. 30. 35. 48.
Tigerwolf ſ. Hiäne, gefleckte.
Tockus ſ. Nashornvogel.
— erythrorhynchus ſ. Nashornvogel, rothſchnäbliger.
Tockus limbatus ſ. Nashornvogel, verbrämter.
Tockus nasutus ſ. Nashornvogel, gemeiner.
Tölpel, brauner 3. 9 ſ. 12. 27. 229. 423.
— weißer (ſchwarzgeſichtiger) 3. 9. 230. 423.
Tohr ſ. Buckelochs.
Tota ſ. Meerkatze, graugrüne.
Totanus ſ. Waſſerläufer.
— calidris ſ. Rothſchenkel.
— glottis ſ. Strandſchnepfe.
— ochropus ſiehe Waſſerläufer, getüpfelter.
Trachyphonus ſ. Bartvogel.
— margaritatus ſ. Bartvogel, geperlter.
Trappe, arabiſcher 14. 36. 224. 397.
Treron abyssinica ſ. Papageitaube.
Tringa ſ. Strandläufer.
— minuta ſ. Zwergſtrandläufer.
— subarcuata ſ. Bogenſchnabel.
— Temminckii ſ. Strandläufer, Temminck's.
Trogon Narina ſ. Nageſchnabel.
Tropikvogel 3. 8 ſ. 29. 229. 422 (rother und weißer).
Turdus simensis ſ. Droſſel, abiſſiniſche.
Turnix ſ. Fauſthuhn.
Tursio Abusalam ſ. Abuſalahm.
Turteltaube 9. 17. 52.
— europäiſche 376.
Turtur aegyptiacus ſ. Taube, egiptiſche.
— auritus ſ. Turteltaube, europäiſche.
— risorius ſ. Lachtaube.
— semitorquatus ſ. Halsbandtaube.
— senegalensis ſ. Senegaltaube.

Ubromitus filifera ſ. Schwalbe, fadenſchwänzige.
Uferläufer 28.
Uhu, großer (lichter) 49. 208. 266.
— ſüdlicher 266.
Uller ſ. Gaffot.
Ulme 23.
Umkullu 12 ſ. 13.
Ummat ſ. Igel.
Um-Tortor ſ. Hornrabe.
Upupa Epops ſ. Wiedehopf.
Urum ſ. Sirene.

Vater der Dornen ſ. Stachelſchwein.
Vater des Heils ſ. Delfin.
Verkehrtſchnabel 30.
Vesperugo 33. ſ. Fledermaus.
Vidua principalis ſ. Witwe, „rothſchnäbl.“
— paradisea ſ. Paradieswitwe.
Vitiflora ſ. Steinſchmätzer.
Viverra Civetta ſ. Zibetkatze.
— ſ. Ginſterkatze.
Vulpes ſ. Fuchs.
— Corsac ſ. Korſak.
— famelica ſ. Schmalfuchs.
— nilotica ſ. Nilfuchs.
— pallida ſ. Blaßfuchs.
Vultur ſ. Geier und Arten.
— occipitalis ſ. Schopfgeier.

Wabbr ſ. Klippſchlieſer.
Wachtel 53. 223. 393.
Wanderfalk 6. 48. 207. 256.
Wanderratte 8. 27. 63. 136.
Warzenſchwein 35. 47. 67. 199 f.
Waſſerläufer 37. 53.
— getüpfelter (Grünfuß) 37. 411.
Waſſerſchildkröte 38.
Waſſerſchwalbe, dunkle 229.
Waſſervögel 36. 53.
Webervogel 16 ſ. 51. 266.
— gelber 17. 217.
— graugrünlicher 13. 17. 217.
— ſchwarzer ſ. Büffelwebervogel.
Weißkopf 50. 214. 302.
Whip-poor-Will ſ. Nachtſchatten.
Wiedehopf 49. 211 277.
Wieſenſchmätzer, Hemprich's 213. 292.
Wieſenweih 261.
Wildeſel (?) 143.
Wildkatze ſ. Katze, kleinpfötige.
Wildſchaf 181.
Winde 32. 45.
Windhund, afrikaniſcher 60. 119.
Wiß ſ. Gans, egiptiſche.
Witwe, rothſchnäblige 217. 339.
Wobo 107. 109.
Wokere ſ. Schakal, ſchwarzrückiger.
Wolfshund 33. 46. 60. 114.
Würger 15. 39. 50.
— blutfleckiger, 215. 317.
— rothbäuchiger, 310. 312.
— Smith's 215.
Würgerſchnäpper 215. 309.
Wüſtenlerche 5. 15. 36. 140. 218. 345
Wüſtenhaſe 140.
Wüſtenhuhn ſ. Flughuhn, ſtreifiges.
Wüſtenläufer 140. 403.
Wüſtenmaus 5.
Wüſtenrabe 216. 319.

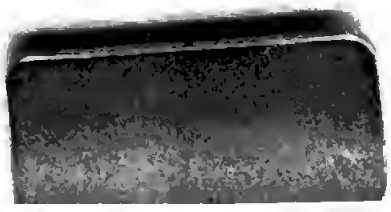
Xerus rutilus ſ. Erdeichhorn, rothes.
— leucoumbrinus ſ. Sabera, b.

Zebramanguſte ſ. Manguſte, geſtreifte.
Zebu 7. 33.
Zibetkatze 34.
Ziege 6. 9. 14. 33. 173. ſ. Hausziege.
Ziegenmelker ſ. Nachtſchatten.
Zieſelhörnchen ſ. Erdeichhorn.
Zwergböckchen 13 ff. 19 ſ. 47. 156 ff. 160.
Zwergfink 51.
Zwergmöve 3.
Zwergohreule 265.
Zwergpapagei, abiſſiniſcher 360 ſ.
Zwergreiher, Sturm's 226.
Zwergſpecht 52.
Zwergſtrandläufer 228.
Zwergziege 6.

Berichtigungen.

Seite	13	Zeile	19		lies	Aedon ſtatt Aeodon.
„	14	„	16		„	rubricollis.
„	„	„	11	v. u.	„	Strecken ſtatt Straßen.
„	15	„	5	u. öfter	lies	Sömmerring.
„	17	„	5		lies	Cecropis.
„	18	„	9		„	Cynailurus.
„	20	„	21		„	Erkelii.
„	29	„	14		„	Band ſtatt Land.
„	31	„	14		„	
„	35	„	10	v. u.	„	Otogyps.
„	37	„	6		„	ochropus.
„	40	„	10		„	Bergrieſen.
„	48	„	11		„	Otogyps.
„	49	„	13	v. u.	„	Sperrvögel ſtatt Spechtvögel.
„	50	„	8		„	Aedon.
„	51	„	6	v. u.	„	Colius leuconotos.
„	52	„	7	v. u.	„	glauconotos.
„	„	„	2	v. u.	„	Erkel'ſche.
„	59	„	14	v. u.	„	Nimmr.
„	61	„	2		„	Ambariſch.
„	„	„	8	v. u.	„	Sundevall.
„	118	„	9	v. u.	„	Windhunde.
„	132	„	15		„	leucoumbrinus
„	215	„	19		„	Telephorus.
„	218	„	4 u. 7		„	Hypochera.
„	219	„	3		„	melanocorypha.
„	220	„	9		„	Pogonias.
„	„	„	15		„	Abu-Gumba.
„	226	„	3		„	Ardetta.
„	„	„	13		„	Leucorodia.
„	„	„	9	v. u.	„	Reiherläufer.
„	250	„	11		„	milchkaffeegelb.
„	272	„	4	v. u.	„	pristoptera.
„	273	„	2		„	melanocrissus.
„	313	„	17		„	überhaucht ſtatt überhaupt.
„	365	„	4	v. u.	ſchalte nach „die ſechſte“ ein: „die dritte.“	
„	389	„	1 u. 2	v. u.	ſtreiche ein l in Erkel.	
„	409	„	5	v. o.	lies Syſtem der Ornithologie Weſtafrikas.	

Druck von Otto Wigand in Leipzig.



Digitized by Google